

Wilkie Collins



Die neue Magdalena



Die neue Magdalena (The New Magdalen.)

Roman
von
Wilkie Collins

Aus dem Englischen
Autorisierte Ausgabe

mit Illustrationen



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.

Druck v. Hirschfeld in Wien
Quelle: www.wilkiecollins.de
mit freundlicher Genehmigung

Illustrationen entnommen:
The new Magdalen
New York:
Harper & Brothers, Publishers,
Franklin Square
1873.

Inhaltsverzeichnis

Die neue Magdalena (The New Magdalen.)

Erstes Buch

I. Das Häuschen an der Grenze

Einleitung

1. Zwei Frauen

2. Die Magdalena — der Neuzeit

3. Die deutsche Granate

4. Eine Versuchung

5. Der deutsche Arzt

Zweites Buch

II. Mablethorpe-House

Einleitung

1. Die Gesellschafterin der Lady Janet

2. Es kommt der Mann

3. Der Mann erscheint

4. Eine Nachricht aus Mannheim

5. Ein Rat von Dreien

6. Die Tote lebt

7. Julian verreist

8. Julian kommt zurück

9. Spätere Ereignisse werfen ihren Schatten voraus

10. Mercys Gewissensbisse

11. Abermaliges Zusammentreffen

12. Der Schutzengel

13. Sie wird gesucht

14. Der böse Dämon

15. Der Polizeimann in Zivil

16. Tritte im Korridor

17. Der Mann im Speisezimmer

18. Lady Janet in Bedrängnis

19. Der Brief Lady Janets

21. Eine große Seele und eine kleinliche Seele

22. Magdalenens Lehrjahre

23. Der Urtheilsspruch

24. Die letzte Prüfung

Nachschrift.

I. Mister Horace Holmcraft an Miss Roseberry

II. Miss Grace Roseberry an Mister Horace Holmcraft

III. Mister Horace Holmcraft an Miss Grace Roseberry

IV. Auszüge aus dem Tagebuche des hochwürdigen Mister Julian
Gray.

Erster Auszug

Zweiter Auszug

Dritter Auszug

Vierter Auszug

Fünfter Auszug

Sechster Auszug

Erstes Buch

I.

Das Häuschen an der Grenze

Einleitung

Der Schauplatz ist Frankreich.

Der Zeitpunkt ist der Herbst des Jahres 1870 — des Kriegsjahres zwischen Frankreich und Deutschland.

Die Personen sind: Kapitän *Arnault* in der französischen Armee; Wundarzt *Surville* bei der französischen Ambulanz; Wundarzt *Wetzel* bei der deutschen Armee; *Mercy Merrick*, als Wärterin der französischen Ambulanz beigegeben, und *Grace Roseberry*, eine Dame, auf einer Reise nach England begriffen.

~~~~~

# 1.

## *Zwei Frauen*

Es war eine dunkle Nacht. Der Regen goss in Strömen herab.

Spät am Abend waren Streifpatrouillen der Franzosen und Deutschen nahe bei dem kleinen Dorf Lagrange dicht an der deutschen Grenze aufeinander gestoßen und handgemein geworden. In dem Kampf, der sich dann entspann, hatten diesmal die Franzosen über den Feind gesiegt. Für den Augenblick wenigstens waren einige hundert Mann vom Heere der Eindringlinge über die Grenze zurückgeworfen worden. Es war ein unbedeutendes Gefecht, bald nach dem großen deutschen Sieg von Weißenburg, und die Zeitungen haben gar keine, oder nur wenig Notiz davon genommen.

Kapitän Arnault, der Befehlshaber auf französischer Seite, saß allein in einem Häuschen des Dorfes, das von dem Müller der Gegend bewohnt war. Er las eben beim matten Schein eines Talglichtes einige aufgefangene Depeschen der Deutschen.

Er hatte die brennenden Scheiter, die auf dem großen, offenen Rost lagen, verlöschen lassen; die rote Glut der Kohlen erleuchtete nur schwach einen Teil des Zimmers. Hinter ihm auf dem Fußboden lagen einige leere Säcke des Müllers. In der Ecke, ihm gegenüber, stand das massive Bett aus Nussbaumholz. An den Wänden ringsum hingen in reicher Abwechslung kolorierte Abbildungen von allerlei frommen und häuslichen Gegenständen. Eine Verbindungstür, welche in die Küche des Häuschens führte, war aus ihren Angeln gerissen worden, um darauf die im Scharmützel Verwundeten herein zu tragen. Sie waren jetzt in der Küche bequem zur Ruhe gebracht unter der Obhut des französischen Arztes und der englischen Wärterin, welche die Ambulanz begleitete. Ein Stück groben Zeuge hing in der Öffnung zwischen den beiden Zimmern

und bildete so den Ersatz für die Tür. Eine zweite Tür, die vom Schlafzimmer in den Hof hinausführte, war versperrt; und der hölzerne Laden, welcher das eine Fenster des Zimmers verwahrte, war sorgfältig verriegelt. Verstärkte Wachen standen auf allen Vorposten. Auf diese Weise hatte der französische Kommandant sein Möglichstes getan, um sich und seinen Leuten eine ungestörte Nachtruhe zu sichern.

Kapitän Arnault war noch in die Depeschen vertieft, aus denen er zuweilen mithilfe des auf dem Tisch stehenden Schreibzeuges Notizen machte, als er in dieser Beschäftigung durch das Erscheinen eines Eintretenden unterbrochen wurde. Doktor Surville trat aus der Küche herein, indem er den Zeugvorhang auf die Seite schob, und näherte sich dem kleinen, runden Tisch, an welchem sein Vorgesetzter saß.

»Was gibt's?« fragte der Kapitän in scharfem Ton.

»Ich hätte eine Frage an Sie«, versetzte der Arzt. »Sind wir gesichert für die Nacht?«

»Weshalb wollen Sie das wissen?« forschte der Kapitän argwöhnisch. Der Arzt deutete nach der Küche, die nunmehr zum Hospital für die Verwundeten umgewandelt war.

»Die armen Kerls da drinnen sind besorgt für die nächsten paar Stunden«, versetzte er. »Sie fürchten einen Überfall und sie fragen mich, ob sie halbwegs sicher sein können, eine ruhige Nacht zu haben. Was glauben Sie darüber?«

Der Kapitän zuckte die Achseln. Der Arzt ließ nicht nach. »Aber, Sie sollten es wissen,« sagte er.

»Ich weiß, dass wir im Augenblick im Besitz des Dorfes sind«, antwortete der Kapitän, »mehr weiß ich nicht; hier sind Papiere des Feindes.« Er hielt sie in die Höhe und schüttelte sie ungeduldig, während er sprach: »Sie geben mir keine Nachricht, auf die ich mich verlassen könnte. Dagegen kann ich nur sagen, dass das Hauptcorps der Deutschen, der Zahl nach und um das Zehnfache überlegen, diesem Hause möglicherweise näher ist als das französische Hauptcorps. Ziehen Sie daraus Ihre Schlüsse. Ich habe weiter nichts zu sagen.«

Nach dieser entmutigenden Antwort sprang Kapitän Arnault auf, zog die Kapuze seines Mantels über den Kopf und zündete sich am Licht eine Zigarre an.

»Wohin gehen Sie?« fragte der Arzt.

»Um nach den Vorposten zu sehen.«

»Haben Sie dies Zimmer zunächst nicht nötig?«

»Ich brauche es jetzt nicht, für mehrere Stunden nicht, denken Sie einen ihrer Verwundeten hier einzuquartieren?«

»Ich dachte an die englische Dame«, antwortete der Arzt, »die Küche ist doch nicht recht der Platz für sie. Sie hätte es hier bequemer und die englische Wärterin könnte ihr Gesellschaft leisten.«

Der Kapitän lächelte, doch nicht sehr vergnügt. »Es sind zwei Frauen«, sagte er, »und Doktor Surville ist ein Ritter der Damen. Führen Sie sie herein, wenn sie so unvorsichtig sind, sich hier Ihnen anzuvertrauen.« Im Begriffe hinaus zu gehen, blieb er noch einen Augenblick stehen und blickte misstrauisch zurück auf die brennende Kerze. »Schärfen Sie den Frauen Vorsicht ein«, sagte er, »dass sie ihre Neugierde ja nicht außerhalb dieses Zimmers üben.«

»Was meinen Sie?«

Der Kapitän wies mit dem Zeigefinger bedeutsam nach dem geschlossenen Fensterladen.

»Haben Sie je eine Frau gekannt, die der Versuchung widerstanden hätte, zum Fenster hinaus zu sehen?« fragte er. »Finster, wie es schon ist, werden Ihre Damen früher oder später gewiss die Lust verspüren, diesen Laden zu öffnen. Sagen Sie ihnen, dass ich nicht wünsche, durch das Kerzenlicht mein Hauptquartier den deutschen Patrouillen verraten zu sehen. Wie ist das Wetter? Regnet es noch?«

»Es gießt in Strömen.«

»Um so besser. Dann werden die Deutschen uns nicht sehen.« Mit dieser tröstlichen Bemerkung öffnete er die Tür, die in den Hof führte, und schritt hinaus.

Der Arzt hob den Zeugvorhang etwas in die Höhe und rief in die

Küche: »Miss Merrick, haben Sie Zeit, ein wenig auszuruhen?«

»Zeit im Überfluss«, antwortete eine sanfte Stimme, mit einem Anflug von Melancholie, die schon in diesen drei Worten hörbar durchklang.

»So kommen Sie herein«, fuhr der Arzt fort, »und führen Sie die englische Dame auch herein. Hier haben Sie ein ruhiges Zimmer ganz für sich allein.«

Er hielt den Vorhang zurück und die beiden Frauen traten ein.

Die Wärterin ging voran — sie war groß, schlank und anmutig gebaut — sie trug das nette Uniformkleid von schwarzem Stoff, mit einfachem Leinwandkragen und Manschetten und das hochrote Kreuz der Genfer Konvention auf die linke Schulter geheftet. Bleich und traurig, in ihrem Gesichte und ganzen Wesen den beredten Ausdruck unterdrückter Leiden und tiefen Kummers, lag in ihrer Haltung ein angeborener Adel, in dem Blicke ihrer großen, grauen Augen und in den feinen Linien ihres Gesichtes eine angeborene Größe, die sie unter jedweden Verhältnissen und in jedweder Kleidung unwiderstehlich anziehend und schön erschienen ließ. Ihre Begleiterin hatte einen dunkleren Teint und war kleiner, allein sie besaß so hervortretende Reize, dass es nichts weiter bedurfte, um die höfliche Beflissenheit des Doktors zu rechtfertigen, ihr im Zimmer des Kapitäns ein Obdach zu verschaffen. Das allgemeine Urteil hätte sie in jedem Lande für eine ungewöhnlich schöne Frau erklärt. Sie trug den langen, grauen Mantel, in dem sie vom Kopf bis zum Fuß eingehüllt war, mit einer Grazie, die eben einfachen, ja selbst abgetragenen Kleidungsstücken den eigenen Reiz mitteilt. Die Mattigkeit in ihren Bewegungen und die Unsicherheit im Ton ihrer Stimme, als sie dem Arzt dankte, bewies deutlich, wie sehr sie durch die ertragenen Anstrengungen litt. Ihre dunklen Augen durchsuchten scheu den matt erleuchteten Raum und sie hielt sich fest am Arme der Krankenwärterin mit dem Ausdruck einer Frau, deren Nervensystem erst kürzlich durch Schreck heftig erschüttert worden.

»Auf eines haben Sie zu achten, meine Damen«, sagte der Arzt. »Hüten Sie sich ja, den Fensterladen zu öffnen, sonst könnte das Licht durch das Fenster von draußen gesehen werden. Im Übrigen

steht es uns frei, es uns hier so bequem als möglich zu machen. Beruhigen Sie sich, Madame, und vertrauen Sie auf den Schutz eines Franzosen, der Ihnen wahrhaftig ergeben ist!« Um seinen letzten galanten Worten mehr Nachdruck zu verleihen, führte er die Hand der englischen Dame an seine Lippen. In dem Augenblicke, als er sie küssen wollte, wurde der Zeugvorhang abermals zurückgeschoben. Ein Bediensteter der Ambulanz erschien und meldete, ein Verband sei locker geworden und einer der Verwundeten allem Anscheine nach dem Verbluten nahe. Der Arzt fügte sich, obgleich mit schlecht verhehltem Unmut, in sein Schicksal, ließ die Hand der reizenden Engländerin fallen und gehorchte der Pflicht, die ihn nach der Küche rief. Die zwei Damen blieben allein im Zimmer zurück.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen, Madame?« fragte die Wärterin.

»Nennen Sie mich nicht Madame«, versetzte die junge Dame freundlich. »Mein Name ist Grace Roseberry. Wie heißen Sie?«

Die Wärterin zögerte. »Mein Name ist nicht so hübsch wie der Ihre«, sagte sie und zögerte wieder. »Nennen Sie mich Mercy Merrick«, fügte sie nach kurzem Bedenken hinzu.

Hatte sie einen falschen Namen angegeben? Haftete vielleicht an ihrem wahren Namen irgendeine unglückliche Berühmtheit? Miss Roseberry ließ sich nicht Zeit, um diese Fragen zu stellen. »Wie kann ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen«, rief sie, »für Ihre schwesterliche Freundlichkeit gegen mich, gegen die Fremde?«

»Ich habe nur meine Pflicht getan«, sagte Mercy Merrick in etwas kühlem Tone. »Es ist nicht der Rede wert.«

»Es ist wohl der Rede wert. In welcher Lage fanden Sie mich, als die französischen Soldaten die Deutschen vertrieben hatten! Mein Reisewagen war aufgehalten, meine Pferde weggenommen worden, ich selbst in fremdem Land bei einbrechender Nacht, meines Geldes und meines Gepäcks beraubt und überdies noch bis auf die Haut von dem strömenden Regen durchnässt! Ihnen verdanke ich mein Obdach hier — ich trage Ihre Kleider, ohne Sie wäre ich vor Angst und Schrecken gestorben. Womit kann ich Ihnen solche Dienste vergelten?«

Mercy stellte einen Stuhl für ihren Gast in die Nähe des Tisches und setzte sich selbst, in einiger Entfernung, auf eine alte Kiste, die in einer Ecke des Zimmers stand. »Darf ich eine Frage an sie richten?« sagte sie plötzlich.

»Hundert Fragen«, rief Grace, »wenn Sie wollen.« Sie sah nach der verlöschenden Glut und dann nach der dunkelsten Ecke des Zimmers, wo die undeutlich sichtbare Gestalt ihrer Begleiterin saß. »Die elende Kerze gibt kaum Licht«, sagte sie ungeduldig. »Sie wird nicht mehr lange aushalten. Können wir den Raum nicht etwas heiterer machen? Kommen Sie doch hervor aus Ihrer Ecke. Rufen Sie nach mehr Holz und Licht.«

Mercy blieb in ihrer Ecke und schüttelte den Kopf; »Kerzen und Holz sind gar seltene Dinge hier«, antwortete sie. »Wir müssen Geduld haben, selbst wenn wir im Finsternen gelassen würden. Sagen Sie«, fuhr sie fort, indem sie ihre Stimme etwas erhob, »wie kam es, dass Sie wagten, in Kriegszeit die Grenze zu passieren?«

Bei Beantwortung dieser Frage ließ Grace die Stimme sinken. Die eben noch gezeigte Heiterkeit ihres Wesens verschwand plötzlich.

»Ich hatte die dringendsten Gründe«, sagte sie, »nach England zurückzukehren.«

»Allein?« versetzte die andere, »ohne irgendwelchen Schutz?«

Grace senkte den Kopf. »Ich ließ meinen einzigen Beschützer — meinen Vater — auf dem englischen Friedhof in Rom zurück«, antwortete sie im Tone rührender Einfachheit. »Meine Mutter starb vor mehreren Jahren in Kanada.«

Die schattenähnliche Gestalt der Wärterin veränderte plötzlich ihre Stellung auf der Kiste. Sie war bei den letzten Worten der Miss Roseberry aufgesprungen.

»Kennen Sie Kanada?« fragte Grace.

»Sehr gut«, war die kurze Antwort, sie wurde trotz ihrer Kürze nur mit Widerstreben gegeben.

»Waren Sie jemals in der Nähe von Port Logan?«

»Ich lebte einst ein paar Meilen von Port Logan entfernt.«

»Wann?«

»Es ist schon einige Zeit her.« Mit diesen Worten zog sich Mercy Merrick in ihre Ecke zurück, und gab dem Gespräch eine andere Wendung. »Ihre Verwandten in England werden Ihretwegen in großer Angst sein«, sagte sie.

Grace seufzte. »Ich habe keine Verwandten in England. Sie können sich kaum jemand vorstellen, der freudloser dasteht als ich. Wir zogen fort von Kanada, als die Gesundheit meines Vaters uns Besorgnis einflößte, und versuchten nach dem Rate des Arztes das Klima Italiens. Sein Tod machte mich nicht nur freudlos, sondern auch arm.« Sie schwieg einen Augenblick und nahm aus der Tasche des großen, grauen Mantels, den ihr die Krankenwärterin geliehen hatte, eine lederne Briefftasche. »Meine Aussichten für die Zukunft«, begann sie wieder, »beruhen sämtlich auf dem Inhalt dieser kleinen Tasche. Es ist der einzige Schatz, den ich zu verbergen im Stande war, als ich meiner anderen Sachen beraubt wurde.«

Mercy konnte gerade die Briefftasche sehen, als Grace sie in der immer zunehmenden Dunkelheit des Zimmers in die Höhe hielt.

»Haben Sie Geld darin?« fragte sie.

»Nein, nur einige Familienpapiere und einen Empfehlungsbrief meines Vaters an eine ältere Dame in England — mir der er durch seine Heirat verwandt wurde, und die ich noch nie gesehen habe. Die Dame will mich als Gesellschafterin und Vorleserin in ihr Haus nehmen. Wenn ich nicht schnell nach England zurückkehre, erhält eine andere diese Stelle.«

»Können Sie sich denn nicht auf etwas anderes verlegen?«

»Nein. Meine Erziehung ist vernachlässigt worden — wir führten ein etwas unregelmäßiges Leben im fernen Westen. Ich bin durchaus nicht befähigt, eine Gouvernantenstelle auszufüllen. Darum hänge ich ganz und gar von der fremden Dame ab, die mich um meines Vaters willen aufnimmt.« Sie steckte die Briefftasche wieder in die Tasche ihres Mantels und schloss ihre kleine Erzählung ebenso einfach, als sie sie begonnen hatte. »Meine Geschichte ist traurig, nicht wahr?« sagte sie.

Die Wärterin beantwortete plötzlich diese Frage mit den sonderbaren, bitteren Worten:

»Es gibt wohl noch traurigere Geschichten als die Ihrige. Es gibt Tausende unglücklicher Frauen, die sich nichts besseres wünschen würden, als mit Ihnen zu tauschen.«

Grace stutzte. »Was kann den an meinem Los beneidenswert erscheinen?«

»Ihr unbescholtener Charakter und Ihre Aussicht, in einem anständigen Haus ehrenvoll untergebracht zu werden.«

Grace wendete sich auf ihren Stuhl und blickte verwundert in die dämmerige Zimmerecke.

»Wie sonderbar Sie das sagen!« rief sie. Keine Antwort; die schattenhafte Gestalt auf der Kiste rührte sich nicht. Grace stand unwillkürlich auf und näherte sich mit ihrem Stuhle der Wärterin. »Ist Ihr Leben vielleicht etwas romanhaft gewesen?« fragte sie. »Weshalb haben Sie sich die furchtbaren Verpflichtungen auferlegt, die ich Sie hier erfüllen sehe? Sie flößen mir unbeschreibliches Interesse ein. Geben Sie mir Ihre Hand.«

Mercy fuhr zurück und wies die dargebotene Hand ab.

»Sind wir denn nicht Freundinnen?« fragte Grace erstaunt.

»Wir können niemals Freundinnen sein.«

»Warum nicht?«

Die Wärterin blieb stumm.

Grace erinnerte sich des Zögerns, als sie ihren Namen nannte und zog daraus einen neuen Schluss. »Sollte ich recht geraten haben«, fragte sie eifrig, »wenn ich in Ihnen irgendeine hohe Dame in Verkleidung vermute?«

Mercy lachte vor sich hin — leise und bitter. »Ich, eine hohe Dame!« sagte sie verächtlich. »Ich bitte Sie um des Himmelswillen, sprechen wir von etwas anderem.«

Graces Neugierde war auf das Höchste gespannt. Sie fuhr beharrlich fort: »Ich bitte Sie nochmals, lassen Sie uns Freundschaft schließen.« Bei diesen Worten legte sie ihre Hand sanft auf Mercys Schulter. Mercy schüttelte sie unwillig ab. Es lag in dieser Bewegung eine Härte, die selbst das geduldigste Wesen hätte verletzen müssen. Grace zog sich empört zurück. »Ach«, rief sie, »Sie sind

grausam.«

»Ich will Ihnen wohl«, antwortete die Wärterin ernster als je.

»Ist das freundlich von Ihnen, mich so in Entfernung zu halten? Ich habe Ihnen mein Schicksal erzählt.«

Die Wärterin sagte mit vor Erregung erhobener Stimme: »Veranlassen Sie mich nicht, zu sprechen, Sie werden es bereuen.«

Grace ließ sich nicht abschrecken. »Ich habe Zutrauen zu Ihnen«, fuhr sie fort. »Es ist von Ihnen nicht edel, mich gegen Sie zu verpflichten, und Ihrerseits mich von Ihrem Vertrauen auszuschließen.«

»Sie wollen es so haben?« sagte Mercy Merrick. »Wohlan denn, es sei! Setzen Sie sich wieder.« Grace fühlte vor Erwartung der kommenden Enthüllungen ihr Herz heftig klopfen. Sie zog ihren Stuhl näher an die Kiste, auf welcher die Wärterin saß. Diese schob jedoch den Stuhl entschlossen in einige Entfernung zurück.

»Nicht so nahel!« sagte sie streng.

»Weshalb nicht?«

»Nicht so nahe«, wiederholte die ernste, entschlossene Stimme. »Warten Sie ab, bis Sie mich gehört haben.«

Grace gehorchte, ohne ein Wort weiter zu verlieren. Es entstand eine augenblickliche Stille. Ein schwacher Lichtstrahl zuckte aus der verlöschenden Kerze empor und zeigte Mercy, wie sie in sich gekauert auf der Kiste saß, die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in die Hände gedrückt.

Im nächsten Augenblick war das Zimmer in Finsternis begraben. Als die zwei Frauen von der Dunkelheit überrascht wurden, begann die Wärterin zu sprechen.

---

## 2.

### *Die Magdalena — der Neuzeit*

»Waren Sie bei Lebzeiten Ihrer Mutter jemals in der Lage, mit ihr nach hereingebrochener Nacht durch die Straßen einer großen Stadt zu gehen?«

In dieser sonderbaren Weise eröffnete Mercy Merrick die vertrauliche Unterredung, zu der sie Grace Roseberry genötigt hatte. Grace antwortete einfach: »Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich will Sie auf andere Art fragen«, sagte die Wärterin. Ihre Stimme verlor die unnatürliche Härte und Strenge und gewann ihre ursprüngliche Weichheit und jenen traurigen Klang wieder, als sie folgende Worte sprach: »Sie lesen doch die Zeitungen wie die übrigen Leute«, fuhr sie fort; »haben Sie da nie von Ihren unglücklichen Mitmenschen gehört — den darbenden Auswürflingen der Gesellschaft — welche die Not zur Sünde getrieben hat?«

Noch immer verwundert, antwortete Grace, dass sie dergleichen öfter in Zeitungen und Büchern gelesen habe.

»Haben Sie gehört — dass, wenn diese darbenden, sündigen Geschöpfe Frauen waren — ein Zufluchtsort für sie bestand, um sie zu schützen und zu bessern?«

Die Überraschung, mit der Grace anfangs zugehört hatte, verschwand und machte einem undeutlichen Verdacht Platz, dass etwas Peinliches im Anzug sei. »Dies sind außergewöhnliche Fragen«, sagte sie ängstlich. »Was meinen Sie damit?«

»Antworten Sie mir«, drängte die Wärterin. »Haben Sie von den Besserungshäusern gehört? Haben Sie von Frauen gehört, die so tief gesunken sind?«

»Ja.«

»Rücken Sie Ihren Stuhl noch etwas weiter von mir weg.« Sie hielt inne. Ihre Stimme sank, ohne ihre Festigkeit zu verlieren, tief herab.

»Ich war einst auch eine dieser Unglücklichen«, sagte sie ruhig.

Grace sprang mit einem unterdrückten Schrei empor. Sie stand wie versteinert, unfähig ein Wort hervorzubringen.

»Ich war in einem Besserungshause«, fuhr die sanfte, traurige Stimme der anderen fort. »Ich bin im Gefängnis gewesen. Wünschen Sie jetzt noch meine Freundin zu werden? Drängt es Sie noch, an meiner Seite zu sitzen und meine Hand zu fassen?« Sie wartete auf eine Antwort, doch es kam keine. »Sehen Sie, Sie hatten sich geirrt«, fuhr sie sanft fort, »als Sie mich grausam nannten — und ich hatte recht, wenn ich sagte, ich sei nur wohlwollend.«

Bei dieser Anrede fasste sich Grace. »Ich will Sie nicht kränken«, begann sie verwirrt.

Mercy Merrick unterbrach sie. »Sie kränken mich nicht«, sagte sie in einem Tone, dem man auch nicht den leisesten Schmerz anmerken konnte. »Ich bin es gewohnt, am Pranger meiner eigenen Vergangenheit zu stehen, ich frage mich wohl mitunter, ob ich allein die Schuld an allem trage. Ich möchte manchmal wohl wissen, ob denn die menschliche Gesellschaft nicht irgend Verpflichtungen mir gegenüber hatte, damals, als ich als Kind in den Straßen Zündhölzchen verkaufte und später — wie mir als Arbeiterin gar oft bei der Nadel die Sinne schwanden aus Mangel an Nahrung.« Hier, zum ersten Male, versagte ihr die Stimme; sie wartete einen Augenblick, und war wieder gefasst. »Jetzt ist es nutzlos, bei diesen Dingen zu verweilen«, sagte sie ergeben. »Die Gesellschaft kann dafür zahlen, dass ich gebessert werde — aber mir selbst kann sie mich nicht mehr zurückgeben. Sie sehen mich hier auf einem Vertrauensposten — wo ich in Geduld und Demut nach Kräften Gutes tue. Es ist einerlei! Hier oder anderswo, was ich jetzt bin, ändert nicht, was ich einst war. Drei Jahre hindurch tat ich alles, was eine Frau, die aufrichtig büßen will, nur tun kann. Es ist einerlei! Lassen Sie meine Geschichte nur erst bekannt werden, und ihr Schatten fällt auf mich; die liebevollsten Menschen ziehen sich von mir zurück.«

Sie wartete abermals, ob denn dies Wesen wohl ein Wort des Trostes für sie haben werde? Nein. Miss Roseberry fühlte sich

unangenehm berührt; Miss Roseberry war verwirrt. »Mir tun Sie recht leid«, war alles, was sie sagen konnte.

»Jedermann bedauert mich«, antwortete die Wärterin geduldig, wie immer; »jedermann ist freundlich gegen mich, aber das bringt das Verlorene nicht wieder.«

»Ich kann nicht mehr zurück! Ich kann nicht mehr zurück«, rief sie in einem leidenschaftlichen Ausbruch von Verzweiflung — sie bezwang sich jedoch im nächsten Augenblick. »Soll ich Ihnen sagen, welche Erfahrungen ich gemacht habe?« begann sie von neuem.

»Wollen Sie die Geschichte hören — die Geschichte einer Magdalena — aus unseren Tagen?«

Grace trat einen Schritt zurück; Mercy verstand sie sogleich.

»Ich werde Ihnen nichts erzählen, das zu hören Sie sich scheuen müssen«, sagte sie. »Eine Dame in Ihrer Lage würde ja ohnehin die Prüfungen und Kämpfe nicht fassen können, die ich durchzumachen hatte. Ich will meine Geschichte im Besserungshause beginnen lassen. Die Hausmutter hat mich mit dem Charakter entlassen, den ich mir ehrlich verdient habe — den Charakter einer gebesserten Frau. Ich trat in einen Dienst und rechtfertigte das in mich gesetzte Vertrauen, ich ward eine treue Dienerin. Eines Tages ließ mich meine Herrin rufen — eine gütige Herrin, wie es nur eine geben konnte. Mercy, mir tut es Ihretwegen leid; es ist herausgekommen, dass ich Sie aus einer Besserungsanstalt genommen habe; ich würde alle Dienstleute im Hause verlieren, Sie müssen gehen. Ich kehrte zu der Hausmutter zurück — die war wieder freundlich. Sie nahm mich wie ihr Kind auf. Wir wollen es nochmals versuchen, Mercy; seien Sie deshalb nicht niedergeschlagen. — Ich sagte Ihnen vorhin, ich sei in Kanada gewesen?«

Grace begann gegen ihren Willen Interesse zu fühlen. Sie antwortete etwas in einem Tone, den man fast hätte warm nennen können. Sie kehrte auf ihren Stuhl zurück — der in gehöriger und bedeutsamer Entfernung von der Kiste stand.

Die Wärterin fuhr fort: »Meine nächste Stelle war in Kanada bei der Frau eines Offiziers, vornehme Leute, die ausgewandert waren. Ich begegnete dort mehr Freundlichkeit als je und führte diesmal ein

angenehmes und ruhiges Leben. Ich fragte mich selbst: Sollte das Verlorene wieder gewonnen sein? Bin ich wieder geboren? Meine Herrin starb. Es kamen fremde Leute in die Nachbarschaft. Darunter befand sich eine junge Dame — mein Herr dachte an eine zweite Frau. Ich habe (in meinen Verhältnissen) das Unglück, eine sogenannte schöne Frau zu sein, ich erzeuge die Neugierde der Fremden. Die neuen Ankömmlinge erkundigten sich nach mir; die Antworten meines Herrn schienen sie nicht zu befriedigen. Mit einem Worte, sie fanden heraus, was ich früher gewesen war. Wieder die alte Geschichte; Mercy, mir tut es sehr leid; man spricht über Sie und mich; wir sind unschuldig, aber das hilft nichts — wir müssen voneinander scheiden. Ich verließ die Stelle. Nur einen Vorteil hatte ich mir während meines Aufenthaltes in Kanada angeeignet, der mir hier gute Dienste leisten sollte.«

»Und worin bestand der?«

»Unsere nächsten Nachbarn waren französische Kanadier. Ich lernte französisch sprechen.«

»Kehrten Sie nach London zurück?«

»Wohin hätte ich sonst gehen sollen — ohne jede Stellung?« sagte Mercy traurig.

»Ich ging wieder zu der Hausmutter zurück. In der Besserungsanstalt waren Krankheiten ausgebrochen, so machte ich mich als Krankenwärterin nützlich. Einer der Ärzte wurde auf mich aufmerksam — er verliebte sich in mich, wie man gewöhnlich sagt. Er hätte mich auch geheiratet. Die Wärterin jedoch, als ehrliche Frau, war verpflichtet, ihm die Wahrheit zu sagen. Er erschien nie wieder. Die alte Geschichte! Ich begann zu erlahmen, weil ich mir immer wieder sagen musste, ich kann nicht zurück! Ich kann nicht zurück! Da erfasste mich die Verzweiflung — die Verzweiflung, die das Herz stumpf macht. Ich hätte vielleicht einen Selbstmord begangen; vielleicht hätte ich mich in den Strudel meines früheren Lebens hineinziehen lassen — um eines Menschen, um eines Mannes willen tat ich es nicht.«

Bei diesen letzten Worten stockte ihre Stimme neuerdings, die bei der früheren Erzählung ihres traurigen Schicksals ruhig und

gleichmäßig geklungen hatte. Sie hielt inne und schien schweigend den Erinnerungen zu folgen, welche sie eben in ihrem Innern wieder wachgerufen hatte. Hatte sie vergessen, dass sie nicht allein im Zimmer war? Die Neugierde ließ Grace keine Wahl, sie musste ihrerseits darauf etwas sagen.

»Wer war jener Mann?« fragte sie. »Auf welche Weise hat er sich als Ihr Freund erwiesen?«

»Mein Freund? Er weiß nicht einmal, dass ich existiere.«

Diese befremdende Antwort konnte die Ungeduld nur noch erhöhen, mit welcher Grace mehr zu hören wünschte.

»Sie sagten eben —« begann sie.

»Ich sagte eben, dass er mich gerettet hat. Er tat es wirklich; Sie sollen hören, wie. An einem Sonntag war unser gewöhnlicher Geistlicher im Besserungshause verhindert, den Gottesdienst zu halten. Er wurde von einem Fremden vertreten, einem ganz jungen Menschen. Die Hausmutter sagte uns, sein Name sei Julian Gray. Ich saß in der letzten Reihe der Bänke, im Schatten der Galerie, von wo aus ich ihn sehen konnte, ohne von ihm gesehen zu werden. Er predigte über den Text aus der heiligen Schrift: »Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!« Was glücklichere Frauen von seiner Predigt gedacht haben mögen, weiß ich nicht; unter uns — von den Bewohnern des Besserungshauses — blieb auch nicht ein Auge tränenleer. Was mich betrifft, so bewegte er mein Herz in einer Weise, wie kein Mann weder vorher noch nachher es jemals getan. Die starre Verzweiflung meines Innern schmolz schon beim Klang seiner Stimme. Mein Lebenslauf zeigte mir wieder, während er sprach, seine edlere Seite. Seit jenem Augenblick habe ich mich in mein hartes Schicksal gefügt und trage es in Geduld. Vielleicht wäre noch mehr aus mir geworden, vielleicht wäre ich glücklich geworden, hätte ich es über mich gewinnen können, mit Julian Gray zu sprechen.«

»Was hinderte Sie daran, mit ihm zu sprechen?«

»Ich fürchtete mich.«

»Vor was fürchteten Sie sich?«

»Davor, mein schweres Leben mir noch schwerer zu machen.«

Eine Frau, die sie verstanden hätte, würde vielleicht haben erraten können, was das sagen wollte. Grace jedoch war einfach in Verlegenheit versetzt, und darum nicht fähig, es zu erraten.

»Ich verstehe Sie nicht.«

Jetzt blieb für Mercy keine andere Wahl, als die Wahrheit in deutlicheren Worten zu bekennen. »Ich fürchtete ihm durch meinen Kummer Interesse einzuflößen, und dafür mein Herz an ihm zu verlieren.«

Der gänzliche Mangel irgendwelchen Verständnisses für sie von Seiten Graces sprach sich nun unbewusst auf die deutlichste Weise aus.

»Sie!« rief sie aus, im Tone des größten Erstaunens.

Die Wärterin erhob sich langsam, der Ausdruck, in dem Grace ihre Überraschung kundgegeben hatte, sagte ihr deutlich — ja fast in roher Weise — dass sie ihr Bekenntnis genug enthüllt hatte.

»Ich setze Sie in Erstaunen?« sagte sie. »O, mein junges Fräulein — Sie wissen nicht, welche eine rauhe Behandlung ein Frauenherz ertragen und dennoch in Treue schlagen kann! Bevor ich Julian Gray gesehen hatte, waren mir die Männer nur ein Gegenstand des Abscheus. Lassen wir dies Gespräch. Der Prediger aus dem Besserungshaus ist jetzt nur mehr eine Erinnerung — die einzige willkommene Erinnerung aus meinem Leben. Weiter habe ich ihnen nichts zu erzählen. Sie bestanden darauf, meine Geschichte zu hören — nun haben Sie sie gehört.«

»Ich habe aber noch nicht gehört, auf welche Weise Sie hier Beschäftigung fanden«, sagte Grace, indem sie artigkeithalber, aber innerlich mit Unbehagen das Gespräch fortsetzte.

Mercy schritt durch das Zimmer und scharfte langsam die letzten glimmenden Reste des Feuers zusammen.

»Die Hausmutter hat Bekannte in Frankreich«, antwortete sie, »die mit den Militärspitälern in Berührung stehen. Unter diesen Umständen war es nicht schwer, mir diese Stelle zu verschaffen. Die Gesellschaft kann hier für mich eine Verwendung finden. Meine

Hand ist so leicht, meine tröstenden Worte sind jenen leidenden Unglücklichen«, sie deutete nach dem Raum, wo die Verwundeten lagen, »so lieb, als wenn ich die ehrbarste Frau von der Welt wäre. Und trifft mich ein Streifschuss auf meinem Weg, ehe der Krieg zu Ende ist — nun! So ist die Gesellschaft wenigstens auf eine bequeme Art mich los geworden.«

Sie stand und blickte gedankenvoll auf die Trümmer des Feuers, als sehe sie auf die Trümmer ihres eigenen Lebens. Die gewöhnliche Menschenfreundlichkeit forderte es, ihr darauf etwas zu erwidern. Grace besann sich — trat einen Schritt näher — blieb stehen und erledigte sich ihrer Aufgabe mit der einfältigsten unter den alltäglichen Phrasen, die ein Mensch dem anderen sagen kann.

»Wenn ich etwas für Sie tun kann«, begann sie. Der Satz ward nicht vollendet. Miss Roseberry besaß gerade genug Schonung gegen die Verlorene, die sie gerettet und geschützt hatte, um weitere Worte für überflüssig zu halten.

Die Wärterin erhob ihren edel geformten Kopf und schritt langsam nach dem Vorhang, um zu ihrer Pflicht zurückzukehren.

»Miss Roseberry hätte wohl meine Hand fassen können!« dachte sie bitter bei sich selbst. »Aber nein! Sie hielt sich vielmehr in Entfernung, ohne zu wissen, was sie eigentlich sagen sollte. »Was können Sie für mich tun?« fragte Mercy, sie war im Augenblick durch die kalte Verbeugung ihrer Gefährtin zu einem Ausbruch ihrer vollen Menschenverachtung gereizt. »Können Sie mir den Namen und die Stellung einer unschuldigen Frau geben? Ach hätte ich Ihr Schicksal! Hätte ich nur Ihren guten Ruf und Ihre Aussichten für das Leben!« Sie legte ihre Hand auf die Brust und bezwang sich. »Bleiben Sie hier«, begann sie wieder, »während ich an meine Arbeit gehe. Ich will sehen, dass Ihre Kleider getrocknet werden. Sie sollen meine Kleider nicht länger tragen müssen, als dringend nötig ist.« Nach diesen melancholischen Worten — die in rührendem Tone, nicht bitter gesprochen wurden — war sie im Begriffe, in die Küche zu treten, als sie bemerkte, dass das Klatschen des Regens am Fenster aufgehört hatte. Sie ließ den Vorhang fallen, und lenkte ihre Schritte zurück, dann öffnete sie den Fensterladen und sah hinaus.«

Der Mond stieg verschleiert am trüben Himmel empor, der Regen hatte aufgehört; das begünstigende Dunkel, welches die französische Position vor den Augen der deutschen Patrouillen verborgen hatte, wurde mit jedem Augenblick geringer. In ein paar Stunden, wenn nichts dazwischen kam, konnte die Engländerin ihre Reise fortsetzen. In ein paar Stunden brach der Morgen an.

Mercy hob die Hand, um den Laden zu schließen. Bevor sie ihn wieder festmachen konnte, schlug von einem der entfernteren Posten der Knall eines Büchschusses an ihr Ohr, gleich darauf ein zweiter, schon näher und stärker. Mercy hielt inne, den Laden in der Hand, und horchte gespannt auf einen nächsten Knall.

---

### 3.

#### *Die deutsche Granate*

Der Knall des dritten Büchschusses drang durch die Nacht — schon ganz aus der Nähe des Häuschens. Grace sprang auf und trat erschreckt an das Fenster.

»Was bedeutet dies Schießen?« fragte sie.

»Signale der Vorposten«, erwiderte die Wärterin gelassen.

»Droht irgend Gefahr? Kehren die Deutschen zurück?«

Doktor Surville erwiderte diese Frage. Er hob eben den Zeugvorhang in die Höhe, um einen Blick in das Zimmer zu werfen, als Miss Roseberry sprach.

»Die Deutsche dringen gegen uns vor«, sagte er. »Ihre Vorhut ist in Sicht.«

Grace sank auf den nebenstehenden Stuhl und zitterte am ganzen Leibe. Mercy näherte sich dem Arzt und richtete entschlossen die Frage an ihn:

»Werden wir die Stellung verteidigen?« forschte sie.

Doktor Surville schüttelte bedeutsam den Kopf.

»Unmöglich! Der Feind ist uns wie immer um das Zehnfache überlegen.«

Der schrille Wirbel der französischen Trommeln wurde draußen gehört.

»Das Zeichen zum Rückzug!« sagte der Arzt. »Der Kapitän ist nicht der Mann danach, über das, was er zu tun hat, lange nachzudenken. Wir müssen selbst für uns sorgen. In fünf Minuten müssen wir diesen Ort geräumt haben.« Bei diesen Worten knallte eine förmliche Salve aus den Reihen der Deutschen. Ihre Vorhut griff die französischen Vorposten an. Grace fasste den Arzt mit flehender Gebärde am Arme. »Nehmen Sie mich mit«, rief sie. »O ich habe schon einmal von den Deutschen zu leiden gehabt; verlassen Sie

mich nicht, wenn sie wieder kommen!« Der Arzt fühlte sich der Situation gewachsen; er drückte die Hand der hübschen Engländerin an seine Brust.

»Fürchten Sie nichts, Madame«, sagte er, und dabei sah er aus, als könnte er mit seinem unüberwindlichen Arm die gesamten Streitkräfte der Deutschen vernichten.

»Das Herz eines Franzosen schlägt unter Ihrer Hand. Die Ergebenheit eines Franzosen wird Sie zu schützen wissen.«

Graces Kopf sank auf seine Schulter. Monsieur Surville hatte das Bewusstsein, sich gut benommen zu haben; er blickte auffordernd nach Mercy hin. Auch sie war ein reizendes Wesen. Der Franzose hatte eine zweite Schulter für sie bereit. Zum Unglück war das Zimmer finster — der Blick für Mercy war verschwendet. Sie dachte der hilflosen Kranken im Innern des Hauses und erinnerte den Arzt an die Pflichten seines Berufes.

»Was soll aus den Kranken und Verwundeten werden?« fragte sie.

Monsieur Surville zuckte die Achsel — die freie nämlich.

»Die kräftigsten unter ihnen können wir mit uns fortnehmen«, sagte er. »Die Anderen müssen hier zurückbleiben. Für sich selbst meine Liebe, brauchen Sie nichts zu fürchten. Es wird sich schon ein Platz im Gepäckwagen finden.«

»Und auch für mich?« bat Grace eifrig.

Der unbesiegbare Arm des Arztes legte sich leise um die Taille der jungen Dame und antwortete stumm mit einem Drucke auf diese Frage.

»Nehmen Sie diese dann mit«, sagte Mercy. »Mein Platz ist bei den Armen, die Sie hier zurücklassen.«

Grace horchte mit maßlosem Erstaunen. »Bedenken Sie doch, was Sie riskieren«, sagte sie, »wenn Sie hier bleiben.« Mercy zeigte auf ihre linke Schulter.

»Beunruhigen Sie sich nicht um meinetwillen«, antwortete sie, »das rote Kreuz wird mich schützen.«



Ein neuer Trommelwirbel ermahnte den empfindsamen Wundarzt, seinen Platz als Generaldirektor der Ambulanz ohne Verzug einzunehmen. Er führte Grace zu einem Stuhl und legte diesmal ihre beiden Hände an sein Herz, um sie über das Unglück seines Abganges zu trösten. »Fürchten Sie nichts, reizende Freundin. Sagen Sie sich selbst, Surville ist ein ehrenhafter Mann! Surville ist mir ergeben!« Er schlug betuernd auf seine Brust; er vergaß abermals die Finsternis im Zimmer, und warf einen Blick unbeschreiblicher Ehrerbietung auf seine reizende Freundin. »A bientôt!« rief er, warf ihr einen Kuss zu und verschwand.

Als der Zeugvorhang hinter ihm herabgefallen war, wurde plötzlich

der Knall des Kleingewehrfeuers von dem Dröhnen der Kanonen mächtig übertönt. Im nächsten Augenblicke platzte draußen im Garten, nur einige Klafter vom Fenster entfernt, eine Granate mit fürchterlichem Gekrach.

Grace sank mit einem Schrei des Entsetzens auf die Knie, Mercy — ohne ihre Besonnenheit zu verlieren — trat zum Fenster und blickte hinaus.

»Der Mond ist aufgegangen«, sagte sie. »Die Deutschen beschießen das Dorf.«

Grace stand auf und lief Schutz suchend auf sie zu.

»Bringen Sie mich fort«, rief sie. »Wir werden getötet, wenn wir hier bleiben.« Sie hielt inne und sah verwundert auf die große schwarze Gestalt der Wärterin, die unbeweglich am Fenster stand. »Sind Sie denn aus Eisen?« rief sie. »Kann Sie denn nichts erschrecken.« Mercy lächelte traurig. »Weshalb sollte ich mich fürchten, mein Leben zu verlieren?« antwortete sie. »Ich habe nichts, was des Lebens wert wäre.«

Der Donner der Kanonen erschütterte abermals das ganze Häuschen. Eine zweite Granate platzte im Hof, dem Gebäude gerade gegenüber.

In höchster Bestürzung über das Getöse und von Schrecken ergriffen, da die Geschosse immer näher dem Häuschen einschlugen, schlang Grace die Arme um die Wärterin und hing sich in Vertraulichkeit, zu der sie das Entsetzen hinriss, an das Wesen, dessen Hand zu berühren sie vor kaum fünf Minuten sich gescheut hatte. »Wo ist es am sichersten?« rief sie. »Wo kann ich mich verstecken?«

»Wie soll ich Ihnen sagen können, wo das nächste Geschoss einschlagen wird?« antwortete Mercy ruhig.

Die standhafte Fassung der Einen schien die Andere geradezu wahnsinnig zu machen. Grace ließ die Wärterin los und blickte wild umher, um einen Weg zur Flucht zu entdecken. Sie wollte nach der Küche eilen, aber das Geschrei und die Verwirrung, welche die Übertragung der leichten Verwundeten in den Krankenwagen begleitete, trieb sie zurück. Ein zweiter Blick zeigte ihr die Tür, die in

den Hof führte. Sie stürzte darauf los, mit einem Ausruf der Erleichterung. Eben legte sie die Hand auf das Schloss, als der dritte Donner des Geschützes ertönte.

Grace sprang einen Schritt zurück und hielt sich mechanisch mit beiden Händen die Ohren zu. Im selben Augenblicke platzte die dritte Granate auf dem Dache des Häuschens, durchschlug Dach und Decke und explodierte im Zimmer gerade an der Tür. Mercy sprang unverletzt von ihrem Platz am Fenster gegen die Mitte zu. Die glühenden Bruchstücke der Granate steckten den hölzernen Fußboden sogleich in Brand, und mitten unter diesen Sprengstücken im Rauch, nur schwach zu erkennen, lag die bewusstlose Gestalt ihrer Gefährtin. Selbst in diesem furchtbaren Augenblick verlor die Krankenwärterin nicht ihre Geistesgegenwart. Sie eilte an die Stelle zurück, wo sie früher gestanden hatte, und in deren unmittelbarer Nähe sie schon vorhin die leeren Mehlsäcke auf einen Haufen zusammengelegt bemerkt hatte, sie erfasste zwei derselben, warf sie auf den rauchenden Boden und trat das Feuer mit den Füßen aus. Hierauf kniete sie bei der bewusstlosen Frau nieder und hob ihren Kopf in die Höhe.

War sie verwundet oder tot?

Mercy zog die eine kraftlose Hand empor und legte ihre Finger an das Gelenk. Während sie noch erfolglos nach dem Puls fühlte, eilte Doktor Surville, in Besorgnis für die Damen, herein, um zu sehen, ob etwas geschehen sei.

Mercy rief ihn an. »Ich fürchte, die Granate hat sie gestreift«, sagte sie und überließ ihm ihren Platz. »Sehen Sie doch nach, ob sie schwer verwundet ist?«

Die Besorgnis des Arztes für seine reizende Patientin drückte sich in einer kurzen Verwünschung aus, wobei er jedoch mit besonderer Emphase den Buchstaben R schnarren ließ. »Ziehen Sie ihr den Mantel aus«, rief er, indem er seine Hand unter ihren Kopf schob. »Der arme Engel! Sie hat sich im Fallen umgedreht, die Schnur ist um ihren Hals gewickelt.«

Mercy entfernte den Mantel. Er fiel auf den Boden, als der Arzt Grace in seinen Armen aufrichtete.

»Bringen Sie Licht«, sagte er ungeduldig; »Sie werden in der Küche eines bekommen.« Er versuchte den Puls zu fühlen; seine Hand zitterte, der Lärm und die Verwirrung in der Küche machten ihn bestürzt. »Gerechter Gott!« rief er aus, »meine Erregung übermannt mich.« Mercy näherte sich ihm mit dem Lichte.

Sein Schein fiel auf die grässliche Verletzung, die der Engländerin am Kopfe durch einen Granatsplitter beigebracht worden war. Im Nu veränderte sich das Benehmen des Arztes. Der Ausdruck von Besorgnis verschwand aus seinem Gesichte; seine handwerksmäßige Fassung legte sich plötzlich wie eine Maske darüber. Was war jetzt der Gegenstand seiner Bewunderung? Eine schwerfällige Last in seinen Armen — nichts weiter. Mercy entging die Veränderung in seinem Gesichte nicht. Ihre großen, grauen Augen beobachteten ihn aufmerksam.

»Ist die Dame schwer verwundet?« fragte sie.

»Bemühen Sie sich nicht länger das Licht zu halten«, war die kühle Antwort. »Es ist vorbei — ich kann nichts mehr für sie tun.«

»Tot?«

Doktor Surville nickte mit dem Kopfe und schüttelte seine geballte Faust in der Richtung der Vorposten. »Verfluchte Deutsche«, rief er; er sah auf das tote Gesicht auf seinem Arm und zuckte resigniert die Achseln. »Dies ist das Schicksal im Kriege«, sagte er; dabei hob er die Gestalt empor und legte sie auf das Bett in der einen Ecke des Zimmers. »Ein nächstes Mal, Wärterin, trifft es vielleicht Sie oder mich. Wer weiß? Pah! Das Problem des Geschickes der Menschen widert mich an.« Er wendete sich vom Bett weg und gab seinen Abscheu dadurch noch deutlicher zu erkennen, dass er die Bruchstücke der zerplatzten Granate anspuckte. »Wir müssen sie hier zurücklassen«, nahm er das Gespräch wieder auf. »Sie war im Leben ein reizendes Geschöpf — jetzt ist sie nichts. Kommen Sie fort, Miss Merrick, bevor es zu spät ist.«

Er bot der Wärterin seinen Arm; das Knarren der abfahrenden Bagagewagen wurde draußen gehört und der schrille Trommelwirbel ward in der Entfernung von neuem laut. Der Rückzug hatte begonnen.

Mercy schob den Vorhang auf die Seite und sah die Schwerverwundeten hilflos, der Gnade oder Ungnade des Feindes überlassen, auf ihrem Strohlager hingestreckt. Sie wies den dargebotenen Arm Monsieur Survilles zurück.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, dass ich hier bleiben werde«, antwortete sie.

Monsieur Surville erhob seine Hände als höfliches Zeichen eines feingebildeten Mannes, dass er eine Einwendung machen müsse. Mercy hielt den Vorhang zurück und deutete nach der Tür des Häuschens.

»Gehen Sie«, sagte sie. »Ich bin entschlossen.«

Selbst in diesem letzten Augenblick hielt sich der Franzose gut. Er verschwand vom Schauplatz mit ungeschmälerter Grazie und Würde. »Madame«, sagte er, »Sie sind erhaben!« Bei diesen schmeichelhaften Abschiedsworten verbeugte sich der Meister der Galanterie — bis ans Ende seiner Bewunderung des schönen Geschlechtes treu — und verließ, die Hand auf der Brust, das Häuschen.

Mercy ließ den Vorhang in der Tür ganz fallen. Sie war allein mit der Toten.

Das letzte Geräusch der Tritte, das letzte Rasseln der Wagen erstarb in der Entfernung. Kein erneuertes Schießen aus der feindlichen Stellung störte die darauffolgende Stille. Die Deutschen wussten, dass die Franzosen auf dem Rückzug waren. In einigen Minuten konnten sie das verlassene Dorf besetzen. Der Lärm ihres Anzuges musste im Häuschen hörbar werden. Inzwischen war die lautlose Stille fürchterlich. Selbst die armen Verwundeten, die in der Küche zurückgelassen waren, erwarteten schweigend ihr Schicksal.

Allein im Zimmer, wendete sich Mercys erster Blick nach dem Bette.

Die zwei Frauen waren bei einbrechender Nacht in der Verwirrung des ersten Gefechtes zusammengetroffen. Bei der Ankunft im Häuschen trennten sie sich, als die Wärterin von ihrer Pflicht abgerufen wurde, dann waren sie erst wieder im Zimmer des Kapitäns zusammengekommen. Ihre Bekanntschaft war von kurzer

Dauer gewesen; sie hatte auch nicht versprochen, zur Freundschaft zu gedeihen. Aber der unglückliche Zufall hatte Mercys tiefere Teilnahme für die Fremde erweckt. Sie nahm das Licht und näherte sich dem Leichnam der Frau, die buchstäblich an ihrer Seite getötet worden war.

Sie stand am Bett und blickte in der Stille der Nacht auf das regungslose, tote Gesicht herab.

Es war ein interessantes Gesicht — das einmal gesehen, lebend oder tot, für immer unvergesslich blieb. Die Stirn war ungewöhnlich nieder und breit, die Augen ungewöhnlich weit auf der Seite; Mund und Kinn auffallend klein. Mit zarter Hand glättete Mercy das aufgelöste Haar und ordnete die zerdrückten Kleider. »Vor kaum fünf Minuten«, dachte sie bei sich selbst, »wünschte ich sehnlichst, mit dir tauschen zu können!« Sie wendete sich seufzend vom Bett ab. »Ich wollte, ich könnte jetzt tauschen!«

Die Stille fing an, ihr drückend zu werden. Sie schritt langsam an das andere Ende des Zimmers.

Der Mantel auf dem Boden — ihr eigener Mantel, den sie Miss Roseberry geliehen hatte, erregte ihre Aufmerksamkeit, als sie daran vorbeischnitt. Sie hob ihn auf, bürstete den Staub davon ab und hing ihn über den Stuhl. Dann setzte sie das Licht wieder auf den Tisch und ging an das Fenster, um auf die ersten Laute zu horchen, die das Heranrücken der Deutschen verkünden würden. Der Wind strich leise durch einige nahestehende Bäume und erregte so den einzigen Ton, den ihr Ohr vernahm. Sie wendete sich vom Fenster ab und setzte sich beim Tisch nieder, in Gedanken vertieft. Gab es hier noch irgendwelche Verpflichtung, die christliche Barmherzigkeit gegen einen Toten zu erfüllen hatte? Gab es noch einen Dienst, der inzwischen, bis die Deutschen kamen, geleistet werden konnte?

Mercy rief sich das Gespräch ins Gedächtnis zurück, das zwischen ihr und ihrer unglücklichen Gefährtin geführt worden war. Miss Roseberry hatte von dem Zweck ihrer Rückkehr nach England gesprochen. Sie hatte einer Dame Erwähnung getan — einer angeheirateten Verwandten, der sie persönlich fremd war — die sie aufnehmen wollte. Jemand, der im Stande wäre, die Art und Weise

zu erzählen, wie das arme Geschöpf vom Tode überrascht worden war, sollte doch wohl dieser ihrer einzigen Bekannten deshalb schreiben. Wer konnte dies tun? Niemand anderer, als die einzige zurückgebliebene Zeugin der ganzen Katastrophe — Mercy selbst.

Sie nahm den Mantel vom Stuhle, auf den sie ihn vorhin gelegt hatte, und zog aus der Tasche die lederne Briefftasche, welche Grace ihr gezeigt hatte. Das einzige Mittel, um die Adresse zu erfahren, an die sie in England schreiben sollte, war, die Briefftasche zu öffnen und die darin befindlichen Papiere durchzusehen. Mercy öffnete die Tasche — und hielt inne, denn sie fühlte ein sonderbares Widerstreben, die Nachforschung noch weiter fortzusetzen.

Nach kurzem Überlegen sah sie beruhigt ein, dass ihre Bedenken hier nicht am Platze waren. Wenn sie auch die Briefftasche unverletzt bewahrte, die Deutschen würden sicherlich nicht zaudern, sie zu durchsuchen, und die Deutschen würden sich dann wohl schwerlich die Mühe nehmen, nach England zu schreiben. Welche Augen waren somit berufener, die Papiere der verstorbenen Dame zu prüfen — die Augen von Männern und dazu fremden, oder die Augen ihrer eigenen Landsmännin? Mercy zauderte nicht mehr. Sie leerte den Inhalt der Briefftasche auf den Tisch.

Diese nichtssagende Handlung wurde jedoch entscheidend für den ganzen, weiteren Verlauf ihres Lebens.

---

## 4.

### *Eine Versuchung*

Einige Briefe, mit einem Band zusammengebunden, fesselten zunächst Mercys Aufmerksamkeit. Die Tinte, mit der die Adressen geschrieben waren, zeigte sich vor Alter verblichen. Die Briefe waren abwechselnd an den Oberst Roseberry und an die wohlgeborene Mistress Roseberry gerichtet und erwiesen sich sonach als eine Korrespondenz zwischen den beiden Gatten aus einer Zeit, als der Oberst durch seine militärischen Verpflichtungen genötigt war, vom Hause abwesend zu sein. Mercy band die Briefe wieder zusammen und wendete sich zu den ihrer Hand zunächstliegenden Papieren.

Diese bestanden aus einigen zusammengesteckten Blättern, überschrieben in einer Frauenschrift »Mein Tagebuch in Rom.« Eine kurze Prüfung zeigte ihr, dass das Tagebuch von Miss Roseberry geschrieben worden, und dass es hauptsächlich der Erinnerung an die letzten Lebenstage ihres Vaters geweiht war.

Nachdem Mercy das Tagebuch und den Briefwechsel wieder in die Tasche gesteckt hatte, blieb nur ein Papier noch auf dem Tische, und dies war ein Brief. Der Umschlag, der nicht zugeklebt war, trug die folgende Adresse: »Lady Janet Roy, Mablethorpe-House, Kensington, London.« Mercy nahm aus dem offenen Umschlag die Einlage heraus. Gleich die ersten Zeilen, die sie las, belehrten sie, dass sie den Empfehlungsbrief des Obersten gefunden habe, durch welchen dieser seine Tochter bei ihrer Ankunft in England ihrer Beschützerin empfiehlt.

Mercy las den Brief durch. Der Schreiber nannte ihn die letzte Anstrengung eines Sterbenden. Oberst Roseberry schrieb liebevoll über die Vorzüge seiner Tochter und mit wahrem Kummer über ihre vernachlässigte Erziehung, welche letztere er hauptsächlich den pekuniären Verlusten zur Last legte, die ihn gezwungen hatten, als

ein armer Mann nach Kanada auszuwandern. Dann folgten warme Ausdrücke der Dankbarkeit für die Person Lady Janets. »Ich verdanke es Ihnen nur«, so schloss der Brief, »dass ich hinsichtlich der Zukunft meines geliebten Kindes mit leichtem Herzen sterben kann. Ihrem edlen Schutz empfehle ich den einzigen Schatz, den ich auf Erden zurücklasse. Ihr ganzes Leben hindurch haben Sie in edelster Weise Ihren hohen Rang und Ihr großes Vermögen nur dazu benutzt, um Gutes zu tun. Ich hoffe, es wird demnach nicht die geringste ihrer guten Taten sein, die letzten Stunden eines alten Soldaten dadurch verklärt zu haben, dass Sie Herz und Haus seinem einsam stehenden Kinde geöffnet haben.«

So endete der Brief. Mercy legte ihn mit schwerem Herzen nieder.

Welches Glück hätte das arme Mädchen erwartet! Eine Frau vom hohen Rang und Vermögen war bereit, sie aufzunehmen, eine so wohlwollende, so hochherzige Frau, dass das Vaterherz auf dem Totenbett über das Schicksal seines Kindes beruhigt sein konnte — und nun lag das Kind da, der Güte Lady Janets für immer entrückt, ihres Schutzes nicht mehr bedürftig.

Das Schreibzeug des französischen Kapitäns war auf dem Tische zurückgeblieben. Mercy wendete den Brief um, und dachte auf die reine Seite am Ende desselben die Nachricht von Miss Roseberrys Tod zu schreiben. Sie überlegte eben noch, mit welchen Worten sie dies tun wollte, als aus dem anstoßenden Raum Geräusch von murrenden Stimmen an ihre Ohren drang. Die zurückgelassenen Verwundeten ächzten nach Hilfe, den verlassenen Soldaten sank zuletzt der Mut.

Sie trat in die Küche. Ein Ausruf des Entzückens empfing sie von allen Seiten; ihr bloßes Erscheinen beruhigte die Kranken. Sie trat von einem Strohlager zum anderen, sprach zu jedem einige tröstende Worte, die ihre Hoffnung von neuem erweckten und linderte mit zarter, geübter Hand ihre Schmerzen. Sie küssten den Saum ihres schwarzen Kleides, und nannten sie ihren Schutzengel, wenn die schöne Gestalt sich unter ihnen bewegte und ihr sanftes, mitleidvolles Gesicht sich über ihre harten Kissen herabbeugte. »Ich bin bei euch, wenn die Deutschen kommen«, sagte sie, als sie sich

anschickte, zu ihrem ungeschriebenen Briefe zurückzukehren. »Fasst Mut, meine lieben Freunde! Eure Pflegerin verlässt euch nicht.«

»Ja, Mut, Madame!« erwiderten die Männer. »und Gott segne sie!«

Wenn in diesem Augenblicke das Beschießen vom neuen begonnen hätte, wenn eine Kugel sie zu Tode getroffen hätte, wie sie eben den Kranken und Betrübten ihren Beistand lieh, hätte da wohl irgend ein christliches Gericht gezögert, dies Weib für des Himmels würdig zu erklären? Aber, wenn der Krieg zu Ende war, und sie blieb am Leben, wo war dann ihr Platz auf Erden? Wo war ihre Zukunft? Wo war ihre Heimat?

Sie kehrte zum Briefe zurück. Jedoch, anstatt sich niederzusetzen, um zu schreiben, stand sie beim Tisch und sah geistesabwesend auf das Stück Papier.

Ein merkwürdiger Gedanke hatte sich bei ihrem Wiedereintritt in das Zimmer in ihr geregt; sie selbst musste über seine Tollheit lächeln. Wie wäre es, wenn sie Lady Janet Roy darum bäte, sie an Miss Roseberrys Stelle treten zu lassen? Sie war mit Miss Roseberry unter kritischen Umständen zusammengetroffen, und sie hatte alles für sie getan, womit ein Mensch dem anderen helfen konnte. In diesem Umstand lag etwas wie ein Anspruch, wenn vielleicht Lady Janet keine andere Gesellschafterin und Vorleserin im Auge hätte. Angenommen, sie wagte es, so ihre eigene Sache zu führen — was würde die edle und gütige Dame tun? Sie würde zurückschreiben und sagen: »Senden Sie mir Zeugnisse über Ihren Charakter und ich will sehen, was ich tun kann.« Ihr Charakter! Ihre Zeugnisse! Mercy lachte bitter auf und setzte sich, um mit möglichst wenig Worten nur das Nötigste — das einfache Konstatieren des Faktums aufzuschreiben.

Nein! Sie war nicht im Stande, auch nur eine Zeile zu schreiben. Ihre plötzliche Idee ließ sich nicht so nach Belieben abweisen. Ihr Geist war gerade deshalb nur um so geschäftiger, mit lebhafter Phantasie ein Bild von der Schönheit von Mablethorpe-House, von der Bequemlichkeit und Eleganz des Lebens, das dort geführt

wurde, zu entwerfen. Sie gedachte nochmals des Glückes, welches Miss Roseberry entgangen war. Unglückliches Wesen! Welch eine Heimat hätte sich ihr eröffnet, wenn die Granate an der Seite des Fensters, statt an der gegen den Hof zu eingeschlagen hätte!

Mercy schob den Brief von sich weg und schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab.

Die Tücke ihrer Gedanken war jedoch auf diesem Wege nicht zu bemeistern. Ihr Geist machte sich von dem einen nutzlosen Gedankengang nur los, um sich mit einem anderen zu beschäftigen. Sie blickte jetzt voraus auf ihre eigene Zukunft. Was waren ihre Aussichten, wenn sie den Krieg überlebte? Die Erfahrungen aus der Vergangenheit malten mit unbarmherziger Treue eine trostloses Bild vor ihre Seele. Sie mochte gehen, wohin sie wollte, sie mochte tun, was sie wollte, das Ende konnte stets nur dasselbe sein. Zuerst Neugierde und Bewunderung, hervorgerufen durch ihre Schönheit, dann Nachforschungen über ihre Person; die Entdeckung ihrer Vergangenheit, die Teilnahme des barmherzigen Teiles der menschlichen Gesellschaft, die großmütige Unterstützung, welche dieselbe den Gefallenen in den Besserungsanstalten zukommen lässt, und doch ihr ganzes Leben hindurch immer wieder dasselbe Endergebnis — der Schatten der früheren Schmach, der wie die Pest an ihr haftete, der sie aus der Gesellschaft anderer Frauen ausschloss; der sie, selbst wenn sie vor Gottes Angesicht Verzeihung erlangt hätte, in den Augen der Menschen mit unauslöschlicher Schmach brandmarkte; das war ihre Zukunft! Und sie war erst fünfundzwanzig Jahre alt geworden; sie stand in der Blüte ihrer Jugend und ihrer Kraft; sie mochte, nach dem Lauf der Natur, noch fünfzig weitere Jahre leben.

Sie stand wieder am Bette und blickte abermals auf das Gesicht der Leiche.

Wozu sollte das gut gewesen sein, dass die Kugel dies Wesen traf, welches so manche Hoffnung für das Leben hatte und jenes verschonte, welches keine Hoffnung mehr besaß? Worte, welche sie selbst zu Grace Roseberry gesprochen hatte, fielen ihr jetzt wieder ein: »Könnte ich nur mit Ihnen tauschen! Hätte ich nur Ihren Ruf und

Ihr Aussichten für die Zukunft!« Da lag das Glück zerstört! Die beneidenswerten Aussichten vernichtet! Es war beinahe, um wahnsinnig zu werden, wenn sie mit dem Gefühle ihrer Lage dies Ende betrachtete. In dem bitteren Hohn der Verzweiflung beugte sie sich über die leblose Gestalt und sprach zu ihr, als hätte sie Ohren, zu hören. »O«, sagte sie sehnsüchtig, »könntest du Mercy Merrick, und ich jetzt Grace Roseberry sein!«

Die Worte waren kaum über ihre Lippen, als sie sich mit einer raschen Bewegung hoch aufrichtete. Sie stand neben dem Bett und starrte mit ihren Augen wild in den leeren Raum; ihr Gehirn brannte; ihr Herz schlug so heftig, als wollte es sie ersticken. »Könntest du Mercy Merrick, und ich jetzt Grace Roseberry sein!« In einem Momente lenkte dieser Gedanke ihren Geist in neue Bahnen. In einem Momente zuckte in ihr die Überzeugung wie ein elektrischer Schlag. Sie konnte Grace Roseberry sein, wenn sie es nur wagte! Nichts, gar nichts hinderte sie, sich bei Lady Janet Roy unter Graces Namen als Grace einzuführen.

Was wagte sie dabei? Wo war der wunder Fleck in diesem Plan? Grace selbst hatte es so bestimmt erzählt — dass sie und Lady Janet einander niemals gesehen hatten. Ihre Bekannten wohnten in Kanada; ihre Verwandten in England waren tot. Mercy kannte den Ort, wo Grace gelebt hatte — Port Logan hieß er — so gut, als jene ihn gekannt hatte. Mercy brauchte nur das eigenhändig geschriebene Tagebuch zu lesen, um im Stande zu sein, die Fragen, welche sich auf den Aufenthalt in Rom und auf den Tod des Obersten Roseberry bezogen, zu beantworten. Sie brauchte keine feingebildete Dame vorzustellen. Grace selbst — dann ihres Vaters Brief hatten in klaren Worten von ihrer vernachlässigten Erziehung gesprochen. Alles buchstäblich, alles war zu ihren Gunsten. Die Leute, mit denen sie bei der Ambulanz in Berührung gekommen, waren fortgegangen, um nicht mehr wiederzukehren. Ihre eigenen Kleider — mit ihrem Namen gemerkt — waren in diesem Augenblick an Miss Roseberrys Körper. Miss Roseberrys Kleider, ebenfalls mit ihrem Namen gemerkt, waren zum Trocknen im nächsten Zimmer aufgehängt und standen zu Mercys Verfügung. Der Weg zur Flucht

aus der unerträglichen Demütigung ihres gegenwärtigen Lebens lag endlich offen vor ihr da. Welch eine Aussicht war das! Eine neue Identität, die sie allerorten bekennen durfte! Ein neuer Name, über jeden Makel erhaben! Eine neue Vergangenheit, welche die ganze Welt kennen durfte! Ihr Gesicht flammte, ihre Augen funkelten; niemals war sie so unwiderstehlich schön gewesen, als in dem Augenblicke, wo sich ein neues Leben, strahlend von neuen Hoffnungen, vor ihren Blicken auftat.

Sie wartete eine Minute, bis sie im Stande war, ihren kühnen Plan auch noch von einem anderen Standpunkte aus zu überschauen. Wo lag hierin das Böse? Was sagte ihr Gewissen dazu?

Zuerst, in Betreff Graces. Welches Unrecht fügte sie der Toten damit zu? Die Frage beantwortete sich von selbst. Der Toten geschah kein Unrecht; desgleichen geschah ihren Verwandten keines. Denn ihre Verwandten waren auch gestorben.

Weiter, in Betreff Lady Janets. Wenn sie ihrer neuen Herrin treu diente, wenn sie den Verpflichtungen ihrer neuen Stellung ehrenvoll nachkam; wenn sie bei Belehrung Eifer, für Güte Dankbarkeit bewies — wenn sie, mit einem Wort, alles das wäre, was sie sein konnte und in dem himmlischen Frieden und der Sicherheit jenes neuen Lebens sein wollte — welches Unrecht beging sie da gegen Lady Janet? Abermals beantwortete sich diese Frage von selbst. Sie konnte und wollte Lady Janet Grund geben, den Tag zu segnen, wo sie zuerst ihr Haus betrat.

Sie raffte den Brief des Obersten Roseberry zusammen und steckte ihn zu den anderen Papieren in der Tasche. Die Gelegenheit lag vor ihr; alle Aussichten waren ihr günstig; ihr Gewissen wendete nichts ein gegen den kühnen Plan. Sie entschied somit. — »Ich will es tun!«

In ihrem Innern sträubte sich etwas dagegen, ihr besseres Selbst fühlte sich davon verletzt, als sie die Briefftasche in die Tasche ihres Kleides schob. Sie war entschieden, und doch fühlte sie ein Missbehagen; sie war nicht sicher, ob sie ihr Gewissen denn auch wahrhaft erforscht habe. Wie wäre es, wenn sie die Briefftasche wieder auf den Tisch legte und abwartete, bis ihre Erregung sich

ganz abgekühlt hätte — wenn sie dann den rasch gefassten Plan vor den Richterstuhl ihres nüchternen Urteiles über Recht und Unrecht brächte? Sie dachte darüber nach — und war unschlüssig. Bevor sie dies ein zweites Mal tun konnte, trug die Nachtluft den dumpfen Lärm marschierender Massen und das Getrappel von Pferdehufen aus der Entfernung zu ihr herüber. Die Deutschen rückten gegen das Dorf an! In einigen Minuten mochten sie im Häuschen erscheinen; sie mochten sie auffordern, über ihre Person Rechenschaft zu geben. Es war darum keine Zeit, um abzuwarten, bis sie sich wieder gefasst hätte. Was sollte sie wählen — das neue Leben, als Grace Roseberry? Oder das frühere Leben, als Mercy Merrick?

Sie blickte zum letzten Mal nach dem Bett hin. Graces Lebenslauf war vollendet; Graces Zukunft stand zu ihrer Verfügung. Ihre entschlossene Natur zur Wahl auf der Stelle gedrängt, hielt sich an die gewagte Alternative. Sie beharrte auf dem Entschluss, an Graces Stelle zu treten.

Der Lärm vom Anmarsch der Deutschen kam immer näher und näher. Schon hörte man die Kommandorufe der Offiziere.

Sie setzte sich an den Tisch nieder und wartete ruhig auf das, was kommen würde.

Der unabweisliche Instinkt ihres Geschlechtes zwang sie, ihre Augen über ihren Anzug gleiten zu lassen, ehe die Deutschen erschienen. Indem sie prüfte, ob daran alles in Ordnung sei, fiel ihr Blick auf das rote Kreuz an ihrer linken Schulter. Einen Augenblick machte es sie stutzig, dass ihre Kleidung als Krankenpflegerin sie vielleicht in unnötige Verlegenheit bringen könnte. Sie brachte sie mit einer öffentlichen Stellung in Verbindung; sie mochte in späterer Zeit einmal Anlass zu Erkundigungen geben, die sie verraten könnten.

Sie blickte umher. Der graue Mantel, welchen sie Grace geliehen hatte, fiel ihr in die Augen. Sie erfasste ihn und hüllte sich darein von Kopf bis zu Fuß.

Sie war eben damit fertig, den Mantel an ihrem Körper in Ordnung zu bringen, als die äußere Tür aufgestoßen wurde, in fremder Sprache redende Stimmen sich vernehmen ließen und in dem Zimmer hinter ihr das Weglegen der Gewehre hörbar wurde. Sollte

sie abwarten, dass man sie entdeckte? Oder sollte sie sich aus freiem Antrieb zeigen? Es war für ein Wesen ihrer Art weniger peinlich, sich zu zeigen als abzuwarten. Sie schritt vor, um in die Küche zu treten. Als sie ihre Hand nach dem Zeugvorhang ausstreckte, war derselbe plötzlich von der anderen Seite zurückgezogen und drei Männer standen ihr in dem offenen Türgang gegenüber.

---

## 5.

### *Der deutsche Arzt*

Der jüngste der drei Fremden war — so viel man aus seinen Gesichtszügen, dem Teint und seinem ganzen Wesen entnehmen konnte — wie es schien, ein Engländer. Er trug eine Soldatenmütze und Soldatenstiefel; im übrigen war er in Zivil gekleidet. Ihm zunächst stand ein Offizier in preußischer Uniform und neben diesem der dritte und älteste der Gruppe. Er trug ebenfalls eine Uniform, aber seine Erscheinung war weit davon entfernt, den Eindruck eines Soldaten zu machen. Er hinkte auf einem Fuß, die eine Schulter hing vor, und statt eines Säbels an der Seite trug er in der Hand einen Stock. Er blickte scharf durch seine Brille mit Schildkroteinfassung zunächst auf Mercy, dann auf das Bett, dann im ganzen Zimmer umher; mit einer zynischen Ruhe in seinem Wesen wendete er sich hierauf an den preußischen Offizier und unterbrach die Stille mit folgenden Worten:

»Eine Frau krank auf dem Bett; die andere zu ihrer Pflege bei ihr und sonst niemand im Zimmer. Ist es da nötig, Major, eine Wache hier zu lassen?«

»Nein, es ist nicht nötig«, antwortete der Major. Er drehte sich auf dem Absatz herum und kehrte in die Küche zurück. Der deutsche Arzt, von dem Instinkt seines Berufes geleitet, näherte sich ein wenig der Ecke, wo das Bett stand.

Der junge Engländer, dessen Augen sich in Bewunderung auf Mercy geheftet hatten, zog den Vorhang vor die Türöffnung und redete sie höflich in französischer Sprache an.

»Darf ich fragen, ob Sie Französin sind?« sagte er.

»Ich bin Engländerin«, versetzte Mercy.

Der Arzt hatte die Antwort gehört. Er blieb auf seinem Wege gegen das Bett hin plötzlich stehen, deutete nach der darauf

ruhenden Gestalt und sagte zu Mercy in gutem, aber mit starkem deutschen Akzent gesprochenen Englisch:

»Kann ich da vielleicht etwas nützen.«

Seine Manieren waren dabei ironisch höflich und seine Stimme klang, als würde sie krampfhaft zur Monotonie gezwungen. Mercy fasste auf der Stelle einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen hinkenden, hässlichen, alten Mann, der sie so roh durch seine schildkroteingefasste Brille anstarrte.

»Sie können nichts mehr nützen, mein Herr«, sagte sie kurz. »Die Dame hier ward getötet, als Ihre Truppen dieses Häuschen beschossen.«

Der Engländer sprang auf und blickte mitleidsvoll nach dem Bette hin. Der Deutsche stärkte sich mit einer Prise Tabak und stellte eine neue Frage:

»Ist der Leichnam von einem Arzt untersucht worden?« fragte er. Mercy beschränkte ihre ungnädige Erwiderung auf das eine notwendige Wort »Ja.« Der anwesende Arzt war jedoch nicht der Mann danach, sich durch das Missfallen, welches ihm eine Dame bewies, einschüchtern zu lassen. Er fuhr fort, seine Fragen zu stellen.

»Wer hat die Leiche untersucht?« forschte er weiter.

Mercy antwortete: »Der Doktor, welcher sich bei der französischen Ambulanz befand.«

Der Deutsche brummte etwas vor sich hin, zum Zeichen seiner Verachtung und seines Missfallens gegen alle Franzosen und alle französischen Einrichtungen. Der Engländer ergriff die erste Gelegenheit, um sich wieder an Mercy zu wenden.

»Ist die Dame eine Landsmännin von uns?« fragte er sanft.

Mercy überlegte, bevor sie antwortete. Nach dem, was sie vorhatte war es jedenfalls geraten, nur mit äußerster Vorsicht von Grace zu sprechen.

»Ich glaube«, sagte sie, »wir trafen hier zufällig zusammen. Ich weiß nichts von ihr.«

»Nicht einmal ihren Namen?« fragte der deutsche Arzt.

Mercys Entschlossenheit war der Kühnheit noch nicht gewachsen, ihren eigenen Namen offen Grace beizulegen. Sie nahm ihre Zuflucht zum einfachen Leugnen.

»Nicht einmal ihren Namen«, wiederholte sie hartnäckig.

Der alte Arzt starrte ihr roher als je in das Gesicht, beriet mit sich selbst, und nahm dann das Licht vom Tische. Er hinkte nach dem Bette zurück und untersuchte in aller Stille die daraufliegende Gestalt. Der Engländer setzte das Gespräch fort und verbarg dabei nicht länger das Interesse, welches er für die schöne Frau vor ihm empfand.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »Sie sind sehr jung, um in Kriegszeiten an einem Ort, wie dieser ist, sich allein aufzuhalten.«

Der plötzliche Ausbruch einer Störung in der Küche überhob Mercy im Augenblick der Notwendigkeit, ihm sofort zu antworten. Sie hörte die Stimmen der Verwundeten, wie sie sich zu schwachen Einwendungen erhoben, und das rauhe Kommando der Offiziere, die ihnen Stillschweigen geboten. Die edle Natur dieser Frau gewann sogleich die Oberhand über jedes persönliche Bedenken, welches ihr durch die selbst geschaffene Stellung auferlegt wurde. Achtlos, ob sie sich als Krankenpflegerin bei der französischen Ambulanz verrate oder nicht, zog sie den Vorhang augenblicklich auf die Seite, um in die Küche zu treten. Eine deutsche Schildwache vertrat ihr den Weg und kündigte in deutscher Sprache an, dass Fremde nicht eingelassen würden. Der Engländer legte sich höflich ins Mittel und fragte, ob sie irgendeinen besonderen Zweck hätte, dessentwegen sie diesen Raum zu betreten wünsche.

»Die armen Franzosen!« sagte sie ernst, und ihr Herz schalt sie, dieselben vergessen zu haben. »Die armen verwundeten Franzosen!«

Der Deutsche näherte sich von dem Bette her und griff die Sache auf, ehe der Engländer ein Wort sagen konnte.

»Sie haben mit den verwundeten Franzosen nichts zu schaffen«, krächzte er in rauhestem Tone. »Sie sind unsere Gefangenen, und darum zu unserer Ambulanz gebracht worden. Ich heiße Ignaz Wetzell, bin Chefarzt des Regimentsstabes — und ich sage Ihnen

dies hiermit. Seien Sie still.« Er wendete sich zur Schildwache und fügte auf deutsch hinzu: »Ziehet den Vorhang wieder vor, und wenn die Frau darauf besteht, schiebt sie eigenhändig wieder hier herein.«

Mercy versuchte etwas einzuwenden. Der Engländer fasste ehrerbietig ihren Arm und zog sie aus der Nähe der Schildwache fort.

»Es ist nutzlos, sich zu widersetzen«, sagte er. »Die deutsche Disziplin gibt nirgends nach. Übrigens haben Sie nicht nötig, sich wegen der Franzosen im geringsten Sorgen zu machen. Die Ambulanz unter Doktor Wetzel ist ausgezeichnet geleitet. Ich stehe dafür, dass die Leute gut behandelt werden.« Er sah die Tränen in ihren Augen, als er sprach; seine Bewunderung für sie stieg höher und höher. »Ebenso gut, als schön«, dachte er, »welch ein reizendes Geschöpf!«

»Nun!« sagte Ignaz Wetzel, indem er Mercy durch seine Brille stier ansah. »Sind Sie zufrieden? Und wollen Sie jetzt still sein?«

Sie gab nach; es war einfach umsonst, hier dem eigenen Willen folgen zu wollen. Wäre der Arzt ihr nicht mit diesem Widerstand entgegengetreten, vielleicht hätte ihre Hingebung für die Verwundeten sie auf dem Abweg aufgehalten, auf dem sie jetzt weiterschritt. Wäre es wieder möglich geworden, Geist und Körper durch das edle Wirken einer Krankenpflegerin wie früher zu beschäftigen, die Versuchung hätte sie dann doch vielleicht noch stark genug gefunden, um ihr zu widerstehen. So war durch die verhängnisvolle Strenge der deutschen Disziplin das letzte Band zerrissen, welches sie an ihr besseres Selbst geknüpft hätte. Ihr Gesicht nahm einen harten Ausdruck an, als sie stolz von Doktor Wetzel hinwegschritt, und sich auf einen Stuhl niederließ.

Der Engländer folgte ihr und kam nochmals auf die Frage ihrer gegenwärtigen Lage zurück.

»Denken Sie nicht, dass ich Sie beunruhigen will«, sagte er. »Es ist, ich wiederhole, nicht der leiseste Grund zur Besorgnis für die verwundeten Franzosen vorhanden, dagegen schweben Sie selbst in ernster Gefahr. Das Gefecht wird hier um dieses Dorf herum bei Tageshelle erneuert werden; Sie sollten sich wirklich an einen

sicheren Ort begeben. Ich bin Offizier in der englischen Armee — und heiße Horace Holmcroft. Ich werde mich glücklich schtzen, Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn Sie es mir gestatten wollen. Darf ich fragen, ob Sie auf der Reise sind?«

Mercy zog den Mantel, welcher ihre Pflegerinentracht verbarg, noch dichter an sich und willigte stillschweigend in den ersten offenbaren Akt des Betruges. Sie neigte ihren Kopf bejahend.

»Sind Sie auf dem Wege nach England?«

»Ja.«

»In diesem Falle kann ich Sie durch die deutsche Linie führen und auf Ihrer Reise gleich weiter befördern.«

Mercy betrachtete ihn mit unverhohlener Überraschung. Er hielt das mächtige Gefühl seiner Teilnahme für sie in den engen Grenzen, welche gute Erziehung ihm gezogen hatte; er war unverkennbar ein Gentleman. Meinte er das auch ehrlich, was er eben gesagt hatte?

»Sie können es mir ermöglichen, die deutsche Linie zu passieren?« wiederholte sie. »Da müssen Sie ungewöhnlichen Einfluss besitzen, mein Herr, um das zu vermögen.«

Mister Horace Holmcroft lächelte.

»Ich besitze den Einfluss, dem niemand widerstehen kann«, antwortete er, »den Einfluss der Presse. Ich bin hier in der Eigenschaft als Kriegskorrespondent einer unserer großen englischen Zeitungen. Wenn ich den Kommandanten darum ersuche, so wird er Ihnen einen Passierschein bewilligen. Er ist hier ganz in der Nähe. Nun, was meinen Sie?«

Sie nahm ihre ganze Fassung zusammen — selbst jetzt geschah dieses nicht ohne Schwierigkeit — und nahm ihn beim Wort.

»Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an, mein Herr.«

Er trat einen Schritt vor, gegen die Küche zu und blieb stehen.

»Es wird gut sein, unser Vorhaben so geheim als möglich zu halten«, sagte er. »Man wird mich allerlei fragen, wenn ich jenen Raum passiere. Kann man auf keinem anderen Weg von hier hinaus gelangen?«

Mercy zeigte ihm die Tür, welche in den Hof führte. Er verbeugte

sich — und verschwand.

Sie blickte verstohlen nach dem deutschen Arzte hin. Ignaz Wetzel stand wieder an dem Bette, über die Leiche gebeugt und schien ganz vertieft in die Untersuchung der Wunde, welche der Granatsplitter geschlagen hatte.

Mercys instinktiver Widerwille gegen den Alten wuchs jetzt, da sie mit ihm allein gelassen war, noch um das Zehnfache. Sie zog sich unbehaglich in die Fensternische zurück und blickte hinaus in das Mondlicht.

Hatte sie sich denn mit dem Betrug einverstanden erklärt? Noch nicht ganz. Sie hatte nur eingewilligt, nach England zurückzukehren — nichts weiter. Darum war sie doch noch nicht gezwungen, sich an Graces statt in Mablethorpe-House zu zeigen. Es war noch immer Zeit, ihren Entschluss genauer zu erwägen, sie konnte noch immer, wie sie es vorgehabt, einen Bericht des ganzen Vorfalles schreiben und diesen zugleich mit der Briefftasche an Lady Janet Roy senden. Angenommen, sie entschlösse sich schließlich, diesen Weg einzuschlagen, was sollte dann aus ihr werden, wenn sie sich nun neuerdings in England befand? Es blieb ihr alsdann keine andere Wahl, als abermals bei der Hausmutter Zuflucht zu suchen. Sie musste wieder zurück in das Besserungshaus!

Das Besserungshaus! Die Hausmutter!

Welcher Erinnerung aus der Vergangenheit tauchte da ungebeten, im Zusammenhang mit diesen beiden Begriffen, in ihrer Seele auf und nahm sie bald ganz gefangen? Wer war das, an den sie jetzt dachte, an diesem fremden Orte und an diesem Wendepunkte ihres Lebens? Es war der Mann, dessen Worte damals in der Kapelle des Besserungshauses in ihr Herz gedrungen waren, dessen Einfluss auf sie ihr Kraft und Trost verliehen hatte. Eine der schönsten Stellen in Julian Grays Predigt war die, worin er die Versammlung, zu der er sprach, von den erniedrigenden Einflüssen von Unwahrheit und Betrug gewarnt hatte. Die Worte, mit welchen er sich an die unglücklichen Frauen vor ihm gewendet hatte — Worte des Mitgeföhles und der Ermutigung, wie solche noch nie an sie gerichtet worden — klangen in Mercy Merrick wieder, als hätte sie sie eben

erst gehört. Sie wurde totenblass, als sie ihren Sinn wieder recht erfasste. »O«, lispelte sie für sich, als sie bedachte, was sie beschlossen und beabsichtigt hatte; »was habe ich getan? Was habe ich getan?«

Sie wendete sich vom Fenster ab mit dem unbestimmten Gedanken, Mister Holmcraft zu folgen und ihn zurückzurufen. Als sie hierbei gerade auf das Bett sah, stand sie auch Ignaz Wetzel gegenüber. Er war gerade im Begriffe, sich ihr zu nähern, um sie anzusprechen, und hielt ein weißes Taschentuch — dasselbe, welches sie Grace geliehen hatte — in seiner Hand empor.

»Ich habe dies in ihrer Tasche gefunden«, sagte er. »Es steht ihr Name darauf. Sie muss eine Landsmännin von Ihnen sein.« Er las mit einiger Schwierigkeit den Namen, der auf das Taschentuch gemerkt war. »Sie heißt — Mercy Merrick.«

Seine Lippen — nicht die ihrigen hatten es ausgesprochen! Er hatte ihr den Namen beigelegt. »Mercy Merrick ist ein englischer Name«, fuhr Ignaz Wetzel fort, seine Augen immer fest auf sie gerichtet. »Nicht wahr?«

Ihr Geist, den bis dahin die Erinnerung an Julian Gray wie in Fesseln gehalten hatte, begann sich davon loszumachen. Eine momentane und drängende Frage bemächtigte sich jetzt des ersteren Platzes in ihrem Denken. Sollte sie den Irrtum, in welchem der Deutsche befangen war, berichtigen? Die Zeit war gekommen — wo sie sprechen musste und ihre Identität nachweisen oder schweigen und in den Betrug willigen.

Horace Holmcraft trat in dem Augenblick in das Zimmer, als Doktor Wetzels stiere Augen noch auf sie geheftet waren und die Antwort auf seine Frage erwarteten.

»Ich hatte nicht zu viel von meinem Einfluss erwartet«, sagte er, indem er auf einen kleinen Papierstreifen in seiner Hand deutete. »Hier ist der Passierschein. Haben Sie Tinte und Feder? Ich muss das Formular ausfüllen.«

Mercy zeigte auf das Schreibzeug auf dem Tisch. Horace setzte sich und tauchte die Feder in die Tinte.

»Bitte, glauben Sie ja nicht, dass ich mich in Ihre Angelegenheiten

drängen will«, sagte er. »Ich bin gezwungen, eine oder zwei gewöhnliche Fragen an Sie zu richten. Wie heißen Sie?«

Sie begann plötzlich zu zittern. Sie hielt sich am Fußende des Bettes fest. Ihre ganze künftige Existenz hing von dieser Antwort ab. Sie war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Ignaz Wetzel diente ihr wieder wie ein Freund. Seine krächzende Stimme füllte die eingetretene Pause gerade zu rechter Zeit aus. Er hielt das Taschentuch mürrisch vor die Augen — und wiederholte dabei beharrlich: »Mercy Merrick ist ein englischer Name. Nicht wahr?«

Horace Holmcroft sah vom Tische auf. »Mercy Merrick?« sagte er. »Wer ist Mercy Merrick?«

Doktor Wetzel zeigte auf die Leiche in dem Bett.

»Ich habe den Namen in ihr Taschentuch gemerkt gefunden«, sagte er. »Diese Dame hier, scheint es, besitzt nicht einmal so viel Neugierde, um sich für den Namen ihrer Landsmännin zu interessieren.« Er machte diese höhnende Anspielung auf Mercy in einem Ton, der wie Verdacht klang, und begleitete sie mit einem blick, dem man fast verächtlich nennen konnte. Ihr rasches Naturell fühlte sogleich die Unhöflichkeit heraus, deren Gegenstand sie gewesen war. Die Erbitterung des Augenblickes — so oft bestimmen die geringfügigsten Motive die wichtigsten Entschlüsse des Menschen — entschied über den Weg, den sie gehen sollte. Sie kehrte dem Alten verächtlich den Rücken und ließ ihn in dem Irrtum, den Namen der Toten entdeckt zu haben.

Horace wandte sich wieder zu seinem Geschäft, das Formular auszufüllen.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie zur Beantwortung der früheren Frage dränge«, sagte er. »Sie wissen, was in dieser Zeit deutsche Disziplin sagen will. Wie heißen Sie?« Sie antwortete ihm unbekümmert, trotzig, ohne eigentlich zu wissen, was sie tat, bis es geschehen war.

»Grace Roseberry«, sagte sie.

Die Worte waren jedoch kaum über ihre Lippen, als sie schon alles in der Welt darum gegeben hätte, sie zurücknehmen zu

können.

»Miss?« frug Horace lächelnd.

Sie konnte ihm nur mit einem Kopfnicken antworten.

Er schrieb: »Miss Grace Roseberry« — überlegte einen Augenblick — und fügte dann in fragendem Ton hinzu: »Kehrt zu ihren Angehörigen nach England zurück?« Ihre Angehörigen in England! Mercy schwoll das Herz, sie antwortete abermals mit einem Zeichen. Er schrieb diese Worte hinter den Namen und schüttete die Streusandbüchse über die nasse Tinte. »Das wird genügen«, sagte er aufstehend und bot Mercy den Passierschein, »ich werde sie selbst durch die Linie begleiten und dann dafür sorgen, dass Sie auf der Eisenbahn weiter befördert werden. Wo ist Ihr Gepäck?«

Mercy zeigte auf die Tür des Hauses, die nach vorne hinausging. »In einem Schuppen, außerhalb des Häuschens«, antwortete sie. »Es ist nicht viel; ich kann es selbst besorgen, wenn mich die Schildwache durch die Küche gehen lässt.«

Horace deutete auf das Papier in ihrer Hand. »Damit können Sie jetzt gehen, wohin Sie wollen«, sagte er. »Soll ich hier oder draußen auf Sie warten?«

Mercy warf einen misstrauischen Blick auf Ignaz Wetzel. Dieser hatte seine endlose Untersuchung der Leiche wieder aufgenommen. Wenn sie ihn mit Mister Holmcroft allein ließe, konnte man nicht wissen, was der verhasste alte Mann nicht alles über sie sagen würde. Sie antwortete: »Bitte, erwarten Sie mich draußen.«

Die Schildwache trat beim Anblick des Passierscheins salutierend zurück. Alle französischen Gefangenen waren bereits fortgebracht; nur ungefähr ein halbes Dutzend Deutscher befand sich in der Küche, und die Mehrzahl dieser war eingeschlafen. Mercy nahm Grace Roseberrys Kleider aus der Ecke, wo sie zum Trocknen gelegen hatten, hervor und wendete sich nach dem Schuppen, einem rohen Holzbau, der sich an die Mauer des Häuschens lehnte. An der Tür begegnete sie einer zweiten Schildwache und wies ihren Passierschein zum zweiten Male vor. Sie redete den Mann an und fragte, ob er französisch verstehe. Er antwortete, er verstünde es ein

wenig. Mercy gab ihm ein Geldstück und sagte: »Ich will da drinnen in dem Schuppen mein Gepäck zusammen machen. Seien Sie so freundlich, acht zu geben, dass ich nicht gestört werde.« Die Schildwache salutierte, zum Zeichen, dass sie sie verstand. Mercy verschwand in dem dunklen Innern des Schuppens.

Als Horace mit Doktor Wetzels allein gelassen war, bemerkte er, wie der Alte sich noch immer aufmerksam über die englische Dame beugte, die durch die Granate getötet worden war.

»Ist etwas Merkwürdiges«, fragte er, »in der Art und Weise, wie das arme Geschöpf getötet ward?«

»Nichts, das man in die Zeitung setzen könnte«, versetzte der Zyniker, ohne seine Aufmerksamkeit im Geringsten von der Untersuchung abzuwenden.

»Ist es ein interessanter Fall für einen Arzt — hm?« sagte Horace.

»Ja, für einen Arzt ist er es«, war die mürrische Antwort.

Horace verstand die Andeutung, welche in diesen Worten lag, und nahm sie gutmütig auf. Er verließ das Zimmer durch die Tür, welche in den Hof führte und erwartete draußen, wie ihm gesagt worden war, die reizende Engländerin.

Allein gelassen, blickte Ignaz Wetzels zuerst vorsichtig um sich, dann öffnete er das Oberteil ihres Kleides und legte seine linke Hand auf ihr Herz. Er nahm hierauf mit der anderen Hand aus seiner Westentasche ein kleines stählernes Instrument und führte es vorsichtig in die Wunde — dann zog er einen Splitter des verletzten Knochens aus der Hirnschale und wartete auf den Erfolg. »Aha!« rief er, indem er in widerlicher Lustigkeit das empfindungslose Geschöpf unter seinen Händen anredete. »Der Franzose sagt, Du seiest tot, meine Liebe — nicht wahr? Der Franzose ist ein Pfuscher. Der Franzose ist ein Esel!« Er hob seinen Kopf und rief nach der Küche. »Max.« Ein verschlafener, junger Deutscher, von oben bis unten in eine Schürze gesteckt, zog den Vorhang beiseite und wartete auf die Befehle. »Bringen Sie meinen schwarzen Sack«, sagte Ignaz Wetzels. Nachdem er diesen Befehl erteilt, rieb er vergnügt die Hände und schüttelte sich wie ein Pudel. »Welches Glück«, krächzte der hässliche Alte und schielte dabei seitwärts mit seinen stieren Augen

nach dem Bett. »Meine liebe, tote Engländerin, ich gäbe für diese Begegnung mit dir alles Geld in der Welt. Ja! Du höllischer französischer Quacksalber, du meinst, sie ist tot, nicht? Ich sage, das Leben war unterbrochen in Folge eines Druckes auf das Gehirn!«

Max erschien mit dem schwarzen Sack.

Ignaz Wetzel suche zwei fürchterliche Instrumente heraus, neu und glänzend, und drückte sie an seine Brust. »Meine kleinen Jungen«, sagte er zärtlich, als wären es zwei Kinder! »Meine gesegneten, kleinen Jungen, frisch ans Werk!« Er wendete sich zu dem Gehilfen. »Erinnern Sie sich an die Schlacht von Solferino, Max — und an den österreichischen Soldaten, welchem ich eine Kopfwunde operierte?«

Die verschlafenen Augen des Gehilfen öffneten sich weit; es interessierte ihn offenbar etwas.

»Ich erinnere mich«, sagte er, »ich hielt das Licht dabei.«

Der Meister ging voran zum Bett.

»Ich bin mit dem Resultate jener Operation bei Solferino nicht zufrieden«, sagte er, »seitdem habe ich es immer gewünscht, es wieder zu versuchen. Es ist wohl wahr, dass ich dem Manne das Leben gerettet, aber den Verstand habe ich ihm nicht zurückgeben können. Etwas muss in der Operation missglückt sein, oder es war bei dem Manne schon vorher nicht alles richtig. Sei dem aber wie immer, er lebt und stirbt im Wahnsinn. Nun sehen Sie her, mein kleiner Max, sehen Sie die liebe junge Dame auf dem Bett hier. Sie gibt mir gerade die Gelegenheit, die ich brauche; hier ist wieder der Fall von Solferino. Sie sollen wieder das Licht halten, mein guter Junge; da bleiben Sie stehen und schauen mit so viel Augen, als Sie haben. Ich will versuchen, ob ich das Leben und diesmal auch den Verstand dazu retten kann.«

Er streifte seine Rockärmel auf und begann die Operation. Als seine fürchterlichen Instrumente Graces Kopf berührten, wurde draußen die Stimme der nächststehenden Schildwache gehört, wie sie auf Deutsch das Passwort gab, welches Mercy gestattete, den ersten Schritt auf ihrer Reise nach England zu tun.

»Die englische Dame passiert!«

Die Operation nahm ihren Fortgang. Die Stimme der Schildwache bei dem nächsten Posten wurde schon schwächer gehört.

»Die englische Dame passiert!«

Die Operation war zu Ende. Ignaz Wetzel hielt seine Hand in die Höhe, damit alles still sei, und legte sein Ohr dicht an den Mund seiner Patientin.

Der erste zitternde Atemzug wiederkehrenden Lebens hauchte über Grace Roseberrys Lippen und berührte des Alten gefurchte Wange. »Aha!« rief er. »Gutes Kind! Du atmest — du lebst!« Als er sprach, rief die Stimme der Schildwache an dem äußersten Posten der deutschen Linie, in der Entfernung kaum mehr hörbar, das Wort zum letztenmale:

»Die englische Dame passiert.«

---

## Zweites Buch

### II.

#### *Mablethorpe-House*

#### Einleitung

**D**er Schauplatz ist England.

Die Zeit: Der Winter des Jahres 1870.

Personen: *Julian Gray, Horace Holmcroft, Lady Janet Roy, Grace Roseberry* und *Mercy Merrick*.

~~~~~

1.

Die Gesellschafterin der Lady Janet

>Es ist ein herrlicher Wintertag, der Himmel klar, der Boden hartgefroren, die Eisdecke trägt schon die Last der Schlittschuhläufer.

Mablethorpe-House, ein altertümliches, stattliches Haus, in der Londoner Vorstadt Kensington gelegen, besitzt ein Speisezimmer, Künstlern und anderen Leuten von Geschmack wohlbekannt wegen des Holzgetäfels — einem italienischen Original — mit dem seine Wände an drei Seiten bekleidet sind. An der vierten Seite hat der moderne Fortschritt das Gebiet des alten Geschmacks eingeschränkt; denn um in die Szene Abwechslung und Glanz zu bringen, öffnet sich von da ein weites Gewächshaus, welches als Wintergarten voll der seltensten Blumen und Pflanzen den Zugang in das Zimmer bildet. Rechts, wenn man vor dem Wintergarten steht, wird die Einförmigkeit der getäfelten Wand durch eine in altmodischem Muster mit Holz eingelegte Tür gemildert, welche in das Bibliothekszimmer führt, von wo aus man durch eine große Vorhalle in die übrigen Empfangszimmer des Hauses gelangt. Die gegenüber liegende Tür links gewährt den Einlass in das Billardzimmer, das daranstoßende Raucherzimmer und von da in eine kleinere Vorhalle, durch welche ein Nebeneingang in das Gebäude führt. Auf der linken Seite befindet sich auch der breite Kamin, überragt von einem Marmorsims, dessen Skulptur dem an Zierraten verschwenderisch reichen, aber unreinen Stil des vorigen Jahrhunderts angehört. Dem hierfür gebildeten Auge erscheint das Speisezimmer mit seinen modernen Möbeln und dem Wintergarten, mit seinen altertümlichen Wänden und Türen, dann mit seinem hohen Kaminsims, der weder alt noch neu, als ein störendes, ja unverträgliches Gemisch der Verzierungsarbeiten gänzlich verschiedener Schulen. Auf den Laien macht es nur den einen

Eindruck, dass Luxus und Bequemlichkeit hier in angenehmster Weise vereinigt und bis zur höchsten Stufe entwickelt sind.

Die Uhr hat eben Zwei geschlagen. Der Tisch ist zum Frühstück gedeckt.

Die Personen, welche am Tische sitzen, sind Lady Janet Roy, eine junge Dame, ihre Gesellschafterin und Vorleserin, und ein Gast des Hauses, welcher unter dem Namen Horace Holmcroft in diesem Buche bereits aufgetreten ist — derselbe, welcher als Korrespondent einer englischen Zeitung die deutsche Armee begleitet hatte.

Lady Janet Roy bedarf keiner langen Einführung. Jedermann, der im Geringsten den Anspruch erhebt, mit den gesellschaftlichen Verhältnissen Londons bekannt zu sein, kennt Lady Janet Roy.

Wer hat nicht schon von ihren alten Spitzen, von ihren einzigen Rubinen gehört? Wer hat nicht schon ihre imponierende Gestalt, ihr schön gekämmtes, weißes Haar, ihre herrlichen, schwarzen Augen bewundert, welche noch ihren jugendlichen Glanz besitzen, nachdem sie doch schon vor siebzig Jahren zum erstenmale in die Welt geblickt? Wer hätte nicht schon den Zauber ihrer ungezwungenen, leicht fließenden Rede, ihrer unerschöpflich guten Laune, ihrer heiteren, wohlwollenden Leichtigkeit empfunden? Wo ist der moderne Einsiedler, welcher nicht wenigstens vom Hörensagen genau mit der phantastischen Originalität und Laune ihrer Ansichten bekannt wäre; der nicht wüsste, dass sie allezeit edel und aneifernd das Verdienst jeder Art und jeden Ranges, hoch oder niedrig, hervorzuheben suchte; dass ihr wohltätiger Sinn keinen Unterschied kennt zwischen Heimat und Fremde; dass ihre unbegrenzte Nachsicht sich durch keine Undankbarkeit entmutigen, durch keine Heuchelei in falsche Bahnen bringen lässt? Jedermann hat von der populären alten Dame gehört — der kinderlosen Witwe eines längst vergessenen Lords. Jedermann kennt Lady Janet Roy.

Aber wer kennt die schöne, junge Dame ihr zur Rechten, die aussieht, als spielte sie mit ihrem Frühstück, anstatt es zu verzehren! Eigentlich kennt sie niemand.

Sie ist hübsch in grauen Poplin gekleidet, mit grauem Samt besetzt und mit einer dunkelroten Bandschleife am Halse. Sie ist fast

ebenso groß als Lady Janet selbst, und ihre Gestalt besitzt dabei so viel Grazie und Schönheit, wie dies nur selten bei den Frauen der Fall ist, die über die mittlere Größe hinausragen. Die angeborene Hoheit in der Haltung ihres Kopfes und in dem Ausdruck ihrer großen, schwermütigen Augen könnte Menschen, welche auf Herkunft und seine Sitten einen besonderen Wert legen, leicht zu dem festen Glauben führen, sie sei ebenfalls eine vornehme Dame. Aber ach! Sie ist nur Lady Janets Gesellschafterin. Ihr Kopf mit dem prachtvollen, lichtbraunen Haar, wie mit einer Krone bedeckt, neigt sich in sanfter Ehrerbietung bei jedem Worte, das Lady Janet spricht. Ihre feine, feste Hand ist gern und unablässig wachsam, Lady Janet den kleinsten Dienst zu leisten. Die alte Dame — von herzlicher Vertraulichkeit in ihrem Verkehr mit ihr — behandelt sie ungefähr wie ein angenommenes Kind. Allein die Dankbarkeit der schönen Gesellschafterin für so viel Güte äußert sich immer in derselben zurückhaltenden Weise; in ihrem Lächeln, mit dem sie Lady Janets frohe Heiterkeit beantwortet, liegt stets dieselbe verhaltene Trauer. Schlummert hier vielleicht unter der Oberfläche irgendein begangenes Unrecht? Leidet sie geistig oder körperlich? Was ist mit ihr?

Sie hat geheime Gewissensbisse. Das ist mit ihr. Dies zarte, schöne Geschöpf verzehrt sich unter der stillen Qual beständiger Selbstvorwürfe.

Der Herrin des Hauses und allen denen, die dasselbe bewohnen und betreten, ist sie bekannt als Grace Roseberry, die verwaiste Verwandte von Lady Janet Roy. Sie allein weiß, dass Sie in Wahrheit das verworfene Geschöpf der Londoner Straßen ist; die Bewohnerin des Besserungshauses; dass sie die Verlorene ist, welche so lange umsonst zu erkämpfen gesucht, was sie nunmehr sich erstohlen hat — die Rückkehr zu Heimat und Unbescholtenheit. Da sitzt sie im düsteren Schatten ihres eigenen, furchtbaren Geheimnisses, verkleidet in die Person einer anderen und im Besitze der Stelle einer anderen. Mercy Merrick durfte es ja nur wagen, wenn sie Grace Roseberry werden wollte. Sie hat es gewagt, und seit beinahe vier Monaten ist sie nun Grace Roseberry.

In diesem Augenblicke, während Lady Janet mit Horace Holmcraft spricht, weilen ihre Gedanken bei einem Gespräch, welches zwischen ihnen geführt worden war, und dies ruft in ihr die Erinnerung jenes Tages wach, an welchem sie den ersten, verhängnisvollen Schritt zu dem Betrüge getan.

Wie leicht war ihr die Verstellung geworden. Beim ersten Anblick gleich war Lady Janet von dem edlen, interessanten Antlitz völlig bezaubert. Es war gar nicht einmal nötig, ihr den gestohlenen Brief zu übergeben und die vorbereitete Geschichte zu erzählen. Die alte Dame hatte den Brief uneröffnet weggelegt und die Erzählung bei den ersten Worten unterbrochen. »Ihr Gesicht führt Sie bei mir ein, liebes Kind; Ihr Vater kann Sie mir nicht besser empfehlen als Sie sich selbst.« Dieser Empfang bestätigte sie bei ihrem Eintritt in ihrer gefälschten Identität. Ihre eigenen Erfahrungen und das »Tagebuch« über die Ereignisse in Rom setzten sie in Stand, jede Frage in Betreff des Lebens in Kanada und in Betreff der Krankheit des Obersten Roseberry pünktlich zu beantworten, so dass, wenn selbst ein Verdacht bestanden hätte, derselbe auf der Stelle entwaftet worden wäre. Während die wahre Grace in einem deutschen Lazarett nur langsam in das Leben zurückkehrte, ward die falsche Grace bei allen Bekannten Lady Janets als eine angeheiratete Verwandte der Herrin von Mablethorpe-House eingeführt. Seit jener Zeit war nichts geschehen, was in ihr auch nur den schwächsten Verdacht hatte erregen können, dass Grace nicht längst tot und begraben sei. So viel sie jetzt wusste — so viel überhaupt jemand jetzt wusste — war mit Sicherheit anzunehmen, dass nichts sie hindern würde, wenn nicht ihr Gewissen es tat, ihr ganzes Leben hindurch geachtet, ausgezeichnet und geliebt, die Stellung einzunehmen, welche sie sich angemaßt hatte.

Jetzt stand sie plötzlich vom Tische auf. Das ganze Streben ihres Lebens war, sich von Erinnerungen loszumachen, die sie unablässig verfolgten, wie sie sie auch jetzt verfolgten. Ihr Gedächtnis war ihr schlimmster Feind; die einzige Rettung davor war Veränderung in der Beschäftigung, Veränderung des Ortes.

»Kann ich in den Wintergarten gehen, Lady Janet?« fragte sie.

»Gewiss, liebes Kind.«

Sie neigte den Kopf gegen ihre Beschützerin, warf einen Blick voll fester, mitleidsvoller Aufmerksamkeit auf Horace Holmcroft — und ging dann langsam durch das Zimmer in den Wintergarten. Horaces Augen folgten ihr, so lange sichtbar war, mit einem neugierigen, widersprechenden Ausdruck von Bewunderung und Missbilligung. Sobald sie ihm aus dem Gesichte war, verlor sich der Ausdruck der Bewunderung und es blieb nur der der Missbilligung. Der junge Mann zog seine Stirne in finstere Falten; er saß schweigend da, die Gabel in der Hand, und spielte zerstreut mit den Überresten des Frühstückes auf seinem Teller.

»Nehmen Sie noch von der französischen Pastete, Horace«, sagte Lady Janet.

»Nein, ich danke Ihnen.«

»Nun dann vielleicht ein Stück Huhn?«

»Ich danke auch hierfür.«

»Reizt Sie denn gar nichts?«

»Wenn Sie erlauben, werde ich noch etwas Wein nehmen.«

Er füllte sein Glas, zum fünften- oder sechsten Mal, mit Rotwein und leerte es, finster, auf einen Zug. Die klaren Augen Lady Janets beobachteten ihn mit gespannter Aufmerksamkeit; ihre flinke Zunge sprach frei, wie sie es gewöhnt war, das aus, was ihr Kopf gleichzeitig dachte.

»Die Luft in Kensington scheint Ihnen nicht gut zu bekommen, mein junger Freund«, sagte sie. »Je länger Sie mein Gast sind, desto öfter füllen Sie Ihr Glas und leeren Ihre Zigarrentasche. Das sind bei einem jungen Mann keine guten Zeichen. Als Sie hier ankamen, waren Sie durch die Verwundung geschwächt. An Ihrer Stelle hätte ich mich nie der Gefahr ausgesetzt, einen Schuss zu bekommen, bloß deshalb, um in der Zeitung eine Schlacht schildern zu können. Übrigens, der Geschmack ist ja verschieden. Sind Sie krank oder quält Sie Ihre Wunde?«

»Nicht im Geringsten.«

»Sind Sie verstimmt?«

Horace Holmcroft ließ seine Gabel fallen, stützte die Ellbogen auf den Tisch und antwortete: »Entsetzlich.«

Selbst Lady Janets weitreichende Toleranz hatte ihre Grenzen. Sie umfasste jede Art menschlichen Vergehens, aber nie die Verletzung des feinen Anstandes. Sie ergriff die nächstbeste, zur Züchtigung geeignete Waffe — einen Esslöffel — und klopfte damit ihren jungen Freund tüchtig auf den Arm.

»An meinem Tisch benimmt man sich etwas anders als im Club«, sagte die alte Dame. »Halten Sie den Kopf in die Höhe. Sehen Sie nicht auf Ihre Gabel — sehen Sie mich an. Niemand darf in meinem Hause übler Laune sein. Ich betrachte dies als eine Unhöflichkeit gegen mich selbst. Wenn Ihnen das ruhige Leben hier nicht behagt, sagen Sie es offen, und suchen Sie sich eine Beschäftigung. Arbeit gibt es überall genug, ich meine — für solche, denen es darum zu tun ist. Sie brauchen nicht zu lächeln. Ich habe gar kein Verlangen danach, Ihre Zähne zu sehen — ich will eine Antwort hören.«

Horace gab mit gehörigem Ernste zu, dass es wohl Beschäftigung geben mochte. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, bemerkte er, dauere noch fort; die Zeitung habe ihm neuerdings die Korrespondentenstelle angetragen.

»Sprechen Sie nicht von den Zeitungen und dem Krieg!« rief Lady Janet in einem plötzlichen Ausbruch von Ärger, der ihr diesmal von Herzen ging. »Ich hasse die Zeitungen! In dieses Haus dürfen keine herein. Ich lege die ganze Schuld an dem Blutvergießen zwischen Frankreich und Deutschland ihnen zu Last.«

Horace sah sie erstaunt mit weitgeöffneten Augen an. Die alte Dame sprach offenbar in vollem Ernste. »Was meinen Sie eigentlich damit?« fragte er. »Sollen die Zeitungen für den Krieg verantwortlich sein?«

»Natürlich, einzig und allein«, antwortete Lady Janet. »Je nun, Sie verstehen das Zeitalter nicht, in dem Sie leben! Tut denn heutzutage jemand irgendetwas, Kriegführen mit inbegriffen, ohne gleichzeitig zu wünschen, es in den Zeitungen zu lesen? Ich beteilige mich bei einer Wohltätigkeitsanstalt; du erhältst ein wertvolles Zeugnis; er hält eine Predigt; wir erleiden irgendwo eine Kränkung; ihr macht eine

Entdeckung; sie werden in der Kirche getraut. Und ich, du, er wir, ihr, sie, alle wollen ein und dasselbe — sie wollen sich in der Zeitung lesen. Sind Könige, Soldaten und Diplomaten vielleicht Ausnahmen von dieser Regel der Menschheit? Nein! Ich sage im vollen Ernst, hätten sich alle Zeitungen in Europa entschlossen, ein- für allemale nicht die kleinste Notiz über den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland im Druck erscheinen zu lassen, so wäre, es ist dies meine feste Überzeugung, der Krieg schon längst aus Mangel an Aufmunterung beendet. Lassen Sie die Feder aufhören, vom Säbel zu sprechen, und ich für meinen Teil bin des Resultates gewiss: Kein Bericht — kein Kampf!«

»Ihre Ansichten haben jedenfalls das Verdienst, vollkommen neu zu sein, Lady Janet«, sagte Horace. »Würden Sie etwas dagegen haben, wenn man sie in die Zeitung setzte?«

Lady Janet schlug ihren jugendlichen Freund mit seinen eigenen Waffen.

»Lebe ich denn nicht in den letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts?« fragte sie. »In die Zeitung, sagten Sie? Mit großen Buchstaben noch dazu, Horace, wenn Sie mich lieb haben.«

Horace begann ein anderes Gespräch.

»Sie tadeln mich wegen meiner Verstimmung«, sagte er, »und scheinen deren Grund nur darin zu suchen, dass ich meines angenehmen Lebens in Mablethorpe-House bereits überdrüssig geworden bin. Das ist durchaus nicht der Fall, Lady Janet.« Er sah nach dem Wintergarten hin und runzelte abermals seine Stirne. »Die Wahrheit ist«, begann er von neuem, »dass ich mit Grace Roseberry unzufrieden bin.«

»Was hat sie denn getan?«

»Sie beharrt darauf, unseren Brautstand zu verlängern. Nichts kann sie bewegen, unseren Hochzeitstag zu bestimmen.«

Und so war es auch! Mercy war so töricht gewesen, ihm Gehör zu schenken und ihn zu lieben. Aber sie war nicht zu schlecht, ihn unter einem falschen Namen, als eine falsche Person zu heiraten. Vor drei bis vier Monaten war Horace verwundet vom Kriegsschauplatz in seine Heimat geschickt worden und hatte daselbst bei seiner

Ankunft die schöne Engländerin, deren Beschützer er in Frankreich gewesen, in Mablethorpe-House als Gesellschafterin installiert gefunden. Von Lady Janet eingeladen, ihr Gast zu sein — als Knabe hatte er stets seine Schulferien unter ihrem Dache verlebt — brachte er nun die müßige Zeit seiner Rekonvaleszenz frei nach Gefallen vom Morgen bis Abend in Mercys Gesellschaft zu — und so kam es, dass der erste Eindruck, welchen sie in dem französischen Häuschen auf ihn gemacht, bald zu mächtiger Liebe emporwuchs. Ehe ein Monat um war, hatte Horace sich erklärt und williges Gehör gefunden. Von jenem Augenblicke an handelte es sich für ihn nur darum, mit der gehörigen Ausdauer und Entschlossenheit sein Ziel zu verfolgen. Die Verlobung war erklärt worden — obwohl ganz gegen den Willen der Braut, und damit war für Horace Holmcroft jeder weitere Fortschritt in seiner Bewerbung abgeschnitten. Er versuchte auf jede mögliche Weise, Grace dazu zu bestimmen, den Tag für die Hochzeit festzusetzen, allein immer umsonst. Es lag nichts im Wege, was ein Hindernis gewesen wäre. Sie besaß keine nahen Angehörigen, auf die sie Rücksicht zu nehmen hatte. Als eine angeheiratete Verwandte Lady Janets war sie der freundlichsten und ehrenvollsten Aufnahme von Seite der Mutter und Schwestern ihres Verlobten sicher. Auch die pekuniäre Frage war in diesem Falle durchaus kein Grund, die Heirat auf einen günstigen Zeitpunkt zu verschieben. Horace war einziger Sohn und seinem Vater im Besitze des Landgutes gefolgt; nebstbei besaß er ein gutes Einkommen, reichlich genug, um dasselbe in Stand zu erhalten. Somit war auf beiden Seiten nichts, gar nichts vorhanden, was die jungen Leute hindern konnte, sobald als die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, ihre Vermählung ins Werk zu setzen. Und doch war hier allem Anscheine nach ein langer Brautstand vor auszusehen, und kein anderer Erklärungsgrund für den Aufschub, als der unbgreifliche Eigensinn des Mädchens.

»Können Sie für Graces Benehmen einen Grund angeben?« fragte Lady Janet. Ihr Wesen war verändert, als sie dies sprach. Sie sah betroffen und beunruhigt aus.

»Ich mag es kaum eingestehen«, antwortete Horace, »allein ich

fürchte, sie hat einen Grund, unsere Heirat zu verzögern, den sie weder Ihnen noch mir vertrauen kann.«

Lady Janet fuhr auf.

»Was veranlasst Sie, dies zu glauben?« fragte sie.

»Ich habe sie ein- oder zweimal in Tränen gefunden. Sehr häufig — wenn sie eben noch ganz heiter sprach — wechselt sie plötzlich die Farbe und verfällt dann in Schweigen und tiefe Trauer. Eben jetzt, als sie den Tisch verließ — haben Sie es nicht bemerkt? — sah sie mich so eigentümlich an, beinahe, als wenn sie mich bedauerte. Was soll das alles heißen?«

Horaces Erwidrerung schien die Ängstlichkeit in Lady Janet eher zu mildern als zu erhöhen. Er hatte demnach nichts bemerkt, was sie nicht auch gesehen hätte.

»Sie sind ein närrischer Junge!« sagte sie, »der Grund ihres Benehmens doch ist deutlich genug zu erkennen. Grace ist längere Zeit hindurch kränklich gewesen. Der Arzt empfiehlt eine Luftveränderung, ich werde mit ihr fortgehen.«

»Da entspräche es doch wohl mehr dem Zwecke«, versetzte Horace, »wenn sie mit mir fortginge. Vielleicht entschließt sie sich dazu, wenn Sie ihr zureden. Verlange ich zu viel, wenn ich Sie bitte, Ihren Einfluss dahin geltend zu machen? Meine Mutter und Schwestern haben ihr bereits geschrieben, allein ohne jeden Erfolg. Erweisen Sie mir die größte aller Wohltaten — sprechen Sie noch heute mit ihr!« Er schwieg einen Augenblick; dann ergriff er Lady Janets Hand und drückte sie inständig. »Sie sind immer so gütig gegen mich gewesen«, sagte er weich.

Die alte Dame sah ihn an. Es war unbestreitbar, dass in Horace Holmcrofts Gesicht etwas Eigenes, Anziehendes lag, das eines Blickes wohl wert war. Manche Frau hätte ihn um seinen klaren Teint, seine schönen blauen Augen und den weichen, lichtgelben Ton seines Haares beneidet. Männer — namentlich solche, die im Beobachten von Physiognomien eine gewisse Übung besitzen — mochten in der Formation seiner Stirne und in der Linie seiner Oberlippe die untrüglichen Zeichen für eine Natur von mangelhafter moralischer Stärke finden — für einen Geist, der starren Vorurteilen

leicht zugänglich war, und an ihnen selbst besseren Überzeugungen gegenüber hartnäckig festhielt. Für die Beobachtungsgabe einer Frau lagen diese abstrakten Mängel zu tief unter der Oberfläche, um von ihr erkannt zu werden. Im Allgemeinen bezauberte er das weibliche Geschlecht durch seine seltenen persönlichen Vorzüge und durch sein feines, rücksichtsvolles Benehmen. Lady Janet hatte ihn nicht nur um seiner eigenen Verdienste, sondern auch um der Erinnerungen willen liebgewonnen, die sich für sie an seine Person knüpften. Sein Vater war einst einer ihrer vielen Bewunderer gewesen. Die Umstände hatten sie jedoch getrennt. Ihre Ehe mit Lord Roy war kinderlos geblieben. In früheren Zeiten, wenn Horace als Knabe von der Schule zu ihr auf Ferien kam, war es ihr geheimer Lieblingsgedanke — zu unsinnig, um ihn irgend jemandem mitzuteilen — dass er eigentlich ihr Sohn hätte werden sollen, und es auch geworden wäre, wenn sie seinen Vater geheiratet hätte! Nachgiebig — wie eine Mutter — sah sie mit einem Lächeln, das ihr, so alt sie war, reizend stand, auf den jungen Mann, als er ihre Hand fasste und sie flehentlich bat, sich für ihn zu verwenden. »Muss ich wirklich mit Grace sprechen?« fragte sie mit einer Milde in Ton und Wesen, wie sie bei gewöhnlichen Anlässen der Herrin von Mablethorpe-House nicht eigen war. Horace sah, dass er seinen Zweck erreicht hatte. Er sprang auf, seine Augen wendeten sich eifrig nach der Richtung des Wintergartens; sein schönes Gesicht war strahlend vor Hoffnung. Lady Janet, in Gedanken nur mit der Erinnerung an seinen Vater beschäftigt, warf einen letzten verstohlenen Blick auf ihn — seufzte, als sie der entschwundenen Tage gedachte — und fasste sich.

»Gehen Sie in das Raucherzimmer«, sagte sie und schob ihn bei diesen Worten gegen die Tür. »Fort mit Ihnen und pflegen Sie das Lieblingslaster des neunzehnten Jahrhunderts.« Horace machte einen Versuch, seine Dankbarkeit auszudrücken. »Gehen Sie rauchen!« war alles, was sie sagte und schob ihn hinaus. Als Lady Janet allein war, ging sie im Zimmer auf und ab und überlegte die Sache ein wenig. Horaces Unmut war nicht ungerechtfertigt. Es gab wirklich keine Entschuldigung für die Verzögerung, über welche er

sich beklagte. Ob nun das junge Mädchen einen besonderen Grund hatte, sich zu sträuben, oder ob sie sich in Ungewissheit verzehrte, weil sie sich über ihr Gefühl nicht klar war, gleichviel, in jedem Falle war es nötig, früher oder später über die ernste Angelegenheit der Heirat sich deutlich auszusprechen. Die Schwierigkeit lag nur darin, wie man den Gegenstand zuerst berühren sollte, ohne sie zu verletzen. »Ich verstehe die jungen Mädchen von heutzutage wahrhaftig nicht«, dachte Lady Janet. »Zu meiner Zeit war das anders. Hatte man da einen Menschen lieb, so war man auch jeden Augenblick bereit, ihn zu heiraten. Und es ist doch jetzt das Zeitalter des Fortschrittes! Da sollten sie noch schneller dazu bereit sein.«

Nachdem sie in ihrem Gedankengang zu diesem unvermeidlichen Schluss gelangt war, entschied sie, zu versuchen, was ihr Einfluss vermöchte und sich in der Wahl der hierzu geeigneten Mittel auf die Eingebung des Augenblickes zu verlassen. »Grace!« rief sie hinaus und näherte sich dabei der Tür, die in den Wintergarten führte. Die große, leichtbewegliche Gestalt in ihrem grauen Kleide wurde sichtbar und hob sich scharf von dem grünen Hintergrunde des Wintergartens ab.

»Haben Sie mich gerufen, Lady Janet?«

»Ja, ich möchte mit Ihnen sprechen; kommen Sie und setzen Sie sich da zu mir.«

Mit diesen Worten schritt Lady Janet zu dem Sofa und zog ihre Gesellschafterin neben sich auf dasselbe nieder.

2.

Es kommt der Mann

»Sie sehen heute recht bleich aus, mein Kind.«

Mercy seufzte ermattet. »Ich fühle mich nicht wohl«, antwortete sie. »Jeder geringste Lärm erschreckt mich. Ich bin müde, wenn ich nur über das Zimmer gehe.«

Lady Janet klopfte ihr freundlich auf die Schulter. »Wir wollen versuchen, ob Ihnen eine Veränderung des Aufenthaltes gut tut. Wohin sollen wir gehen? Nach dem Kontinent oder an das Meer?«

»Sie sind zu gütig gegen mich, Lady Janet.«

»Es ist gar nicht möglich, gegen Sie zu gütig zu sein.«

Mercy stutzte. Über ihr bleiches Gesicht flog die Röte freudiger Erregung; sie sah in diesem Augenblicke reizend aus. »O!« rief sie unwillkürlich aus. »Sagen Sie das noch einmal.«

»Ich soll das noch einmal sagen?« wiederholte Lady Janet und sah sie verwundert an.

»Ja. Halten Sie mich nicht für hochmütig; nur für eitel. Ich kann Sie nicht oft genug sagen hören, dass Sie mich liebgewonnen haben. Ist es Ihnen auch wirklich angenehm, mich im Hause zu haben? Habe ich mich, seitdem ich bei Ihnen bin, immer gut benommen?«

Die einzige Entschuldigung für ihre Namensfälschung — wenn es dafür überhaupt eine Entschuldigung gab — lag in der bejahenden Antwort dieser Fragen. Es war gewiss viel, dass man von der falschen Grace sagen konnte, sie sei ihrer Stelle so würdig, dass es die wahre Grace nicht mehr sein könnte!

Lady Janet war über den ungewöhnlichen Ernst, mit welchem diese Bitte an sie gerichtet wurde, halb gerührt, halb belustigt.

»Ob Sie sich gut benommen haben?« wiederholte sie. »Liebes Herz, Sie reden ja wie ein Kind!« Sie legte ihre Hand zärtlich auf Mercys Arm und fuhr in ernsterem Tone fort: »Es ist wohl nicht zu

viel gesagt, dass ich den Tag segne, an welchem Sie zu mir gekommen sind. Ich glaube, ich könnte Sie kaum mehr lieben, wenn Sie meine eigene Tochter wären.«

Mercy wandte ihren Kopf plötzlich zur Seite, um ihr Gesicht zu verbergen. Lady Janet hielt noch ihren Arm und fühlte ihn jetzt zittern. »Was ist Ihnen?« fragte sie in ihrer raschen, geraden Weise.

»Ich bin Ihnen nur sehr dankbar, Lady Janet — weiter nichts.«

Sie sprach diese Worte mit matter, gebrochener Stimme. Ihr Gesicht war noch abgewandt, so dass Lady Janet es nicht sehen konnte. »Was habe ich denn gesagt, um diesen Ausbruch hervorzurufen?« dachte die alte Dame verwundert. »Ist sie heute weich gestimmt? Dann ist jetzt der Zeitpunkt, um für Horace ein Wort zu sprechen.« Diesen günstigen Umstand im Augen, näherte sie sich dem heiklen Thema mit der Vorsicht, welche namentlich für den ersten Schritt dringend geboten war.

»Wir haben uns so gut zusammen vertragen«, begann sie wieder, »dass es für keine von uns leicht sein wird, in unserem Leben eine Veränderung eintreten zu lassen. Bei meinem Alter werde ich dies jedenfalls noch schwerer empfinden. Was werde ich dann tun, Grace, wenn der Tag kommt, an dem ich mich von meiner angenommenen Tochter trennen soll?«

Mercy fuhr auf und zeigte nun ihr Gesicht wieder. In ihren Augen waren Spuren von Tränen. »Warum sollte ich Sie verlassen?« fragte sie erschreckt.

»Das werden Sie wohl selbst wissen!« rief Lady Janet aus.

»Nein, ich weiß es nicht. Sagen Sie mir, warum.«

»Horace wird es Ihnen sagen.«

Diese letzte Andeutung war denn doch zu deutlich, um missverstanden zu werden. Mercy ließ den Kopf sinken. Sie begann wieder zu zittern. Lady Janet blickte sie in maßlosem Erstaunen an.

»Ist zwischen Horace und Ihnen etwas vorgefallen?« fragte sie.

»Nein.«

»Sie kennen doch Ihr Herz, liebes Kind? Sie haben doch sicherlich Horace nicht ermutigt, ohne ihn zu lieben?«

»O nein!«

»Und doch —«

Zum erstenmale, seit sie sich kannten, wagte Mercy, ihre Wohltäterin zu unterbrechen. »Teure Lady Janet«, schalt sie sanft ein, »mich drängt es gar nicht, bald zu heiraten. Wir werden in der Zukunft noch viel Gelegenheit haben, davon zu reden. Sie sollten mir aber ja etwas sagen. Was ist das — ich bitte?«

Es war keine leichte Sache, Lady Janet Roy aus der Fassung zu bringen. Diese letzte Frage jedoch raubte ihr die Sprache. Nach allem, was eben vorgefallen war, hatte ihre junge Freundin, da neben ihr, doch nicht die leiseste Ahnung, welcher Gegenstand zwischen ihnen jetzt verhandelt werden sollte. »Sonderbar, wie die jungen Mädchen heutzutage sind«, dachte die alte Dame, in großer Verlegenheit, was sie eigentlich sagen sollte. Mercy harrte mit unerschöpflicher Geduld, dass Lady Janet das Gespräch wieder aufnehmen sollte. Die schwierige Lage wurde dadurch noch peinlicher, und die Stille drohte bedenklich das Ende der Unterredung plötzlich und vor der Zeit herbeizuführen, als sich die Tür des Bibliothekszimmers öffnete, und ein Bedienter, mit einem silbernen Präsentierteller in der Hand, in das Zimmer trat.

Lady Janets wachsender Verdruss entlud sich sogleich über dem schuldlosen Haupt des Dieners. »Was wollen Sie?« fragte sie scharf. »Ich habe nicht geklingelt.«

»Ein Brief, gnädige Frau. Der Bote wartet auf Antwort.«

Der Bediente hielt den Präsentierteller mit dem Brief darauf hin und zog sich zurück.

Lady Janet erkannte, höchlichst überrascht, die Schrift auf der Adresse. »Entschuldigen Sie, liebe Grace«, sagte sie und hielt mit altmodischer Höflichkeit inne, bevor sie das Couvert öffnete. Mercy machte das übliche Zeichen der Zustimmung und schritt an das andere Ende des Zimmers; sie dachte wohl nicht, dass mit der Ankunft dieses Briefes ihr Leben eine neue Wendung erhalten sollte. Lady Janet setzte ihre Brille auf. »Sonderbar, dass er schon wieder zurück sein soll!« sagte sie zu sich selbst und warf dabei das leere Couvert auf den Tisch.

Der Brief, dessen Schreiber niemand anderer war als der Prediger in der Kapelle des Besserungshauses, enthielt folgende Zeilen:

»Liebe Tante!

Ich bin wieder zurück in London, früher als ich gedacht. Mein Freund, der Pfarrer, hat seine Ferien abgekürzt und seine Verpflichtungen auf dem Lande wieder selbst übernommen. Ich fürchte, Sie werden mich tadeln, wenn Sie die Gründe hören, welche ihn bewogen haben, seine Rückkehr zu beschleunigen. Je früher ich Ihnen meine Schuld bekennen darf, desto lieber wird es mir sein. Überdies habe ich noch ein besonderes Motiv, um Sie sobald als möglich zu sehen. Darf ich meinem Brief nach Mablethorpe-House persönlich folgen? Und darf ich Ihnen eine Dame — sie ist hier ganz fremd — vorstellen, für die ich mich interessiere? Bitte, senden Sie mir durch den Überbringer die bejahende Antwort und verpflichten Sie dadurch

Ihren aufrichtig ergebenen Neffen

Julian Gray.«

Lady Janet überlas argwöhnisch noch einmal den Satz, welcher sich auf die »Dame« bezog.

Julian Gray war ihr einziger, überlebender Neffe, der Sohn ihrer Lieblingsschwester, die sie durch den Tod verloren hatte. Er hätte in der Achtung seiner Tante wahrscheinlich nicht besonders hoch gestanden — denn seine politischen und religiösen Ansichten waren ihr verhasst — allein seine auffallende Ähnlichkeit mit seiner Mutter sprach bei der alten Dame zu seinen Gunsten; und noch mehr tat dies ihr eigener, geheimer Stolz auf die frühe Berühmtheit, welche der junge Geistliche als Schriftsteller und Prediger erlangt hatte. Dank dieser mildernden Umstände und Julians unverwüstlich guter Laune verkehrten Tante und Neffe meist auf ganz freundschaftlichem Fuß miteinander. Abgesehen von seinen, wie sie sagte, »verabscheuungswürdigen Ansichten« nahm Lady Janet hinreichenden Anteil an Julian, um in Betreff der geheimnisvollen »Dame«, welche in dem Brief erwähnt wurde, einige Neugierde zu empfinden. Hatte er beschlossen, sich einen eigenen Herd zu gründen? Hatte er schon eine Wahl getroffen? Und wenn, würde es

eine Wahl sein, welche die Familie gutheißen könnte? In Lady Janets offenem Gesicht drückte sich ziemlich deutlicher Zweifel aus, als sie sich diese letzte Frage vorlegte.

Julians liberale Anschauungen waren ganz dazu geeignet, ihn auf einen gefährlichen Weg zu bringen. Seine Tante schüttelte bedenklich den Kopf, als sie vom Sofa aufstand und gegen die Tür des Bibliothekszimmers schritt.

»Grace«, sagte sie stehenbleibend und nach ihr umgewandt, »ich schreibe nur einige Zeilen an meinen Neffen. Ich bin gleich wieder hier.«

Mercy näherte sich ihr vom entgegengesetzten Ende des Zimmers mit einem Ausruf der Überraschung.

»Ihr Neffe?« wiederholte sie. »Lady Janet sagten mir noch nie, dass Sie einen Neffen haben.«

Lady Janet lachte. »Ich muss es trotzdem schon vielemale auf den Lippen gehabt haben«, sagte sie. »Aber wir hatten stets so viel anderes zu besprechen, und — um die Wahrheit zu sagen — mein Neffe ist gerade nicht mein Lieblingsthema für ein Gespräch. Ich will damit nicht sagen, dass er mir unangenehm ist; aber ich hasse seine Grundsätze und das ist es. Sie sollen sich jedoch Ihre eigene Meinung über ihn bilden; er wird mich noch heute besuchen. Warten Sie hier, bis ich zurückkomme; ich habe in Betreff Horacens noch mehr zu sagen.«

Mercy öffnete ihr die Tür des Bibliothekszimmers, schloss sie wieder und schritt dann langsam, in ihre Gedanken vertieft, im Zimmer auf und ab.

Beschäftigte sich ihr Geist mit dem Neffen Lady Janets? Nein! Lady Janet hatte von ihrem Verwandten gesprochen, jedoch ohne seinen Namen zu nennen. Mercy hatte nach wie vor keine Ahnung davon, dass der Prediger im Besserungshause und der Neffe ihrer Wohltäterin eine und dieselbe Person seien. Ihr Gedächtnis war jetzt mit dem Tribut beschäftigt, welchen ihr Lady Janet beim Beginn ihrer Unterredung gezollt hatte: »Es ist wohl nicht zu viel gesagt, Grace, dass ich den Tag segne, an welchem Sie zu mir gekommen sind.« Für den Augenblick war die Erinnerung an diese Worte Balsam für

ihre kranke Seele. Grace Roseberry selbst hätte sicher kein süßeres Lob ernten können als dieses. Im nächsten Augenblicke erfasste sie ein wirkliches Entsetzen vor dem Erfolge ihres eigenen Betrug. Nie hatte sie ihre Erniedrigung so schwer und bitter empfunden wie in diesem Augenblicke. Könnte sie nur die Wahrheit bekennen — könnte sie nur frei von Schuld ihr harmloses Leben in Mablethorpe-House genießen — wie dankbar, wie glücklich könnte sie sein! War es möglich, wenn sie alles gestand, dass sie durch ihre bisherige Pflichttreue und Ergebenheit ihr Vergehen sühnte? Nein! Ihr ruhigeres Urteil sagte ihr, es sei hoffnungslos. Der Platz, den sie sich in Lady Janets Achtung verdient — ehrlich verdient hatte — sie hatte ihn durch einen Betrug erlangt. Nichts konnte dies ändern, nichts konnte es entschuldigen. Sie zog ihr Taschentuch heraus, wischte damit die nutzlosen Tränen weg, die ihr in die Augen getreten waren, und versuchte, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Was hatte nur Lady Janet vorhin gesagt, als sie in das Bibliothekszimmer ging? Sie sagte, sie wollte bei ihrem Zurückkommen von Horace sprechen. Mercy erriet, was der Gegenstand sein mochte; wusste sie ja doch nur zu gut, was Horace von ihr haben wollte. Wie sollte sie nur diesem Drängen begegnen? Was um des Himmelswillen sollte sie tun? Konnte sie es zulassen, dass der Mann, der sie liebte — den sie wieder liebte — ahnungslos sich mit einer Verlorenen, wie sie es gewesen, auf das ganze Leben verbinde? Nein! Es war ihre Pflicht, ihn zu warnen. Aber wie? Konnte sie ihm das Herz brechen, sein Leben für immer veröden, indem sie die grausamen Worte aussprach, welche sie für immer und ewig trennen mussten? »Ich kann es ihm nicht sagen! Ich will es ihm nicht sagen!« brach sie leidenschaftlich aus. »Die Schande würde mich töten!« Ihre stets wechselnde Stimmung veränderte sich, als ihr die Worte entschlüpft waren. Ein harter Trotz gegen ihr eigenes, besseres Selbst — jene traurigste aller Formen, in welcher sich der Jammer eines Weibes kundgibt — erfüllte ihr Herz mit seiner vergiftenden Bitterkeit. Sie setzte sich wieder auf das Sofa nieder; ihre Augen glänzten und ihre Wangen glühten vor Zorn. »Ich bin nicht schlechter als andere Frauen«, dachte sie. »Eine andere hätte ihn um seines Geldes willen geheiratet.« Im nächsten Augenblick

zeigte sich ihr die Hohlheit und Unzulänglichkeit dieser Gründe, mit welchen sie den vorgehabten Betrug gegen ihn vor sich selbst zu entschuldigen gesucht hatte. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und fand Zuflucht — wo sie sie schon früher oft gefunden hatte — in der hoffnungslosen Entsagung der Verzweiflung. »O, wäre ich gestorben, ehe ich dies Haus betrat! O, könnte ich nur in diesem Augenblicke sterben, dass es mit mir aus wäre!« Damit hatte der Kampf bereits hundertmal geendet; damit endete er auch jetzt.

Die Tür, welche in das Billardzimmer führte, öffnete sich leise. Horace Holmcroft hatte gewartet, um das Resultat von Lady Janets Fürsprache zu erfahren, bis er es nicht länger aushielt.

Er tat einen vorsichtigen Blick in das Zimmer, bereit, sich unbemerkt wieder zurückzuziehen, wenn die beiden noch miteinander sprechen sollten. Die Abwesenheit Lady Janets ließ annehmen, dass die Unterredung beendet war. Wartete seine Braut allein auf ihn, um, wenn er in das Zimmer zurückkehrte, mit ihm zu sprechen? Er ging ein paar Schritte vor. Sie rührte sich nicht — sie saß da, ohne auf irgendetwas zu achten, nur in ihre Gedanken vertieft. Galten diese wohl ihm? Er schritt noch etwas näher und rief sie an:

»Grace!«

Sie sprang mit einem schwachen Schrei auf. »Es wäre mir lieber, Sie würden mich nicht so erschrecken«, sagte sie gereizt und sank auf das Sofa zurück. »Jeder plötzliche Lärm macht mein Herz so heftig klopfen, dass ich zu ersticken glaube.«

Horace flehte mit der Demut eines Liebhabers um Verzeihung. In dem gegenwärtigen Zustand nervöser Reizbarkeit wurde sie dadurch nicht besänftigt. Sie wendete ihren Blick schweigend von ihm ab. Nicht ahnend, dass sie eben einen Anfall schwerer Seelenleiden durchgemacht hatte, setzte er sich neben sie und fragte sie sanft, ob sie Lady Janet nicht gesehen hatte. Sie gab eine bejahende Antwort, aber mit so ungerechtfertigter Ungeduld in Ton und Wesen, dass ein älterer und erfahrener Mann darin die Warnung gelesen hätte, ihr erst etwas Zeit zu lassen, bevor er wieder sprach. Horace war jung und des langen Harrens müde. Er drängte sie

unklugerweise mit einer weiteren Frage.

»Hat Ihnen Lady Janet etwas gesagt?«

Sie drehte sich ärgerlich nach ihm um, ehe er noch den Satz vollenden konnte. »Sie haben versucht, mich durch ihre Vermittlung zu der Beschleunigung unserer Heirat zu bewegen«, fuhr sie auf. »Ich sehe es an Ihrem Gesicht!« So deutlich jetzt auch die Warnung sprach, Horace verstand sie nicht. »Seien Sie nicht böse«, sagte er gutmütig. »Ist es denn gar so unverzeihlich, dass ich Lady Janet gebeten habe, meine Fürsprecherin zu sein? Ich habe umsonst Sie zu bewegen versucht. Meine Mutter und Schwestern haben sich meiner angenommen, und Sie verschließen Ihr Herz gegen alles —«

Sie konnte es nicht mehr länger ertragen. In krampfhafter Heftigkeit stampfte sie mit dem Fuß auf den Boden. »Ich will nichts mehr von Ihrer Mutter und Ihren Schwestern hören«, brach sie ungestüm aus. »Sie sprechen ja von gar nichts anderem.«

Es war gerade möglich, noch einen weiteren Fehler in ihrer Behandlung zu begehen — und Horace beging ihn. Er war seinerseits verletzt und stand vom Sofa auf. Seine Mutter und Schwestern waren für ihn große Autoritäten und standen hoch in seiner Achtung; sie waren für ihn Ideale weiblicher Vollkommenheit. Er zog sich an das andere Ende des Zimmers zurück und machte ihr den schwersten Vorwurf, zu dem ihn der Augenblick hinriss.

»Ich wollte, Sie folgten dem Beispiel meiner Mutter und Schwestern, Grace«, sagte er. »Sie lohnen demjenigen, welcher sie liebt, nicht mit grausamen Worten, wie Sie es tun.«

Allem Anscheine nach machte jedoch dieser Verweis auf sie nicht den geringsten Eindruck. Sie verhielt sich demselben gegenüber so gleichgültig, als hätte sie ihn gar nicht gehört. Es regte sich in ihr ein Gefühl — ein bitteres Gefühl, das sich gegen Horaces Verherrlichung seiner Angehörigen empörte. »Es macht mich ordentlich krank«, dachte sie bei sich, »von der Tugend solcher Frauen zu hören, an welche die Versuchung niemals herangetreten ist. Wo ist da das Verdienst, anständig zu leben, wenn das ganze Leben nur Freude und Wohlstand ist? Weiß seine Mutter, was es heißt, zu hungern? Sind seine Schwestern verlassen in den Straßen

umher geirrt?« Es machte ihr Herz gefühllos — sie empfand beinahe Lust, ihn zu betrügen — wenn er ihr so seine Verwandten als Muster hinstellte. Würde er denn nie das Verständnis dafür bekommen, dass Frauen es verabscheuen, wenn ihnen Ihresgleichen als Vorbilder angepriesen werden? Sie sah nach ihm hin mit dem Gefühle ungeduldiger Verwunderung. Er saß am Frühstückstisch, ihr den Rücken zugekehrt und den Kopf auf seine Hand gestützt. Hätte er versucht, sich ihr wieder zu nähern, sie hätte ihn zurückgewiesen; hätte er sie angeredet, sie wäre ihm mit einer scharfen Erwiderung entgegengetreten. So saß er abseits von ihr und sprach kein Wort. Das Schweigen eines Mannes ist für die Frau, die ihn liebt, der stärkste Widerstand. Heftigkeit kann sie ertragen; Worten ist sie jederzeit bereit, auch ihrerseits mit Worten zu begegnen; das Schweigen besiegt sie. Mercy zögerte einen Augenblick, dann stand sie auf und näherte sich demütig dem Tische. Sie hatte ihn verletzt — und sie allein hatte gefehlt. Wie konnte er es wissen, der Arme, dass er sie gekränkt hatte? Schritt um Schritt kam sie näher und näher. Er sah sich nicht um; er regte sich nicht. Sie legte ihre Hand schüchtern auf seine Schulter. »Vergeben Sie mir, Horace«, lispelte sie. »Ich bin heute sehr leidend; ich bin nicht ich selbst. Was ich sagte, war nicht böse gemeint. Bitte, verzeihen Sie mir.« Die einschmeichelnde Zärtlichkeit ihrer Stimme und ihres Wesens, als sie diese Worte sprach, bezwang jeden Widerstand. Er sah auf und fasste ihre Hand. Sie neigte sich über ihn und drückte einen Kuss auf seine Stirne. »Ist mir vergeben?« fragte sie.

»O, mein Liebling«, sagte er, »wüsstest du nur, wie ich dich liebe!«

»Ich weiß es«, antwortete sie sanft und strich ihm dabei das verwirrte Haar auf der Stirne glatt.

So standen sie ganz ineinander versunken, sonst hätten sie in diesem Augenblick hören müssen, wie sich am anderen Ende des Zimmers die Tür des Bibliothekszimmers öffnete.

Lady Janet hatte an ihren Neffen die erbetene Antwort geschrieben und war, ihrem Versprechen getreu, zurückgekehrt, um Horaces Sache zu führen. Das erste, was sie nun erblickte, war ihr Klient, wie er mit sichtbarem Erfolge seine Angelegenheit selbst

vertrat! »Da bin ich offenbar überflüssig«, dachte die alte Dame. Sie schloss geräuschlos wieder die Tür und überließ die beiden Liebenden sich selbst.

Horace kam mit unkluger Beharrlichkeit auf das frühere Gesprächsthema, die hinausgeschobene Hochzeit, zurück. Bei den ersten Worten, die er sprach, zog sich Grace rasch zurück, diesmal jedoch betrübt, nicht ärgerlich.

»Drängen Sie mich nur heute nicht«, sagte sie; »ich bin heute nicht wohl.«

Er stand auf und sah sie besorgt an. »Darf ich morgen davon reden?«

»Ja, morgen.« Sie kehrte zu dem Sofa zurück und begann ein anderes Gespräch. »Wie lange Lady Janet ausbleibt«, sagte sie. »Was sie nur so lange aufhalten mag?«

Horace bemühte sich, so auszusehen, als interessierte auch ihn Lady Janets Abwesenheit. »Weshalb hat sie Sie verlassen?« fragte er hinter dem Sofa stehend und auf sie herabgeneigt.

»Sie ging in das Bibliothekszimmer, um ein Billet an ihren Neffen zu schreiben. Unter anderem, wer ist denn ihr Neffe?«

»Ist es möglich, dass Sie das nicht wissen?«

»Nein, ich weiß es nicht!«

»Sie haben gewiss schon von ihm gehört«, sagte Horace. »Er ist ja ein berühmter Mann.« Er hielt inne, und sich tiefer auf Grace herabbeugend, hob er eine Locke von ihrer Schulter empor und drückte sie an seine Lippen. »Der Neffe Lady Janets«, begann er wieder, »ist Julian Gray!«

Bei diesem Namen fuhr Grace von ihrem Sitz empor und blickte Horace entsetzt und verwirrt an, als traute sie ihren Ohren nicht.

Dieser stand völlig überrascht. »Liebe Grace!« rief er aus; »weshalb erschrecken Sie denn so plötzlich?«

Sie erhob abwehrend ihre Hand. »Der Neffe Lady Janets ist Julian Gray«, wiederholte sie; »und ich höre dies erst jetzt!«

Horace war immer mehr betroffen.

»Liebes Herz, was ist denn daran Merkwürdiges?« fragte er.

Doch in ihrer Lage und bei ihrer Gemütsart war wohl Grund vorhanden, um durch diese Entdeckung selbst das mutigste Wesen in Schrecken zu versetzen. In ihrer Seele nahm die Fälschung Grace Roseberrys plötzlich eine neue Form an: die Form des Verhängnisses. Es hatte sie blindlings in das Haus geführt, in welchem sie und der Prediger aus dem Besserungshause sich nun begegnen sollten. Er kam, der Mann, der ihr Inneres so mächtig bewegt, ihr ganzes Leben beeinflusst hatte. Kam nun mit ihm auch der Tag des Gerichtes?

»Achten Sie nicht auf mich«, sagte sie leise. »Ich bin den ganzen Morgen krank gewesen. Sie haben es ja selbst gesehen, als Sie hier hereinkamen; der bloße Klang Ihrer Stimme hat mich in Aufregung versetzt. Es wird vorüber gehen. Nur fürchte ich, Sie erschreckt zu haben.«

»Liebste Grace, es sah ja fast aus, als hätten Sie sich über Julians Namen entsetzt! Er ist eine Berühmtheit im Publikum, so viel weiß ich; auch dass Damen sich lebhaft erhoben und ihn anstauten, wenn er irgendwo erschien, habe ich schon gesehen; aber Sie sehen ja wie vom Blitz getroffen aus.«

Sie raffte mit verzweifelter Anstrengung ihren ganzen Mut zusammen und lachte — aber es klang hart und unheimlich. Sie legte ihm ihre Hand auf den Mund und zwang ihn so, zu schweigen. »Unsinn!« rief sie leichthin aus. »Was soll Mister Julian Gray mit meinem Aussehen zu tun haben? Mir ist schon besser. Sehen Sie nur selbst!« Dabei sah sie ihn mit erzwungener Lustigkeit an und kehrte mit erkünstelter, verzweifelter Gleichgültigkeit zu dem Gespräch über den Neffen Lady Janets zurück. »Natürlich habe ich von ihm gehört«, sagte sie. »Wissen Sie, dass er heute hier erwartet wird? Warum stehen Sie da hinter mir — ich kann so nicht gut mit Ihnen sprechen. Setzen Sie sich hierher.«

Er gehorchte — aber innerlich war er mit ihrem Benehmen nicht zufrieden. Auf seinem Gesichte lag noch der Ausdruck von Besorgnis und Überraschung. Sie spielte ihre Rolle fort, mit dem festen Entschluss, jeden möglichen Verdacht in Betreff ihrer Furcht vor Julian Gray in Horace zu ersticken. »Erzählen Sie mir von

diesem berühmten Manne«, sagte sie und schob ihren Arm vertraulich in den seinen. »Wie sieht er aus?«

Die schmeichelnde Gebärde, und der leichte Ton ihrer Worte verfehlten nicht ihre Wirkung auf Horace. Sein Gesicht wurde heiterer; er antwortete ihr in gleicher Weise.

»Bereiten Sie sich vor, den ungeistlichsten aller Geistlichen zu sehen«, sagte er. »Julian ist ein rüdiges Schaf unter den Pfarrern und seinem Bischof ein Dorn im Auge. Er predigt, wenn man es verlangt, in der Kapelle der Dissenter; lehnt jeden Anspruch auf priesterliches Ansehen und priesterliche Gewalt entschieden ab und tut nur nach seinem eigenen Plan, aber viel Gutes. In seinem Beruf ist er ganz gefasst, niemals zu hohen Würden emporzusteigen; aber das kümmert ihn nicht; er sagt, ihm genügt es, der Archidiakon der Betrübten, der Diakon der Hungrigen und der Bischof der Armen zu sein. Bei aller Wunderlichkeit ist er ein so herzensguter Mensch als nur irgendeiner. Ungemein beliebt bei Frauen. Sie alle erholen sich Rats bei ihm. Ich wollte, Sie gingen auch zu ihm.«

Mercy wechselte die Farbe. »Wie meinen Sie das?« fragte sie scharf.

»Julian ist berühmt wegen seiner Überredungsgabe«, sagte Horace lächelnd. »Wenn er mit Ihnen spräche, er würde vielleicht vermögen, den Weg zu bestimmen. Soll ich Julian bitten, mein Fürsprecher zu sein?«

Er machte den Vorschlag im Scherze. Mercys ruheloser Geist nahm ihn für Ernst. »Er wird es tun«, dachte sie mit einem Gefühle unbeschreiblichen Entsetzens, »wenn ich ihn nicht daran hindere!« Es blieb ihr keine Wahl übrig. Der einzige, sichere Weg, Horace davon abzuhalten, dass er sich an seinen Freund wandte, war, ihm seinen Wunsch zu gewähren. Sie legte die Hand auf seine Schulter und suchte die furchtbare Angst, die sie verzehrte, unter der Maske der Koketterie zu verbergen, die gleich peinlich und erbarmungswürdig anzusehen war.

»Reden Sie keinen Unsinn«, sagte sie lustig. »Wovon sprachen wir nur, bevor Mister Julian Gray das Thema wurde?«

»Wir wunderten uns über Lady Janets langes Ausbleiben«,

versetzte Horace.

Sie klopfte ihm ungeduldig auf die Schulter. »Nein! Nein! Vorher sagten Sie noch etwas anderes!«

Ihre Augen vollendeten, was ihr Mund nicht ausgesprochen hatte. Horace schlang seinen Arm leise um ihre Taille.

»Ich sagte, dass ich Sie liebe«, antwortete er flüsternd.

»Sonst nichts?«

»Hören Sie das nicht mehr gerne?«

Sie lächelte bezaubernd. »Ist es Ihnen denn auch gar so ernst wegen — wegen —« sie stockte und sah von ihm weg.«

»Wegen unserer Hochzeit?«

»Ja!«

»Es ist mein innigster Wunsch.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Es entstand eine Pause. Mercys Finger spielten nervös mit den Breloquen an ihrer Uhrkette. »Welcher Tag wäre Ihnen denn recht?« sagte sie sanft, aber ohne ihre Aufmerksamkeit von der Uhrkette abzuwenden.

Noch nie hatte sie so gesprochen, noch nie so ausgesehen wie eben jetzt. Horace fürchtete sich beinahe, an sein Glück zu glauben. »O Grace!« rief er aus, »treiben Sie keinen Scherz mit mir!«

»Was veranlasst Sie, dies zu glauben?«

Horace war arglos genug, ihr darauf im Ernste zu antworten: »Eben noch wollten Sie von unserer Hochzeit gar nichts wissen«, sagte er.

»Das ist einerlei, was früher war«, versetzte sie mutwillig. »Man sagt, die Frauen seien wetterwendisch; es ist einer von den Mängeln unseres Geschlechtes.«

»Gott sei gelobt für solche Mängel!« rief Horace offen aus. »Wollen Sie die Entscheidung wirklich mir überlassen?«

»Wenn Sie darauf bestehen.«

Horace überlegte einen Augenblick — in Betreff des

Heiratsgesetzes. »Die Bewilligung zur Trauung können wir in vierzehn Tagen haben«, sagte er. »Ich bestimme also den Tag heute über vierzehn Tage.«

Sie erhob ihre Hände widerstrebend.

»Warum nicht? Mein Advokat ist bereit. Vorbereitungen sind keine zu machen. Sie sagten ja selbst bei unserer Verlobung: es sollte eine stille Hochzeit sein.«

Mercy musste dies zugeben.

»Wir könnten auf der Stelle getraut werden, wenn das Gesetz es gestattete. Heute über vierzehn Tage also! Sagen Sie — ja!«

Er zog sie näher an sich. Es entstand eine Stille. Die Maske der Koketterie — welche sie von Anbeginn nur schlecht vorgehalten hatte — fiel ihr von ihrem Gesicht. Ihre traurigen grauen Augen ruhten mitleidsvoll auf seinen lebhaft angeregten Zügen.

»Schauen Sie nicht so ernst drein!« sagte er. »Nur ein kleines Wort, Grace! Nur ja!«

Sie seufzte und sprach es aus. Er küsste sie leidenschaftlich. Nur mit einer heftigen Gebärde gelang es ihr, sich von ihm loszumachen. »Verlassen Sie mich!« sagte sie leise. »Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!«

Es war ihr voller Ernst — sonderbar. Sie zitterte am ganzen Körper. Horace stand auf, um ihren Wunsch zu erfüllen. »Ich werde Lady Janet aufsuchen«, sagte er, »es drängt mich, ihr zu zeigen, dass ich wieder heiter bin und auch zu sagen weshalb.« Er wendete sich der Tür des Bibliotheksimmers zu. »Sie bleiben doch hier? Darf ich wiederkommen, wenn Sie gefasster sind?«

»Ich will hier warten«, sagte Mercy.

Mit dieser Antwort zufrieden, verließ er das Zimmer.

Sie ließ die Hände in den Schoß fallen; ihr Kopf sank müde auf die Kissen des Sofas zurück. Sie war wie geblendet, ihr Geist war völlig betäubt. Sie wusste nicht, wachte oder träumte sie. Hatte sie denn wirklich jenes Wort gesprochen, das sie zwang, Horace Holmcraft in vierzehn Tagen zu heiraten? Vierzehn Tage. Es konnte wohl in dieser Zeit irgendein Hindernis eintreten; vielleicht fand sie

inzwischen einen Ausweg aus der furchtbaren Lage, in der sie sich befand. Auf jeden Fall, mochte daraus entstehen, was wollte, hatte sie gut daran getan, dieses Mittel statt einer Unterredung mit Julian Gray zu wählen. Sie fuhr mit einem Ruck aus ihrer liegenden Stellung empor, als der Gedanke an eine solche Unterredung — während der letzten Minuten unterdrückt — sich ihr wieder aufdrängte. Ihre aufgeregte Phantasie sah in diesem Augenblick schon Julian Gray im Zimmer vor ihr stehen und mit ihr sprechen wie Horace es vorgeschlagen hatte. Sie sah ihn dicht an ihrer Seite sitzen — denselben Mann, der von der Kanzel herab ihre innerste Seele erschüttert hatte, als sie, ungesehen am anderen Ende der Kapelle seinen Worten lauschte — sie sah ihn vor sich, wie er ihr forschend in das Gesicht blickte; wie er das beschämende Geheimnis in ihren Augen las, in ihrer Stimme hörte, an ihren zitternden Händen fühlte; wie er es ihr Wort für Wort herauspresste, bis sie vernichtet ihm zu Füßen lag und den Betrug gestand. Ihr Kopf fiel auf die Kissen zurück; sie verbarg ihr Gesicht entsetzt über den Auftritt, welchen ihre überreizte Einbildungskraft heraufbeschworen hatte. Selbst jetzt, wo diese gefürchtete Unterredung überflüssig geworden, konnte sie sicher sein, wenn sie ihm auch nur als eine Fremde gegenüber stand, sich nicht zu verraten? Sie konnte es nicht. Es war etwas, was sie bei dem bloßen Gedanken, mit ihm in demselben Zimmer zu sein, schauern und zurückbeben machte. Sie fühlte es, sie wusste es; ihr schuldbeladenes Gewissen erkannte und fürchtete seinen Meister in Julian Gray! — Die Zeit verrann. Ihre heftige Aufregung begann sich physisch an dem schwachen Körper zu äußern.

Sie musste leise weinen, ohne selbst zu wissen, warum. Wie eine Last lag es auf ihr, die Ermattung lähmte ihr jedes Glied. Sie sank tiefer in die Kissen — sie schloss die Augen — das eintönige Ticken der Uhr auf dem Kaminsims drang einschläfernd immer schwächer und schwächer in ihr Ohr. Sie verfiel allmählich in Schlummer, jedoch in so leisen Schlummer, dass sie auffuhr, wenn ein Stückchen Kohle auf den Rost fiel, oder wenn die Vögel in ihrem Bauer im Wintergarten zirpten und zwitscherten.

Lady Janet und Horace traten ein. Sie hatte kaum ein Bewusstsein davon, dass jemand im Zimmer war. Nach einem kurzen Zwischenraum öffnete sie die Augen und richtete sich halb auf, um zu sprechen. Das Zimmer war wieder leer. Sie hatten sich leise hinausgeschlichen, um die Schläferin nicht zu stören. Sie schloss die Augen wieder und verfiel abermals in Schlummer; die günstige Wärme und Ruhe des Bettes verwandelte bald den Schlummer in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

3.

Der Mann erscheint

Nach einer kurzen Zeit der Ruhe wurde Mercy durch das Schließen einer Glastür am entfernten Ende des Wintergartens aus dem Schlafe geweckt. Diese Tür führte in den Garten hinaus und wurde nur von den Hausbewohnern oder noch von guten Bekannten benutzt, welche das Vorrecht genossen, die Empfangszimmer auf diesem Wege zu betreten. In dem Glauben, dass Horace oder Lady Janet in das Speisezimmer zurückkehrten, richtete sich Mercy auf dem Sofa etwas empor und horchte.

Sie hörte die Stimme eines der Bedienten. Darauf antwortete eine andere Stimme, bei deren Klang sie an allen Gliedern zu zittern begann.

Sie sprang auf und horchte wieder in sprachlosem Entsetzen. Ja! Sie war es unverkennbar. Die Stimme, welche dem Diener antwortete, war dieselbe, die unvergessliche Stimme, welche sie im Besserungshause gehört hatte. Der Besuch, welcher durch die Glastür eingetreten, war — Julian Gray.

Sein rascher Tritt näherte sich immer mehr und mehr dem Speisezimmer. Sie nahm ihre Fassung so weit zusammen, um zur Tür des Bibliothekszimmers zu eilen. Ihre Hand zitterte so heftig, dass sie nicht im Stande war, das Schloss gleich zu öffnen. Eben war ihr das gelungen, als sie seine Stimme wieder hörte — wie er sie anredete:

»Bitte, laufen Sie doch nicht davon! Ich bin ja kein Ungeheuer, sondern nur der Neffe Lady Janets — Julian Gray.«

Sie wendete sich langsam um und stand, wie verzaubert durch seine Stimme, schweigend ihm gegenüber.

Er stand, den Hut in der Hand, am Eingang in den Wintergarten; er trug einen schwarzen Anzug und eine weiße Halsbinde — allein in

der Machart und Form seiner Kleidung war geflissentlich alles vermieden, was ihr einen spezifisch geistlichen Anstrich geben konnte. So jung er war, trugen seine Züge doch schon Spuren von Sorge, und das Haar war über der Stirne vorzeitig dünn und spärlich geworden. Die gelenkige, behende Gestalt reichte nicht über die mittlere Größe hinaus. Sein Teint war blass. Der untere Teil seines Gesichtes, ganz bartlos, war in keiner Weise bedeutend. Ein gewöhnlicher Beobachter würde in Julians Antlitz nichts besonderes entdeckt haben — mit Ausnahme der Augen. Diese allein drückten dem Gesichte einen besonderen Stempel auf. Die ungewöhnliche Größe der Augenhöhlen, in welchen sie lagen, war schon allein genügend, die Aufmerksamkeit zu fesseln; sein Kopf gewann dadurch einen imponierenden Ausdruck, welchen er sonst, trotz seiner Breite und seines entwickelten Knochenbaues, nicht besaß. Was die Augen selbst anbelangt, so spottete ihr weicher schimmernder Glanz jeder Kritik. Nicht zwei Menschen stimmten über die Farbe derselben überein; die Meinungen waren darüber geteilt, ob sie dunkelgrau oder schwarz seien. Maler hatten schon versucht, diese Augen nachzuahmen, und jedes Mal das begonnene Werk verzweifelnd aufgegeben, weil es ihnen nicht gelang, von der verwirrenden Mannigfaltigkeit des Ausdruckes auch nur einen zu erfassen. Es waren Augen, welche jetzt bezaubern, im nächsten Moment Entsetzen erregen konnten; welche fast nach Belieben die Menschen zum Lachen und zum Weinen brachten. Ob angeregt oder ruhig, sie waren immer gleich unwiderstehlich. Als sie vorhin Mercy nach der Tür fliehen sahen, leuchteten sie in kindlicher Belustigung auf.

Als diese sich jedoch umwendete und ihm in das Gesicht sah, verwandelte sich der frühere Ausdruck augenblicklich in einen weichen, glühenden Blick, der stumm aber deutlich sagte, dass ihre Erscheinung ihn mit Interesse und Bewunderung für sie erfüllte. Gleichzeitig veränderte sich seine ganze Haltung. Die nächsten Worte richtete er mit tiefer Ehrerbietung an sie.

»Ich bitte Sie dringend, sich durch mich nicht stören zu lassen«, sagte er. »Und verzeihen Sie, wenn ich so ohne weiteres bei Ihnen

eingedrungen bin.«

Er hielt inne und erwartete eine Erwiderung von ihrer Seite, ehe er weiter in das Zimmer vordrang. Noch immer von seiner Stimme wie bezaubert, fand sie doch so viel Selbstbeherrschung wieder, sich gegen ihn zu verneigen und ihren Platz auf dem Sofa wieder einzunehmen. Jetzt konnte sie ihn unmöglich verlassen. Er sah sie einen Augenblick an, dann trat er in das Zimmer, ohne weiter mit ihr zu sprechen. Sein Interesse für das rätselhafte Geschöpf wuchs immer mehr. »Kein gewöhnlicher Gram«, dachte er, »hat diesem Gesichte seinen Stempel aufgedrückt; kein gewöhnliches Herz schlägt in dieser Hülle. Wer mag sie nur sein.«

Mercy nahm ihren ganzen Mut zusammen und zwang sich, ihn anzusprechen.

»Lady Janet ist, glaube ich, in dem Bibliothekszimmer«, sagte sie schüchtern. »Soll ich ihr sagen, dass Sie hier sind?«

»Bemühen Sie Lady Janet und sich selbst nicht.«

Damit trat er an den Frühstückstisch, um ihr so mit viel Zartgefühl Zeit zu lassen, sich zu sammeln. Er ergriff eine Flasche, in welcher Horace noch Rotwein übriggelassen hatte, und goss ihn in ein Glas. »Für den Augenblick soll der Rotwein meiner Tante sie selbst vertreten«, sagte er lächelnd, als er sich wieder nach ihr umwendete. »Ich habe einen weiten Spaziergang gemacht, und so riskiere ich es, mich in diesem Hause auch ohne besondere Einladung zu bedienen. Darf man Ihnen etwas anbieten?«

Mercy dankte verneinend. Nach allem, was sie bis jetzt von ihm erfahren hatte, konnte sie sich über sein gewandtes leichtes Benehmen nicht genug wundern.

Er leerte sein Glas mit echter Kennermiene, der guten Wein zu schätzen wusste. »Der Rotwein ist meiner Tante würdig«, sagte er mit komischem Ernste, als er das Glas nieder setzte. »Beide sind echte, unverfälschte Produkte der Natur!« Er setzte sich an den Tisch und betrachtete mit kritischem Auge die darauf stehen gebliebenen Gerichte. Eines davon schien ihn besonders zu locken. »Was ist das?« fuhr er fort. »Eine französische Pastete! Es wäre ein grober Verstoß, französischen Wein zu trinken und eine französische

Pastete daneben unberührt zu lassen.« Er nahm Messer und Gabel und verzehrte die Pastete mit demselben kritischen Behagen wie den Wein. »Der großen Nation vollkommen würdig!« rief er begeistert aus. »Vive la France!«

Mercy sah und hörte mit unaussprechlichem Erstaunen. Er entsprach ganz und gar nicht jenem Bilde, welches ihre Einbildungskraft von ihm in seinem Alltagsgewand entworfen hatte. Seine weiße Halsbinde weg und niemand hätte in diesem berühmten Prediger einen Geistlichen vermutet!

Er verzehrte eine zweite Portion der Pastete und begann mit Mercy eine Unterhaltung, wobei er abwechselnd sprach und aß, aber mit so viel Ruhe und Behagen, als wären sie alte Bekannte.

»Mein Weg hierher führte mich durch Kensington-Garden«, sagte er. »Ich habe jetzt einige Zeit auf einem flachen, abscheulich öden Landdistrikt zugebracht. Da glauben Sie gar nicht, wie angenehm mir der Kontrast dagegen in diesen Zeiten aufgefallen ist. Die Damen in ihren reichen Winteranzügen, die schmucken Kindermädchen mit reizenden Kindern, die unaufhörlich sich bewegendende Menge der Eisläufer auf Round-Pond; alles das war im Vergleich zu dem, woran ich jetzt gewöhnt war, so fröhlich anzusehen, dass ich mich unwillkürlich dabei ertappte, wie ich pfeifend mitten durch das glänzende Treiben schritt. Zu meiner Zeit pflegten die Jungen immer zu pfeifen, wenn sie gut aufgelegt waren, und ich bin über diese Gewohnheit noch nicht hinaus. Wem, glauben Sie, begegnete ich da gerade, als ich im besten Zuge war?«

So gut es bei dem maßlosen Staunen, womit Mercy ihm zuhörte, möglich war, bat sie, ihr das Erraten zu erlassen. Nie in ihrem Leben hatte sie noch mit jemand so verwirrt und unverständlich gesprochen, wie jetzt mit Julian Gray!

Er fuhr heiterer als je fort, ohne scheinbar zu bemerken, welchen Eindruck er auf sie machte.

»Nun, wem begegnete ich«, wiederholte er, »als ich im besten Zuge war? Meinem Bischof! Wäre es noch eine heilige Melodie gewesen, seine Ehrwürden hätte vielleicht meine Gemeinheit in Anbetracht der Musik entschuldigt. Aber unglücklicherweise war die

Komposition, welche ich eben vortrug, ich bin nebenbei gesagt ein sehr lauter Pfeifer, von Verdi — »La donna e Mobile« — seiner Ehrwürden sicherlich durch die Drehorgeln in den Straßen wohl bekannt. Er erkannte das Lied, der arme Mann, und als ich meinen Hut vor ihm abnahm, sah er nach der anderen Seite. Sonderbar, dass man in dieser sündigen, fehlerhaften Welt eine so geringfügige Sache, wie das Pfeifen eines heiter gestimmten Geistlichen, überhaupt zum Gegenstande einer ernsthaften Erörterung macht!« Bei den letzten Worten schob er seinen Teller zurück und fuhr in verändertem Ton einfach und ernsthaft fort »Ich habe nie eingesehen«, sagte er, »warum wir uns anderen Menschen gegenüber deshalb für bevorzugt halten sollen, weil wir einer besonderen Kaste angehören und harmlose Dinge, welche andere Leute tun, nicht tun dürfen. Die Jünger Christi seinerzeit gaben uns dies Beispiel nicht; sie waren vernünftiger und besser als wir. Ich behaupte kühn, dass sich uns in dem Bestreben, unseren Mitmenschen Gutes zu tun, nichts mehr hindernd entgegenstellt, als die bloße Anmaßung der Geistlichen in Wort und Tat. Ich für meinen Teil erhebe nicht den leisesten Anspruch, besser und frömmer zu sein als jeder andere Christenmensch, der nach Kräften Gutes tut.« Sein klarer Blick traf Mercy, welche ihn verwundert, und unvermögend, ihn zu verstehen, ansah — der frühere scherzhafte Ton gewann in ihm wieder die Oberhand. »Sind Sie radikal gesinnt?« fragte er mit einem humoristischen Zwinkern in seinen großen, glänzenden Augen. »Ich für meinen Teil bin es!«

Mercy gab sich alle Mühe, ihn zu begreifen, allein umsonst. War es möglich, dass dies der Prediger war, dessen Worte sie entzückt, gereinigt, veredelt hatten? War es derselbe, dessen Worte den Augen der Unglücklichen, welche durch das Verbrechen ehrlos und verstockt geworden waren, heiße Tränen entlockt hatten? Ja! Die Augen, welche jetzt vergnügt auf ihr ruhten, sie waren dieselben schönen Augen, welche einst in die Tiefe ihrer Seele geblickt. Die Stimme, welche sich eben mit einer scherzenden Frage zu ihr wendete, war dieselbe tiefe, weiche Stimme, welche damals in ihr Herz gedrungen war. Auf der Kanzel war er ein Engel der

Barmherzigkeit; außerhalb derselben ein losgelassener Schulknabe.

»Ich will Sie nicht erschrecken«, sagte er gutmütig, als er ihre Verwirrung bemerkte. »Die öffentliche Meinung hat mich schon mit ärgeren Namen als dem eines Radikalen genannt. Ich war kürzlich — wie ich Ihnen vorhin erzählt habe — in einer Landgemeinde. Ich sollte dort nämlich für eine kurze Zeit die Geschäfte des Pfarrers besorgen, da dieser sich eine kleine Erholung gönnen wollte. Was, glauben Sie, war das Ende dieses Versuches? Der Herr des Kirchspiels nennt mich einen Kommunisten; die Pächter denunzieren mich als einen Aufwiegler; mein Freund, der Pfarrer, ward in aller Eile zurückberufen und ich stehe jetzt als ein Verbannter da, der sich bei einer achtbaren Nachbarschaft unmöglich gemacht hat.«

Mit diesem offenen Bekenntnis verließ er den Frühstückstisch und setzte sich auf einen Stuhl neben Mercy.

»Sie sind natürlich sehr gespannt«, fuhr er fort, »zu hören, worin mein Vergehen eigentlich bestanden hat. Verstehen Sie etwas von Nationalökonomie und von dem Gesetze von Nachfrage und Angebot?«

Mercy gestand, dass sie davon nichts wisse.

»Ich auch nicht«, sagte er. »Und das war eben mein Vergehen. Ich will Ihnen, wie später auch meiner Tante, die ganze Sache mit wenigen Worten erzählen.« Er hielt einen Augenblick inne; seine Haltung war ganz verändert. Mercy warf einen scheuen Blick auf ihn und entdeckte in seinen Augen einen neuen Ausdruck, welcher wie noch keiner, ihr das frühere Bild von ihm in das Gedächtnis zurückrief. »Ich hatte keine Ahnung«, begann er wieder, »welches Leben in einigen Gegenden Englands der gemeine Feldarbeiter auf einem Pachtgute führt, bis ich jetzt den Pfarrer in seinem Sprengel vertreten musste. Noch nie in meinem Leben hatte ich so grässliches Elend gesehen und dabei von Seite der armen Leute eine Geduld im Ertragen ihrer Leiden, wie sie mir bis dahin nie vorgekommen war. Die Märtyrer ehemals konnten erdulden und sterben, aber wären sie im Stande gewesen, so wie diese hier, zu erdulden und dabei fortzuleben? — Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr am Hungertuche zu nagen; zuzusehen, wie ihre

abgezehrten Kinder ringsum aufwachsen, um ihr ganzes Leben hindurch zu arbeiten und dafür bittere Not zu leiden, und vielleicht am Ende, wenn sie durch Arbeit und Hunger verkommen waren, in dem Gemeindegefängnis ihr Dasein zu beschließen! — Dass es auf Gottes schöner Erde solchen Jammer geben kann? Ich kann noch jetzt kaum ohne Tränen daran denken und davon sprechen!«

Sein Kopf sank auf die Brust. Er wartete einen Augenblick, um seiner Bewegung Herr zu werden, bevor er weiter sprach. Jetzt erkannte sie ihn wieder; jetzt war er derselbe, den sie zu sehen erwartet hatte. Unbewusst saß sie ihm gegenüber, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, mit atemloser Spannung jedem seiner Worte lauschend, gerade wie an jenem Tage, als sie ihn zum erstenmale gehört!

»Ich tat mein Möglichstes, um das Los dieser hilflosen Geschöpfe zu verbessern«, begann er wieder. »Ich ging zu allen Pächtern der umliegenden Güter und schilderte ihnen die traurige Lage ihrer Arbeiter. Ich sagte ihnen, sie sollten diesen genügsamen Menschen nur so viel geben, dass sie davon leben könnten! Allein die Volkswirtschaft schalt ein solches Beginnen töricht und verdammte denjenigen, der dazu riet. Hunger und Recht gingen Hand in Hand, erhielt ich zu Antwort. Und weshalb? Weil der Arbeiter sich fügen musste! Da beschloss ich nun, so weit ein einzelner Mensch dies tun kann, die Feldarbeiter von diesem Zwang zu befreien. Mit Hilfe meiner eigenen Mittel und derjenigen einiger Freunde — an die ich mich gewendet hatte — brachte ich mehrere dieser armen Teufel in andere Gegenden Englands, wo ihre Arbeit besser gezahlt wurde. Das war die Aufführung, welche mein Bleiben unter jenen Leuten unmöglich machte. Mag es so sein! Ich lasse mich dadurch nicht irre machen; ich bin in London hinlänglich bekannt; es wird mir gelingen, Beiträge zu sammeln und dann mögen die volkswirtschaftlich gesinnten Herren Pächter sehen, mit welcher Arbeitskraft sie ihre Felder bestellen, und dazu sollen sie mir noch Beiträge zu meiner Sammlung spenden, so gewiss ich als Radikaler, ein Kommunist, ein Aufwiegler — so gewiss, als ich Julian Gray bin!«

Er erhob sich mit einer leichten Bewegung, als wollte er sich

wegen des Eifers, mit welchem er eben gesprochen, entschuldigen und machte einen Gang durch das Zimmer. Durch seine Begeisterung angeregt, folgte ihm Mercy; als er sich umwendete und sie ihm gegenüber stand, hielt sie ihre Geldbörse in der Hand.

»Gestatten Sie mir, Ihnen damit einen kleinen Beitrag zu leisten!« sagte sie warm.

Über seine bleichen Wangen flog eine leise Röte, als er in das schöne, teilnehmende Gesicht vor ihm sah.

»Nein! Nein!« sagte er lächelnd, »ich bin zwar Geistlicher, aber keiner, der die Sammelbüchse gleich mit sich herumträgt.« Mercy suchte ihm die Geldbörse aufzudrängen; allein er zog sich rasch davor zurück und sagte mit dem früheren feinen Humor im Ausdruck seiner Augen. »Führen Sie mich nicht in Versuchung! Es gibt kein Geschöpf, welches der Versuchung, milde Beiträge zu sammeln, weniger widerstehen kann, als gerade der Geistliche.« Mercy blieb jedoch standhaft und siegte auch schließlich; es gelang ihr, ihn dazu zu bringen, dass er selbst den Beweis für die Richtigkeit einer tiefgehenden Beobachtung einer Geistlichennatur dadurch lieferte, dass er ein Geldstück aus dem Beutel nahm. »Wenn es denn nicht anders geht — so nehme ich es!« bemerkte er. »Übrigens danke ich Ihnen sowohl für das gute Beispiel, welches Sie hierdurch anderen geben, als für die rechtzeitige Hilfeleistung! Unter welchem Namen soll ich Ihre Spende in meine Liste eintragen?«

Mercy wendete den Blick verwirrt von ihm ab. »Es bedarf ja keines Namens«, sagte sie leise. »Mein Beitrag sei anonym.«

Bei diesen Worten öffnete sich die Tür des Bibliothekszimmers. Zu ihrer unbeschreiblichen Erleichterung — dagegen zu Julians heimlicher Enttäuschung — traten Lady Janet Roy und Holmcroft miteinander in das Zimmer.

»Julian« rief Lady Janet erstaunt auf.

Der Gerufene kam ihr entgegen und begrüßte sie mit einem Kuss auf die Wange. »Verehrte Tante, Sie sehen ganz reizend aus.« Dann gab er Horace die Hand; dieser näherte sich Mercy und beide schritten dann langsam zum anderen Ende des Zimmers. Julian ergriff sogleich die günstige Gelegenheit, um mit seiner Tante allein

zu sprechen.

»Ich bin hier durch den Wintergarten hereingekommen«, sagte er, »und fand die junge Dame in dem Zimmer. Wer ist sie denn?«

»Interessiert Sie das sehr?« fragte Lady Janet ironisch.

Julian antwortete darauf mit dem einen vielsagenden Wort »Unbeschreiblich!«

Lady Janet rief Mercy zu sich.

»Liebes Kind«, sagte sie, »erlauben Sie, dass ich Ihnen meinen Neffen vorstelle. Julian, dies ist Miss Grace Roseberry« — sie stockte plötzlich; denn in dem Augenblicke, als sie den Namen aussprach, fuhr Julian überrascht auf. »Was ists?« fragte sie scharf.

»Nichts«, antwortete er mit einer Verbeugung gegen Mercy; die frühere Leichtigkeit seines Benehmens war mit einem male verschwunden. Sie erwiderte die Verneigung mit einiger Zurückhaltung; denn auch sie hatte seine Überraschung bemerkt, als Lady Janet den Namen nannte, unter welchem sie hier bekannt war. Dies hatte etwas zu bedeuten. Aber was? Warum wendete er sich sogleich von ihr ab zu Horace und dies mit einem Ausdruck völliger Geistesabwesenheit, als ob seine Gedanken ganz anderswo weilten? Er war total verändert; und zwar erst seit dem Augenblicke, wo seine Tante den Namen genannt hatte, der nicht der ihrige war — den sie sich erstohlen hatte!

Lady Janet wendete sich nun an Julian und gab Horace für Mercy frei. »Ihr Zimmer ist für Sie bereit«, sagte sie. »Sie bleiben ja doch wohl hier?« Julian nahm die Einladung an, jedoch mit der Miene eines Menschen, dessen Gedanken sich mit ganz anderen Dingen befassten. Anstatt bei dieser Antwort seine Tante anzusehen, drehte er sich mit einem fremdartigen Ausdruck der Verwirrung in seinem Gesicht nach Mercy um. Lady Janet klopfte ihm ungeduldig auf die Schulter. »Ich verlange, dass man, wenn man mit mir spricht, mich dabei auch ansieht«, sagte sie. »Was starren Sie denn meine Adoptivtochter so an?«

»Ihre Adoptivtochter?« wiederholte Julian — dabei blickte er seiner Tante ernsthaft in das Gesicht.

»Freilich! Als die Tochter des Obersten Roseberry ist sie ja

ohnehin mit mir verwandt. Oder dachten Sie vielleicht, ich hätte einen Findling bei mir aufgenommen?«

Julians Züge erhellten sich; er schien offenbar erleichtert. »Den Obersten hatte ich ganz vergessen«, antwortete er. »Natürlich ist sie auf diese Weise mit uns verwandt.«

»Ich bin sehr glücklich, Sie somit darüber beruhigt zu haben, dass Grace keine Betrügerin ist«, sagte Lady Janet mit ironischer Unterwürfigkeit. Sie ergriff Julians Arm und zog ihn aus der Nähe von Horace und Mercy fort, um diese nicht zu stören. »Jetzt von Ihrem Brief«, fuhr sie fort. »Eine Zeile darin hat meine lebhaftere Neugierde erregt. Wer ist denn die geheimnisvolle Dame, welche Sie mir vorstellen wollen?«

Julian stutzte und wechselte die Farbe.

»Das kann ich jetzt nicht sagen«, flüsterte er.

»Weshalb nicht?«

Zu Lady Janets maßloser Verwunderung wendete sich Julian abermals, statt jeder weiteren Erwiderung, nach ihrer Adoptivtochter um.

»Was soll denn Grace damit zu tun haben?« fragte die alte Dame in höchster Ungeduld.

»Das kann ich Ihnen in Miss Roseberrys Gegenwart unmöglich sagen.«

4.

Eine Nachricht aus Mannheim

Lady Janets Neugierde war durch Julians Worte auf das Höchste gespannt; er hatte ihre Aufforderung, den Namen der in dem Briefe erwähnten Dame zu nennen, mit einem blicke auf ihre Adoptivtochter beantwortet und auf ihre Frage, was denn diese mit der ganzen Angelegenheit zu tun hätte, erklärt, er könne in Miss Roseberrys Gegenwart nicht davon sprechen.

Was hatte dies zu bedeuten? Lady Janet war entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen.

»Ich hasse alle Geheimniskrämerei«, sagte sie zu Julian, »und betrachte sie als einen Mangel an guter Erziehung. Leute unserer Klasse sollten längst über das Flüstern in den Zimmerecken hinaus sein. Da Sie nun aber einmal Ihr Geheimnis haben müssen, so kann ich Sie auch in die entsprechende Zimmerecke führen. Kommen Sie mit mir in das Bibliothekszimmer.«

Julian folgte seiner Tante nur mit Widerstreben. Gleichviel, was das Geheimnis war, es brachte ihn in arge Verlegenheit, dasselbe so ohne weiteres aufdecken zu sollen. Lady Janet setzte sich in ihrem Stuhl zurecht und wollte eben damit beginnen, ihren Neffen der Kreuz und Quere nach auszufragen, als am anderen Ende des Zimmers sich ihr ein Hindernis in Gestalt eines Bedienten entgegenstellte. Eine ihrer Bekannten war, wie es verabredet gewesen, gekommen, um sie zu einer Komiteesitzung abzuholen, welche an diesem Tage stattfinden sollte. Der Diener meldete, die Dame warte draußen im Wagen.

Lady Janet wusste sofort sich dieses Hindernis aus dem Wege zu räumen. Sie befahl dem Diener, den Besuch in das Wohnzimmer zu führen und sie bei demselben wegen unvorhergesehener Geschäfte zu entschuldigen. Miss Roseberry werde die Dame sogleich

begrüßen. Dann wendete sie sich ironisch zu Julian: »Wäre es Ihnen vielleicht noch lieber, wenn Miss Roseberry nicht bloß das Zimmer, sondern sogar das Haus verlassen hätte, bevor Sie Ihr Geheimnis enthüllen?«

Julian bejahte dies ernsthaft.

Lady Janet kehrte in das Speisezimmer zurück.

»Liebe Grace«, sagte sie, »Sie sahen, als ich Sie vorhin hier schlafend fand, sehr erhitzt und leidend aus; ich glaube, die frische Luft dürfte Ihnen recht gut tun. Meine Freundin ist hier, um mich zu der Komiteesitzung abzuholen. Ich habe ihr sagen lassen, dass ich verhindert bin — Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie statt meiner gehen wollten.«

Mercy war etwas betroffen. »Meinen Sie die Komiteesitzung von Samaritan-Convalescent-Home? Da wird ja, glaube ich, heute darüber beraten, welcher Plan für das neue Gebäude gewählt werden soll. Ich kann doch nicht für Sie stimmen?«

»Sie können dies ebenso gut wie ich, liebes Kind«, versetzte die alte Dame. »Die Baukunst ist eine undankbare Kunst. Sie verstehen nichts davon; ich auch nicht. Die Architekten selber verstehen nichts davon. Ohne Zweifel ist ein Plan so schlecht wie der andere. Stimmen Sie, wie ich es auch täte, mit der Majorität. Oder, wie der gute, arme Doktor Johnson sagt, 'Halte dich an den Pöbel, der am lautesten schreit.' Machen Sie, dass Sie auf den Weg kommen und lassen Sie das Komitee nicht warten.«

Horace beeilte sich, Mercy die Tür zu öffnen.

»Wie lange bleiben Sie aus?« flüsterte er ihr vertraulich zu. »Ich hätte Ihnen so viel zu sagen, und gerade jetzt wurden wir gestört.«

»In einer Stunde bin ich wieder da.«

»Da können wir dann in diesem Zimmer allein sein. Kommen Sie hier herein, ich werde Sie hier erwarten.«

Mercy drückte ihm bedeutsam die Hand und schritt zur Tür hinaus. Lady Janet kehrte zu Julian zurück, welcher bis dahin im Hintergrunde stehen geblieben war, allem Anscheine nach weniger als je dazu aufgelegt, seine Tante über das Geheimnis aufzuklären.

»Nun?« sagte sie. »Jetzt hindert Sie nichts mehr, zu sprechen. Grace ist fort; warum zögern Sie? Ist Ihnen Horaces Gegenwart dabei unangenehm?«

»Nicht im Geringsten. Mir ist nur etwas unbehaglich zumute —«

»Unbehaglich, weshalb?«

»Ich fürchte, Sie haben diesem reizenden Geschöpf damit eine Unannehmlichkeit bereitet, dass Sie sie gerade jetzt fortschickten.«

Horace blickte rasch auf, über sein Gesicht flog eine leise Röte.

»Sie meinen mit dem reizenden Geschöpf, wie es scheint, Miss Roseberry?«

»Gewiss«, antwortete Julian. »Was weiter?«

Lady Janet legte sich ins Mittel. »Nicht so heftig, Julian«, sagte sie, »Sie haben bisher Grace nur als meine Adoptivtochter kennengelernt.«

»Und, wie mir scheint, ist es höchste Zeit«, fügte Horace hinzu, »Ihnen nunmehr mitzuteilen, dass sie meine Braut ist.«

Julian traute kaum seinen Ohren. »Ihre Braut!« rief er aus und sah dabei Horace mit einem Blicke bitterer Enttäuschung und Überraschung an.

»Ja, meine Braut«, wiederholte dieser. »In vierzehn Tagen ist unsere Hochzeit. Oder«, fügte er mit höhnischer Unterwürfigkeit hinzu, »haben Sie vielleicht dagegen etwas einzuwenden?«

Lady Janet trat abermals dazwischen. »Unsinn, Horace«, sagte sie, »Julian gratuliert Ihnen dazu, das versteht sich.«

Julian sprach in kühlem Tone und wie geistesabwesend die Worte nach: »O ja, ich gratuliere Ihnen, das versteht sich.«

Lady Janet kam nun auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Unterredung zurück.

»Jetzt sind wir miteinander im Reinen«, sagte sie. »Jetzt will ich von der Dame hören, welche über dem letzten Gespräch zwischen uns vergessen worden war, nämlich die, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen, Julian. Wir sind allein, wie Sie es gewünscht. Nun lüften Sie den Schleier, hochwürdiger Neffe, welcher jenes Wesen sterblichen Augen verhüllt! Sie dürfen auch erröten, wenn Sie dazu

Lust haben. Ist es vielleicht die künftige Mistress Gray?»

»Ich kenne die Dame gar nicht«, antwortete Julian gelassen.

»Sie kennen Sie nicht? Und schrieben mir doch, dass Sie sich für sie interessierten.«

»Das tue ich auch. Und was noch mehr ist, Sie selbst werden sich für sie interessieren, wenn Sie von ihr hören.«

Lady Janet trommelte mit den Fingern ungeduldig auf dem Tisch. »Habe ich Ihnen denn nicht schon gesagt, Julian, dass ich Geheimnisse nicht leiden kann. Wollen Sie sich näher erklären oder nicht?«

Ehe er noch antworten konnte, erhob sich Horace von seinem Stuhl und sagte: »Vielleicht bin ich hier im Wege?«

Julian winkte ihm, ruhig da zu bleiben.

»Ich habe es Lady Janet bereits gesagt«, antwortete er, »dass Ihre Gegenwart für mich kein Hindernis ist, um so weniger, da Sie, als Miss Roseberrys künftiger Gatte — ebenfalls von dem, was ich zu sagen habe, berührt werden dürften.«

Horace nahm mit einem argwöhnischen und überraschten Ausdruck seines Gesichtes seinen früheren Platz wieder ein. Julian wendete sich zu Lady Janet.

»Sie haben mich gewiss oft«, begann er, »meinen langjährigen Freund und Schulgenossen, John Cressingham, erwähnen hören?«

»Ja, den englischen Konsul von Mannheim?«

»Denselben. Als ich vom Lande zurückkam, fand ich unter anderen auch einen langen Brief des Konsuls vor. Ich habe ihn mit hierher genommen, um Ihnen daraus einige Stellen vorzulesen, welche Ihnen eine höchst merkwürdige Geschichte klarer und glaubwürdiger erzählen werden, als ich dies mit meinen eigenen Worten zu tun im Stande wäre.«

»Ist der Brief sehr lang?« fragte Lady Janet etwas beunruhigt, als sie ihren Neffen die eng beschriebenen Blätter entfalten sah.

Horace schien seinerseits kein besonderes Vertrauen in die Wichtigkeit der Mitteilung zu haben.

»Sie sind überzeugt, dass die Sache auch mich angeht?« fragte

er. »Aber der Konsul in Mannheim ist mir gänzlich unbekannt.«

»Ich stehe Ihnen dafür«, erwiderte Julian ernst, »dass weder meiner Tante, noch Ihre Geduld umsonst in Anspruch genommen werden wird, wenn Sie mir nur aufmerksames Gehör schenken wollen.«

Mit diesen Worten begann er die erste Stelle aus dem Briefe des Konsuls vorzulesen.

»Ich habe im allgemeinen ein schlechtes Gedächtnis für Daten. Aber ich glaube, vor ungefähr drei Monaten bekam ich eines Tages die Mitteilung, dass in dem hiesigen Hospital eine Engländerin aufgenommen worden sei, deren nähere Umstände mich als englischer Konsul interessieren sollten.

Ich ging noch selben Tages in das Spital und wurde dort an ein Bett geführt.

Darin lag eine Frauengestalt, sie war jung und in gesundem Zustande mochte sie auch ganz hübsch sein. Auf den ersten Blick hielt ich sie für tot. Ich bemerkte, dass sie eine Binde um den Kopf trug und erkundigte mich nach der Art ihrer Verwundung. Darauf wurde mir erzählt, sie sei, niemand wisse warum oder weswegen, bei einem Gefecht zwischen Franzosen und Deutschen in der Nähe des Kampfplatzes gewesen, und habe hierbei durch den Splitter einer deutschen Granate diese Verwundung am Kopfe erhalten.«

Horace — welcher bis dahin nachlässig in seinen Stuhl zurückgelehnt war — fuhr bei diesen Worten plötzlich in die Höhe und rief: »Herr Gott! Sollte das dieselbe Person sein, welche ich in dem französischen Häuschen als Leiche sah?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, versetzte Julian. »Hören Sie nur weiter. Vielleicht gibt Ihnen der Brief meines Freundes darüber Aufschluss.«

Er fuhr fort zu lesen:

»Die Verwundete ward für tot erklärt und blieb bei dem Rückzug der Franzosen in jenem Häuschen zurück, wo sie die Deutschen, als sie sich der Stellung des Feindes bemächtigt hatten, auffanden. Sie wurde zuerst von dem Chefarzt einer deutschen Ambulanz entdeckt.«

»Ignaz Wetzel?« rief Horace.

Julian sah in dem Brief nach und sagte: »Ganz recht, Ignaz Wetzel.«

»Dann ist es dieselbe!« sagte Horace. »Das ist allerdings höchst interessant für uns. Erinnern Sie sich, Lady Janet, wie ich Ihnen sagte, dass ich mit Grace zuerst zusammentraf. Seitdem wird sie selbst Ihnen gewiss davon noch mehr erzählt haben!«

»Sie hat eine Art von Entsetzen davor, von diesem Teile ihrer Herreise zu sprechen«, versetzte Lady Janet. »Sie hat mir nur erzählt, dass sie an der Grenze aufgehalten worden und dort zufällig mit einer ihr fremden Engländerin zusammengetroffen sei. Auf meine hierdurch veranlassten Fragen, erfuhr ich, dass die Engländerin fast an ihrer Seite von einer deutschen Granate getötet worden sei. Seitdem hatten weder sie noch ich ein besonderes Verlangen danach, diese Sache wieder zu berühren. Sie hatten deshalb ganz recht, Julian, dieses Gespräch nur in Graces Abwesenheit führen zu wollen. Jetzt ist mir alles klar. Grace hat ihrer Reisegefährtin gegenüber wahrscheinlich meinen Namen genannt und diese wendet sich jetzt in ihrer Not durch Sie an mich um Unterstützung. Ich will ihr auch gerne helfen; nur soll sie noch nicht gleich hierher kommen, weil ich Grace erst darauf vorbereiten muss, die Totgeglaubte wieder zu sehen. Für den Augenblick ist wohl keine Gefahr, dass sie zusammentreffen könnten.«

»Dessen bin ich gar nicht sicher«, sagte Julian leise, ohne dabei seine Tante anzusehen.

»Was sagen Sie? Ist das Geheimnis damit noch nicht zu Ende?«

»Dies hat noch nicht einmal angefangen. Sie sollen das weitere wieder von meinem Freunde, dem Konsul selbst hören.«

Julian nahm den Brief zur Hand und las weiter.

»Nach sorgfältiger Untersuchung der angeblichen Leiche hatte der deutsche Arzt gefunden, dass hier in der Eile des Rückzuges der Fall verkannt worden war, indem die Verwundung die Lebenserscheinungen momentan unterbrochen, nicht aber den Tod herbeigeführt hatte. Als Fachmann interessierte er sich besonders für diesen Fall und versuchte deshalb eine Operation. Sie gelang

vollkommen. Die ersten Tage behielt er die Patientin in seiner Obhut, dann wurde sie in das nächste Spital gebracht — und das war in Mannheim. Doktor Wetzel musste wieder zu der Armee und so ließ er die Kranke in dem Zustande zurück, in welchem ich sie damals sah. Weder er, noch sonst jemand in dem Hospital konnte irgendwelche Auskunft über sie geben. Es fanden sich keine Papiere vor, überhaupt nichts, wodurch ich im Stande gewesen wäre, mich an ihr nahestehende Personen zu wenden; das einzige, was man mir in dieser Hinsicht zeigen konnte, war ein mit ihrem Namen gezeichnetes Taschentuch. Ich notierte mir den Namen »Mercy Merrick« und verließ das Spital.«

Lady Janet zog ihr Taschenbuch hervor und sagte: Ich will ihn mir auch notieren; ich habe ihn noch nie gehört und könnte ihn sonst leicht vergessen. Lesen Sie weiter, Julian.«

»Unter diesen Umständen musste ich warten, bis die Kranke wieder so weit hergestellt sein würde, um mit mir sprechen zu können. Es vergingen einige Wochen, während welcher ich gar nichts von der Sache hörte. Als ich einmal nachfragte, hieß es, das arme Geschöpf läge in heftigem Fieber, beständig zwischen Delirium und der darauffolgenden Ermattung. In ihren Phantasien rief sie oft den Namen Ihrer Tante, Lady Janet Roy; alles übrige war für ihre Umgebung ganz unverständlich. Ich dachte mehrmals daran, Ihnen deshalb zu schreiben, damit Sie mit Lady Janet darüber sprächen; aber da die Ärzte ihren Zustand für bedenklich, zwischen Leben und Tod schwankend erklärten, so beschloss ich zu warten, bis sich dieser auf die eine oder auf die andere Weise entschieden haben würde!«

»Sie mögen es zwar besser wissen, Julian«, sagte Lady Janet; »aber ich bekenne, ich verstehe nicht, weshalb mich dieser Teil der Geschichte interessieren soll.«

»Ich wollte eben dasselbe sagen«, setzte Horace hinzu. »Es ist recht traurig, aber uns geht dies doch eigentlich nichts an.«

»Lassen Sie mich erst vollenden«, antwortete Julian; »dann mögen Sie darüber urteilen.«

Er nahm den Brief und las weiter.

»Endlich erhielt ich die Mitteilung, dass Mercy Merrick, obgleich noch sehr schwach, doch außer Gefahr und im Stande sei, mir einige Fragen zu beantworten, die ich notwendig an sie richten musste. Als ich in das Hospital kam, wurde ich zu meiner Überraschung gebeten, zuerst dem Oberarzt auf seinem Zimmer einen Besuch zu machen. Dieser gab mir nun einige Winke, wie ich mich gegen die Kranke zu benehmen hätte. »Ich halte es für ratsam«, sagte er, »Ihnen zu sagen, dass Sie mit großer Vorsicht und Schonung ans Werk gehen müssen; geben Sie acht, sie durch kein Zeichen von Überraschung oder Zweifel über ihr etwas sonderbares Wesen zu reizen. Wir sind hier in Betreff ihres Zustandes verschiedener Ansicht. Einige, darunter bin auch ich, bezweifeln, dass mit der Wiedererlangung ihrer körperlichen Gesundheit auch ihr Geist genesen sei. Ohne sie gerade wahnsinnig nennen zu können — denn sie ist ganz sanft und harmlos — scheint sie uns doch in einer gewissen wahnsinnsähnlichen Täuschung befangen. Erinnern Sie sich meines Rates, und im Übrigen werden Sie ja selbst darüber urteilen können.« Ich war etwas betroffen und überrascht, tat aber, wie mir der Arzt gesagt. Ich fand die Kranke traurig, schwach und abgezehrt im Bette liegen, aber so weit ich es beurteilen konnte, bei vollkommen klarem Bewusstsein. In der Art, wie sie sprach und sich benahm, zeigte sich unverkennbar die Dame von Stand. Ich stellte mich ihr erst mit wenigen Worten vor und versicherte sie dann meines amtlichen und persönlichen Beistandes, wenn sie dessen irgendwie bedürfte. Bei dieser Gelegenheit redete ich sie mit dem Namen an, welchen ich in ihrer Wäsche gezeichnet gesehen hatte. Die Worte »Miss Merrick« waren kaum über meine Lippen, als sie ihre Augen mit einem wilden, rachsüchtigen Blick auf mich richtete und zornig ausrief: »Nennen Sie mich nicht bei diesem verhassten Namen! Es ist nicht der meinige. Alle Welt verfolgt mich hier damit, und wenn ich darüber in Zorn gerate, so weisen sie mir meine Wäsche vor. Wenn Sie mein Freund sein wollen, so tun Sie nur das nicht!« Ich erinnerte mich dessen, was mir der Oberarzt empfohlen hatte, und suchte sie durch meine Entschuldigung zu besänftigen, was mir auch gelang. Ich ließ die Frage in Betreff ihres Namens ganz fallen und bat sie nur, mir mitzuteilen, was sie zu tun

gedenke und hierbei nach Belieben über mich zu verfügen. »Weshalb wollen Sie wissen, was ich zunächst beabsichtige?« fragte sie argwöhnisch. Ich erinnerte sie daran, dass ich englischer Konsul und deshalb hergekommen sei, um ihr womöglich behilflich zu sein. »Sie können mir einen großen Dienst erweisen«, sagte sie eifrig, »wenn Sie Mercy Merrick ausforschen lassen!« dabei nahmen ihre Augen wieder den rachsüchtigen Ausdruck an, und über ihre bleichen Wangen breitete sich eine zornige Röte. Ich enthielt mich jeder Äußerung der Überraschung und fragte sie, wer Mercy Merrick sei? »Eine schlechte Person, wie sie selbst von sich sagte«, versetzte sie rasch. »Wie soll ich sie aber ausfindig machen?« fragte ich. »Sie können sie an einem schwarzen Kleid mit dem roten Kreuz auf der Schulter erkennen; sie ist Krankenpflegerin bei einer französischen Ambulanz.« Ich fragte weiter, was sie denn getan habe? »Ich habe meine Papiere, meine Kleider verloren; beides muss Mercy Merrick mir entwendet haben«, sagte sie. »Wie wissen Sie das?« »Weil es niemand anderer entwendet haben kann. Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht?« Sie geriet in Aufregung; so versicherte ich sie nur, nach besten Kräften für die Ausforschung Mercy Merricks wirken zu wollen. Dann kehrte sie sich auf ihrem Kissen um, und ich hörte nur, dass sie mich einen guten Menschen nannte und bat, wenn ich etwas erfahren hätte, es ihr mitzuteilen. So verlief die erste Unterredung, welche ich mit unserer Landsmännin hatte. Zwar bezweifelte ich vollständig die Existenz jener beschriebenen Krankenpflegerin, allein ich wollte mein Versprechen erfüllen und so wendete ich mich zunächst an Doktor Wetzels, dessen stets wechselnder Aufenthaltsort seinen Freunden in Mannheim bekannt war. Ich schrieb an ihn und erhielt die Antwort, dass er, nachdem die Deutschen sich in jenem nächtlichen Gefecht der französischen Stellung bemächtigt hatten, in dem Häuschen nur zurückgelassene Verwundete, aber keine Krankenpflegerin bei ihnen angetroffen habe, das einzige lebende Wesen außerdem sei die junge Engländerin in einem grauen Reisemantel gewesen, welche an der Grenze angehalten und später durch den Kriegskorrespondenten einer englischen Zeitung in ihre Heimat befördert worden war.«

»Das war Grace«, sagte Lady Janet.

»Und der Kriegskorrespondent war ich«, setzte Horace hinzu.

»Hören Sie noch einige Worte«, sagte Julian, »und Sie werden begreifen, weshalb ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe.«

Er nahm den Brief zum letztenmale auf und las den Schluss, wie folgt

»Ich teilte die Erfolglosigkeit meiner Nachforschungen in Betreff jener Krankenwärterin der Dame, welche ich doch Mercy Merrick nennen will, schriftlich mit und erhielt darauf weiter keine Antwort. Erst gestern wurde ich wieder gebeten, mich bei der Patientin einzufinden. Sie war unterdessen so weit hergestellt, dass sie ihre Entlassung begehrte, um unverzüglich nach England zurückzukehren. Der Oberarzt wollte die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen und hatte deshalb mich rufen lassen. Es war unmöglich, sie darum zurückzuhalten, weil ein Teil der Ärzte ihre geistigen Fähigkeiten für nicht hinreichend zuverlässig erklärte, um sie nicht noch zu beaufsichtigen; so konnte er weiter nichts tun, als mich von ihrer Entlassung in Kenntnis setzen, und im übrigen die Angelegenheit in meine Hände geben. Als ich sie da zum zweitenmale sah, fand ich sie mürrisch und zurückhaltend. Sie schrieb das Nichtauffinden der Krankenpflegerin unverhohlen meinem geringen Eifer in ihrer Angelegenheit zu. Ich hatte meinerseits auch keinen Grund, sie zurückzuhalten; ich fragte sie daher nur, ob sie das nötige Geld für ihre Reisekosten besäße, und da sagte sie mir, dass auf Verwendung des Hospitalsgeistlichen, welcher ihre trostlose Lage an mehreren Orten geschildert hatte, die in Mannheim lebenden Engländer unter sich einen kleinen Betrag gesammelt hätten, um ihr dadurch die Reise in ihre Heimat zu ermöglichen. In dieser Richtung mit der erhaltenen Auskunft zufrieden, fragte ich sie, ob sie zu Bekannten oder Verwandten nach England zurückkehre. Darauf antwortete sie, sie hätte eine Freundin, welche die Gastfreundschaft selber sei — Lady Janet Roy. Sie können sich meine Überraschung denken, als ich dies hörte; ich fand es nach alledem ganz unnötig, noch irgend etwas weiter zu

forschen; woher sie Ihre Tante kannte, oder, ob diese sie erwartete. Meine Fragen schienen sie zu verletzen; wenigstens hörte sie sie mit düsterem Schweigen an. Unter diesen Umständen beschloss ich nun, da ich auf Ihre menschenfreundliche Unterstützung dieses unglücklichen Geschöpfes mit Sicherheit rechnen durfte, die Dame mit einem Brief an Sie zu versehen, und dadurch bei ihrer Ankunft in London Ihrem Schutze zu empfehlen. Sie werden alles von ihr selbst erfahren und besser als ich beurteilen können, ob sie wirklich in irgendwelcher Beziehung zu Lady Janet Roy steht. Nun muss ich Ihnen zum Schluss dieses ungebührlich langen Briefes noch sagen, dass ich, wie schon erwähnt, bei meinem ersten Besuche sie nicht weiter nach ihrem Namen gefragt hatte; bei dem zweiten jedoch konnte ich ihr diese Unannehmlichkeit nicht mehr ersparen.«



Bei diesen letzten Worten gewahrte Julian, wie Lady Janet in plötzlicher Unruhe von ihrem Stuhl leise aufstand und sich hinter ihn stellte, um über seine Achsel hinweg den Brief zu lesen. Er sah die Bewegung gerade noch rechtzeitig, um ihre Absicht zu vereiteln, indem er die letzte Zeilen des Briefes mit der Hand bedeckte.

»Was soll das heißen?« fragte die Tante scharf.

»Sie mögen den Schluss des Briefes für sich lesen«, erwiderte Julian. »Aber vorher muss ich Sie auf eine große Überraschung vorbereiten. Fassen Sie sich und hören Sie den Brief zu Ende; er schließt mit den zwei Worten, welche ich Ihnen dann aufdecken will.«

Er fuhr fort:

»Ich sah der Engländerin scharf in das Gesicht und sagte ihr: Sie haben geleugnet, dass der Name, welcher in Ihrer Wäsche gezeichnet ist, der Ihrige sei. Wenn Sie nun nicht Mercy Merrick heißen, wie heißen Sie sonst? Sie antwortete ohne zu zögern: Ich heiße —«

Julian entfernte die Hand von dem Papier. Lady Janet las die zwei nachfolgenden Worte und fuhr mit einem lauten Schrei des Erstaunens zurück; Horace sprang empor.

»Sagen Sie mir doch eines der Worte«, rief er, »welchen Namen nannte sie?«

Julian sagte es ihm:

»Grace Roseberry.«

5.

Ein Rat von Dreien

Horace stand wie vom Donner gerührt und blickte in maßlosem Erstaunen auf Lady Janet. Als er sich halbwegs gesammelt hatte, wendete er sich zu Julian:

»Soll das ein Scherz sein?« fragte er streng. »Dann sehe ich wahrhaftig keinen Witz darin.«

Julian deutete auf die engbeschriebenen Blätter des Briefes. »Wenn ein Mann mit solcher Weitläufigkeit schreibt«, sagte er, »so wird er dies wohl schwerlich eines Scherzes halber tun. Die Engländerin nannte diesen Namen im vollsten Ernste als den ihrigen und reiste von Mannheim bloß deshalb hierher, um sich Lady Janet Roy vorzustellen.« Er wendete sich zu seiner Tante. »Jetzt wissen Sie und werden es wohl begreifen, warum ich so betroffen war, als sie in meiner Gegenwart zuerst Miss Roseberrys Namen erwähnten. Ihnen«, wendete er sich wieder zu Horace, »sagte ich, Sie hätten als Miss Roseberrys künftiger Gatte einiges Interesse daran, meiner Unterredung mit Lady Janet beizuwohnen; auch Sie verstehen jetzt, weshalb ich dies sagte.«

»Die Person ist offenbar irrsinnig«, sprach Lady Janet; »aber es ist im Augenblick allerdings eine etwas frappante Form von Wahnsinn. Die Sache muss zunächst wenigstens für Grace ein Geheimnis bleiben, das versteht sich.«

»Darüber kann bei ihrem gegenwärtigen Gesundheitszustand gar kein Zweifel sein«, stimmte Horace bei. »Da wäre es wohl auch angezeigt, den Leuten im Hause einzuschärfen, dass, im Falle diese Abenteurerin oder Irrsinnige, was sie sein mag, hierher käme, sie nicht vorgelassen werde.«

»Das kann gleich geschehen«, sagte Lady Janet. »Was mich übrigens überrascht, Julian — bitte, ziehen Sie an der Glocke — ist,

dass Sie sich für sie interessieren, wie es in Ihrem Brief heißt.«

Julian antwortete — ohne jedoch an der Glocke zu ziehen: »das tue ich jetzt mehr als je, seitdem ich weiß, dass Miss Roseberry selbst hier bei Ihnen im Hause ist.«

»Sie sind gerade noch so wie als Kind, Julian, stets absonderlich in Ihren Neigungen und Abneigungen«, versetzte Lady Janet. »Warum ziehen Sie nicht die Glocke, wenn ich es Ihnen sage?«

»Aus dem einfachen Grunde, liebe Tante, weil ich nicht will, dass Sie Ihren Leuten den Befehl geben, einem armen, verlassenem Geschöpf die Tür zu weisen.«

Lady Janet warf einen Blick auf ihren Neffen, welcher diesem deutlich sagte, dass er sich ihr gegenüber etwas zu viel Freiheit erlaubt habe.

»Sie werden doch wohl nicht von mir erwarten, dass ich diese Person empfangen soll?« fragte sie in kühlem Tone.

»Im Gegenteile«, antwortete Julian gelassen, »ich hoffe sicher, dass Sie sie empfangen werden. Ich war nicht zu Hause, als sie zu mir kam. Ich muss jedenfalls hören, was sie mir zu sagen hat, und da hörte ich es am liebsten in Ihrer Gegenwart. Auf Ihre Erlaubnis hin, sie bei Ihnen vorzuführen, habe ich sie hierher bestellt.«

Lady Janet blickte in stummer Resignation zu dem Schnitzwerk der Decke empor.

»Wann würde mich die Dame dann wohl mit ihrem Besuche beehren?« fragte sie ironisch.

»Heute«, versetzte ihr Neffe mit unerschütterlicher Ruhe.

»Um wieviel Uhr?«

Julian sah gelassen auf die Uhr. »Es sind schon zehn Minuten über die verabredete Stunde«, sagte er und steckte die Uhr wieder ein.

Im selben Augenblicke trat ein Diener ein und überreichte ihm auf einem Silberteller eine Visitkarte.

»Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, gnädiger Herr!«

Julian nahm die Karte und übergab sie mit einer Verbeugung Lady Janet.

»Da ist sie«, sagte er stets mit derselben Ruhe.

Lady Janet las die Karte — und stieß sie unwillig ihrem Neffen wieder hin. »Miss Roseberry«, rief sie aus. »Da steht es deutlich gedruckt auf der Karte. Hören Sie, Julian, auch meine Geduld hat ihre Grenzen. Ich will sie nicht sehen.«

Der Diener stand noch in Erwartung einer Antwort da; er nahm an dem, was vorging, keinen Anteil, wie andere menschliche Wesen, sondern verhielt sich, wie es gut dressierten Bedienten zukommt, ganz wie irgend ein Möbel, welches mittelst einer kunstvollen Vorrichtung auf Befehl kommt und geht. Julian redete diesen wunderbar konstruierten Automaten mit »James« an.

»Wo wartet die Dame?« fragte er.

»In dem Frühstückszimmer, gnädiger Herr.«

»Gut. Sie bleiben in der Nähe, bis wir Sie rufen.«

Die Beine dieses Bedientenmöbels setzten sich in Bewegung und trugen ihn geräuschlos hinaus. Julian wendete sich zu seiner Tante.

»Verzeihen Sie, dass ich mir erlaubte, in Ihrer Gegenwart dem Diener Befehle zu geben. Ich fürchte jedoch, Sie könnten sonst zu vorschnell entscheiden, und es ist doch sicherlich nicht mehr als recht und billig, dass wir hören, was uns die Dame zu sagen hat.«

Horace war ganz anderer Ansicht.

»Wir beleidigen damit Grace«, rief er erregt aus, »wenn wir sie anhören.«

Lady Janet war ganz mit ihm einverstanden. »Das finde ich auch«, sagte sie mit einem Kopfnicken und schlang dabei entschlossen ihre hübschen, obgleich etwas verwelkten Hände ineinander.

Julian antwortete zuerst auf Horaces Äußerung.

»Verzeihen Sie«, sagte er, »dies hat noch gar keinen Bezug auf Miss Roseberry, und wird sie auch nicht im Geringsten in diese Angelegenheit verwickeln. Wenn Sie sich erinnern«, fuhr er zu seiner Tante gewendet fort, »erwähnt mein Freund in seinem Briefe der geteilten Ansichten, welche unter den Ärzten Mannheims in Betreff dieser Kranken bestanden. Einige — und darunter auch der Oberarzt — glauben, dass ihr Körper zwar, aber ihr Geist nicht

geheilt ist.«

»Mit anderen Worten«, bemerkte Lady Janet, »ich soll eine Irrsinnige in meinem Hause empfangen!«

»Sie dürfen nicht übertreiben«, sagte Julian sanft. »In dieser ernstesten Angelegenheit kann dadurch nur Unheil entstehen. Der Konsul gibt, von dem Doktor dazu autorisiert, die Versicherung, dass sie ganz ruhig und ungefährlich sei. Leidet sie an Geistesstörung, so hat sie darum noch mehr Anspruch auf unsere Teilnahme und wir sollten ihr gerade deshalb die nötige Pflege zuteil werden lassen. Ihr eigenes gutes Herz, teure Tante, wird es ihnen schon sagen, dass es eine Grausamkeit wäre, dieses unglückliche Wesen so ohneweiters in die Welt hinauszustoßen.«

Lady Janets natürliches Gerechtigkeitsgefühl konnte allerdings gegen diese vernünftige, rein menschliche Ansicht nichts einwenden. »Es ist wohl etwas Wahres daran«, sagte sie und rückte unbehaglich in ihrem Stuhle hin und her. »Meinen Sie nicht auch, Horace?«

»Ich kann das nicht finden«, antwortete dieser in dem bestimmten Tone eigensinniger Beharrlichkeit, welche durch nichts zu erschüttern war.

Julian besaß jedoch ebenso viel Geduld als Horace Eigensinn; und nahm mit unveränderter Gelassenheit das Gespräch wieder auf. »Jedenfalls ist es für uns alle gleich wünschenswert, die Sache einschlafen zu lassen. Die Umstände sind uns in diesem Augenblicke so günstig als möglich, Lady Janet. Miss Roseberry ist sogar vom Hause abwesend; wenn wir uns diese Gelegenheit, wie wir sie uns nicht besser wünschen könnten, entgehen lassen, wer weiß, was für Unheil uns die nächste Zukunft bringen kann?«

»So lassen Sie die Person hereinkommen«, entschied Lady Janet rasch; denn das Zögern war ihr unerträglich. »Aber gleich, Julian — ehe Grace zurückkehrt. Wollen Sie diesmal wohl die Glocke ziehen?«

Julian tat es. »Soll ich dem Diener den Auftrag geben?« fragte er ehrerbietig.

»Tun Sie, was Sie wollen, und fragen Sie mich nicht weiter!«

versetzte die alte Dame ziemlich gereizt, indem sie rasch aufstand und ein paarmal im Zimmer auf und ab ging, um ihre Erregung zu verbergen.

Der Diener verschwand, um die Fremde einzulassen.

Zugleich schritt Horace quer über das Zimmer — offenbar in der Absicht, dasselbe durch die gegenüberliegende Tür zu verlassen.

»Sie wollen doch nicht fortgehen?« rief Lady Janet.

»Allerdings, ich sehe nicht ein, weshalb ich her bleiben sollte«, erwiderte Horace mürrisch.

»Wenn dem so ist, so verlange ich es direkt von Ihnen, dass Sie hier bleiben.«

»Dann muss ich allerdings. Nur bitte ich Sie, nicht zu vergessen«, fügte er hartnäckig hinzu, »dass ich Julians Ansicht durchaus nicht teile. Von mir aus hat sie kein Recht, irgendetwas von uns zu beanspruchen.«

Julian konnte diesmal seine Gereiztheit nicht unterdrücken.

»Seien Sie nicht hartherzig, Horace«, sagte er scharf. »Jede Frau kann von uns Schonung beanspruchen.«

Sie waren im Eifer des Gespräches unwillkürlich nahe zusammengetreten und standen mit dem Rücken gegen die Tür des Bibliotheksimmers gekehrt. Bei den letzten Worten hatte das Geräusch des Öffnens und Schließens einer Tür ihre Aufmerksamkeit wieder auf den ursprünglichen Gegenstand ihrer Debatte zurückgeführt. Wie mit einem Schlage wendeten sich alle drei nach der Richtung um, aus welcher der Schall kam.

6.

Die Tote lebt

An der Tür stand eine kleine, unscheinbare Frauengestalt, in ärmliche, schwarze Kleider gehüllt. Sie schlug schweigend den schwarzen Schleier zurück und enthüllte ein trauriges, bleiches und abgezehrttes Antlitz. Die breite, niedrige Stirn, die ungewöhnlich weit auseinander liegenden Augen, und die besondere Zartheit der unteren Gesichtsteile verliehen der Erscheinung einen Reiz, wodurch sie, wenn auch nicht absolut schön, aber in gesundem Zustande, wie der Konsul in Mannheim geschrieben hatte, höchst anziehend zu nennen war. Jetzt trug ihr Gesicht den Stempel überstandener Leiden — schwerer Leiden. So wie sie jetzt aussah, konnte sie wohl Aufmerksamkeit und Neugierde, niemals aber Bewunderung oder tieferes Interesse erregen.

Unbeweglich stand die schwächliche, schwarze Gestalt mit dem bleichen, abgezehrten Gesicht an der Tür und blickte schweigend auf die drei Personen im Zimmer.

Diese standen einen Augenblick regungslos, die Augen fest auf die fremde Erscheinung geheftet, deren Anblick jedoch — vielleicht war es auch die plötzliche, unheimliche Art ihres Eintretens — jedes wärmere Gefühl für sie verscheuchte. Lady Janet und ihre beiden Begleiter hatten von jeher viel mit Menschen verkehrt, und sich in jeder Lage des sozialen Lebens leicht und gut zu benehmen gewusst; jetzt waren sie zum ersten Male wieder seit ihren Kinderjahren durch das Zusammentreffen mit einem fremden Wesen in die peinlichste Verlegenheit versetzt.

War durch das Auftreten der wahren Grace Roseberry in ihnen der Verdacht rege geworden, dass die falsche ihren Namen erstohlen und die Stellung, in der sie sich befand, durch einen Betrug erworben hatte?

Nicht die leiseste Ahnung davon lag in dem unbehaglichen Gefühl, welches sie bis jetzt insgesamt ihre sonstige Artigkeit und Geistesgegenwart vergessen ließ. Die Identität der Adoptivtochter des Hauses zu bezweifeln, wäre ihnen gerade so wenig in den Sinn gekommen, als es dem Leser einfallen würde, die seines nächsten, teuersten Verwandten in Frage zu stellen. Mercy besaß als erste Inhaberin ihrer Stelle den mächtigsten Vorteil, welchen ihr die Verhältnisse gewähren konnten; die älteren Beziehungen zu ihr und das Gewohnte ihrer Existenz verteidigten sie mit unbesiegbaren Waffen. Nicht um eines Haares Breite vermochte das erste Erscheinen der wahren Grace Roseberry die Stellung der falschen Grace bei den Bewohnern von Mablethorpe-House zu erschüttern. Lady Janet, Julian und Horace, alle fühlten sich von jenem sonderbaren Wesen abgestoßen, aber keines wusste eigentlich, weshalb. Sie hätten in diesem Augenblicke ihre innerste Stimmung nicht leicht beschreiben können; aber jedes empfand, dass sich mit der schwarzgekleideten Gestalt auch das unbestimmte Vorgefühl eines bevorstehenden Unglückes in das Zimmer eingeschlichen hatte. Es regte sich unsichtbar und redete, aber in unverständlicher Sprache.

Es entstand eine momentane Stille. Nur das Knistern des Feuers und das Ticken der Uhr wurde im Zimmer gehört.

Die Fremde unterbrach zuerst mit einer harten, aber klaren, ruhigen Stimme das Schweigen.

»Mister Julian Gray?« sagte sie mit einem fragenden Blick auf beide Herren.

Julian gewann sogleich seine Selbstbeherrschung wieder und näherte sich ihr. »Ich habe sehr bedauert, Sie verfehlt zu haben, als Sie mir den Brief des Konsuls überbrachten«, sagte er. »Bitte, setzen Sie sich.«

Lady Janet ging ihr darin mit dem Beispiele voran, indem sie sich in einiger Entfernung niederließ, während Horace neben ihr stehen blieb. Sie verbeugte sich mit steifer Höflichkeit gegen die Fremde, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. »Ich muss dies Wesen wohl anhören«, dachte sie, »aber ich brauche nicht mit ihr zu sprechen.

Das ist Julians Sache.«

»Setzen Sie sich nieder, Horace, Ihr Stehen macht mich nervös.«
Dann verschlang sie, wie es ihre Gewohnheit war, die Arme und harrte so in absichtlichem Schweigen der kommenden Ereignisse, wie der Richter gegenüber dem Angeklagten.

»Wollen Sie sich nicht setzen?« wiederholte Julian, da er sah, dass die Fremde seine erste Aufforderung nicht beachtet hatte.

Diesmal verstand sie ihn. »Ist diese Dame Lady Janet Roy?« frug sie mit einem starren Blick auf die Herrin des Hauses.

Julian bejahte die Frage und beobachtete, etwas seitwärts tretend, den Erfolg seiner Antwort.

Jetzt veränderte auch die ärmliche schwarze Gestalt zum erstenmale ihre Stellung und schritt langsam zu Lady Janet hinüber. Ihre bisherige Stellung war, obgleich durchaus bescheiden und anspruchslos, doch voll Vertrauen bezüglich der Art ihrer Aufnahme gewesen. So wendete sie sich nun ehrerbietig zu ihrer erwarteten Beschützerin und sagte: »Mein Vater hat mich auf seinem Sterbebette Ihrem Schutze und Ihrer Güte empfohlen.«

Lady Janet betrachtete es nicht als ihre Aufgabe, der Sprecherin zu antworten; sie horchte aufmerksam, aber mit hartnäckigem Schweigen auf ihre Rede.

Grace Roseberry trat einen Schritt zurück; dieses Benehmen hatte sie zwar nicht eingeschüchtert, aber doch gekränkt und überrascht. »Hat sich mein Vater darin geirrt?« fragte sie einfach, aber dabei mit so viel Würde, dass Lady Janet nicht umhin konnte, ihre stumme Rolle aufzugeben.

»Wer war Ihr Vater?« fragte sie kalt.

Grace war durch diese Frage höchlichst überrascht.

»Hat Ihnen denn der Diener nicht meine Karte übergeben?« fragte sie. »Kennen Sie meinen Namen nicht?«

»Welchen?« versetzte Lady Janet.

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich werde mich Ihnen gleich verständlich machen. Wenn Sie mich fragen, ob ich Ihren Namen kenne, so muss ich vorerst wissen,

welches wirklich der Ihrige ist: der auf der Karte — Miss Roseberry — oder jener, womit ihre Kleider im Hospital gezeichnet waren — Mercy Merrick?»

Die Selbstbeherrschung schien Grace in diesem Augenblicke zum erstenmale verlassen zu wollen. Sie wendete sich hilfesuchend nach Julian um, welcher abseits stehend aufmerksam alles mitangehört hatte.

»Gewiss hat Ihnen Ihr Freund davon geschrieben?« sagte sie.

Bei diesen Worten klang die kindische Unsicherheit und Schüchternheit wieder, welche schon damals bei der Unterredung mit Mercy an ihrem Benehmen aufgefallen war. Die überstandenen Leiden hatten arg in ihr gewühlt und sie zu ihrem Nachteil verändert, allein für den Augenblick trat alles dies zurück gegenüber der stehenden Gebärde, mit der ihr ursprünglich einfaches gutes Wesen sich an Julian wendete. Bis dahin war sie ihm abstoßend erschienen; jetzt zwang sie ihm ein teilnehmendes Interesse ab.

»Der Konsul hat mir allerdings das mitgeteilt, was er von Ihnen gehört hat«, antwortete er freundlich; »allein wenn Sie meinem Rate folgen wollen, so erzählen Sie Lady Janet Ihre Geschichte selbst.«

Wiederum wendete sich Grace mit ängstlicher Unterwürfigkeit zu ihr.

»Die Kleider, von denen Sie sprachen, Lady Janet, gehörten einer anderen. Ich ward bei strömendem Regen von den Soldaten an der Grenze aufgehalten, nachdem ich demselben mehrere Stunden lang ausgesetzt gewesen. — Ich war ganz durchnässt; da lieh mir denn die Eigentümerin jener mit »Mercy Merrick« gezeichneten Kleider die ihrigen, bis die meinigen getrocknet waren. Die Granate traf mich in den Kleidern der Fremden, und so wurde ich auch nach der an mir vorgenommenen Operation fortgebracht.«

Lady Janet spielte ihre Rolle als Hörende mit Vollendung, aber mehr tat sie nicht. Sie wendete sich in ihrer graziös ironischen Weise zu Horace und sagte: »Sie hat ihre Berichte gut vorbereitet.«

Horace stimmte ihr mit einem: »Schon fast zu gut« bei.

Graces Blick wanderte zwischen beiden hin und her, zum erstenmale flog ein schwaches Rot über ihr bleiches Gesicht.

»Wollen Sie mir dadurch Ihr Misstrauen in meine Worte zu erkennen geben?« fragte sie mit stolzer Ruhe.

Lady Janet verharrte in Schweigen und deutete nur mit einer Handbewegung auf Julian, an welchen sie ihre Fragen richten sollte, da dieser sich zu ihrem Beschützer aufgeworfen. Er bemerkte auf beiden Seiten die Symptome wachsender Erregung und trat sogleich als Vermittler dazwischen.

»Sie haben auf die von Lady Janet eben an Sie gestellte Frage, wer Ihr Vater war, noch nicht geantwortet«, sagte er.

»Mein Vater war der verstorbene Oberst Roseberry.«

Lady Janet sah entrüstet nach Horace hin. »Ihre Zuversicht setzt mich wirklich in Erstaunen!« rief sie aus.

Julian schnitt ihr jede weitere Rede ab. »Lassen Sie sie ausreden«, sagte er in bittendem und doch beinahe befehlendem Tone. Er fuhr zu Grace gewendet milder fort »Können Sie es irgendwie beweisen, dass Sie die Tochter des Obersten Roseberry sind?«

Grace war empört. »Beweisen!« wiederholte sie. »Ist denn mein Wort nicht genug?«

Julian hatte sie vollkommen in seiner Gewalt. »Entschuldigen Sie«, versetzte er, »Sie müssen berücksichtigen, dass Lady Janet Sie heute zum erstenmale überhaupt sieht. Denken Sie sich nur in ihre Lage; wie soll sie wissen, dass Sie auch wirklich die Tochter des verstorbenen Oberst Roseberry sind?«

Grace verlor ihre sichere Haltung und sank auf den nächsten Stuhl. Ihr Gesicht drückte jetzt statt, wie vorhin, Unwille gänzliche Entmutigung aus. »O«, rief sie schmerzlich aus, »wären mir meine Briefe nicht gestohlen worden!«

»Briefe«, fragte Julian, »welche Sie Lady Janet empfehlen sollten?«

»Ja.« Sie wendete sich plötzlich zu ihr und rief zum erstenmale in beschwörendem Tone: »Hören Sie nur, auf welche Art ich darum gekommen bin.«

Lady Janet wurde schwankend; ihr gutes, edles Herz konnte sich

gegen diese dringende Bitte nicht verschließen. Horace dagegen war nicht so leicht zu rühren. Er blickte mit komischer Unterwerfung auf sie und rief höhnisch aus: »Da bekommen wir noch einen Bericht zu hören!«

Julian fing diese Worte auf und strafte ihn dafür mit einem verächtlichen Blick aus seinen großen, glänzenden Augen.

»Wenigstens sollten Sie es vermeiden, sie zu reizen«, sagte er streng. Dann wendete er sich wieder an Grace und sagte, sichtlich bemüht, sie aus der unangenehmen Lage zu befreien: »Lassen Sie sich dadurch nicht irre machen; haben Sie übrigens, in Ermangelung der Briefe, niemand hier in London, der Ihre Identität bestätigen könnte?«

Grace schüttelte traurig den Kopf und sagte: »Nicht einen Menschen.«

Dies konnte Lady Janet — welche noch nie von jemandem gehört hatte, dass er in London freundeslos dastehe — nicht unbemerkt vorübergehen lassen. »Nicht einen Menschen!« wiederholte sie gegen Horace gewendet.

Dieser hatte auch dafür nur Spott: »Natürlich nicht!« erwiderte er.

Grace bemerkte ihr stummes Einverständnis. »Meine Freunde leben alle in Kanada«, brach sie ungestüm hervor, »da könnten hunderte für mich zeugen. O wären sie nur hier.«

Die Berufung auf einen Ort wie Kanada, klang in der Hauptstadt von England allerdings etwas sonderbar. Horace ließ sich das nicht entgehen, sondern warf: »Das ist etwas weit von hier!« ein.

Lady Janet stimmte ihm vollkommen bei.

Julians unerschöpfliche Güte versuchte nochmals, der seinem Schutz empfohlenen Fremden Gehör zu verschaffen. »Haben Sie noch etwas Geduld«, bat er seine Tante, »und ein wenig Schonung für dieses verlassene Geschöpf«, wendete er sich an Horace.

»Ich danke Ihnen, mein Herr«, sagte Grace; »aber Ihr Bemühen ist umsonst; sie werden mich nicht einmal anhören.« Bei diesen Worten wollte sie aufstehen, allein Julian legte ihr die Hand sanft auf die Schulter und nötigte sie, ihren Platz wieder einzunehmen.

»Ich will Ihnen zuhören. Sie haben eben den Brief des Konsuls erwähnt; darin steht auch, dass Sie speziell jemand im Verdacht haben, Ihre Papiere und Kleider genommen zu haben?«

»Ich habe nicht bloß den Verdacht«, versetzte sie rasch, »ich bin dessen gewiss! Ich behaupte kühn, dass Mercy Merrick die Diebin ist, und niemand anderer. Sie allein war bei mir, als mich die Granate traf, sie allein wusste um meine Empfehlungsbriefe. Sie hatte mir offen bekannt, dass sie eine schlechte Person — dass sie schon im Gefängnis gewesen sei — dass sie einige Zeit in einem Besserungshause verlebt hatte.«

Da unterbrach sie Julian mit einer einfachen Frage, welche die ganze Sache zweifelhaft erscheinen ließ.

»Der Konsul erwähnt auch des Umstandes, dass er auf Ihren Wunsch hin einer Person, wie Sie Mercy Merrick schilderte, nachforschen ließ, jedoch ohne Erfolg.«

»Der Konsul gab sich keine Mühe, sie aufzufinden«, erwiderte Grace unwillig; »er machte es, wie alle anderen, die sich gegen mich verschworen hatten.«

Lady Janet und Horace tauschten Blicke aus; und diesmal konnte sie Julian darum auch nicht tadeln. Je weiter die Fremde ihre Geschichte enthüllte, desto weniger fand er sie der Aufmerksamkeit wert. Mit jedem Worte, das sie sprach, sank sie tiefer gegenüber jenem Wesen herab, dessen Namen sie so beharrlich und kühn als den ihrigen verteidigte.

»Alles zugegeben, was Sie eben sagten«, begann Julian von neuem — seine Geduld war beinahe erschöpft — »was hätte Mercy Merrick mit Ihren Papieren und Kleidern anfangen sollen?«

»Was sie damit hätte anfangen sollen?« wiederholte Grace höchlichst erstaunt über Julians Kurzsichtigkeit. »Meine Kleider waren mit meinem Namen gezeichnet. Das eine war der Empfehlungsbrief meines Vaters an Lady Janet. Warum sollte eine einstige Bewohnerin des Besserungshauses nicht fähig sein, sich an meiner Statt hier einzuführen?«

Obgleich diese Worte ganz auf das Geratewohl und ohne jede leiseste Anregung von anderer Seite gesprochen worden waren,

verfehlten sie doch nicht ihre Wirkung. Sie warfen auf die Adoptivtochter Lady Janets ein so abscheuliches Licht, dass diese es nicht mehr länger ertragen mochte. Sie erhob sich rasch und wandte sich, das Zimmer zu verlassen. »Geben Sie mir Ihren Arm, Horace«, sagte sie, »ich habe genug gehört.«

Horace gehorchte ehrerbietig. »Sie haben ganz recht«, sagte er, »eine solche Unverschämtheit habe auch ich noch nie erlebt.«

Er äußerte seine Entrüstung so laut, dass Grace seine Worte genau verstehen konnte. »Welche Unverschämtheit?« fragte sie ihn, trotzig näher tretend.

Julian hielt sie zurück. Obgleich er Mercy nur einmal gesehen hatte, war der Eindruck, den diese schöne Erscheinung auf ihn gemacht, doch so tief gewesen, dass er jetzt ihre Beschimpfung nicht zugeben konnte. »Stille!« rief er zum erstenmale streng gegen Grace gewendet aus. »Sie beleidigen damit Lady Janet; Ihre Worte — dass sich eine andere hier in Ihre Stelle eingeschlichen hat — sind nicht bloß unsinnig, sind sie auch höchst verletzend.«

Graces Zorn war angefacht; sie schleuderte, durch Julians Vorwurf tief verwundet, einen wütenden Blick auf ihn.

»Sind Sie ein Geistlicher? Ein Mann von Bildung?« fragte sie. »Und ist Ihnen noch nie vorgekommen, dass sich Personen für andere ausgegeben haben? Ich hatte, bevor ich eigentlich wusste, was für ein Geschöpf Mercy Merrick sei, das vollste Vertrauen zu ihr. Sie verließ — wie mir der Arzt sagte — das Häuschen in der festen Überzeugung, dass ich getötet worden sei. Gleichzeitig verschwanden meine Papiere und meine Kleider und daran sollte nichts Verdächtiges sein? Im Hospital haben viele meine Ansicht vollkommen geteilt und mich darauf aufmerksam gemacht, dass sich eine Betrügerin vielleicht unter meinem Namen in meine Stelle eingeschlichen haben mochte.« Sie hielt plötzlich inne. Das Rascheln eines Seidenkleides traf ihr Ohr; Lady Janet war im Begriffe, von Horace begleitet, das Zimmer zu verlassen. Grace sprang mit dem letzten Rest ihrer Entschlossenheit empor und stellte sich gebieterisch zwischen sie und die Tür nach dem Wintergarten.

»Noch ein Wort, Lady Janet«, sagte sie bestimmt, »ehe Sie sich

für immer von mir wenden. Beantworten Sie mir nur diese Frage, sonst verlange ich nichts. Ist der Brief des Obersten Roseberry in dieses Haus gebracht worden, und durch wen? Durch eine Frau?»

Lady Janet sah mit einem geringschätzigen Blick auf die tief unter ihr stehende Fremde herab, welche sich in dieser Weise gegen den einer großen Dame gebührenden Respekt vergangen hatte.

»Sie scheinen nicht zu bemerken, dass Sie mit diesen Fragen mich beschimpfen?«

»Und Grace noch mehr«, setzte Horace hinzu.

Die kleine entschlossene Gestalt — sie hielt den Ausgang in den Wintergarten noch immer besetzt — erzitterte bei diesem Namen vom Kopf bis zum Fuß; ihre Augen irrten voll ängstlichen Argwohnes zwischen den beiden hin und her.

»Grace!« rief sie aus. »Was soll das? Es ist mein Name. O Lady Janet. Sie haben den Brief und seine Überbringerin ist im Hause!«

Lady Janet ließ Horaces Arm fallen und schritt an die Stelle zurück, wo ihr Neffe stand.

»Julian«, sagte sie, »Sie zwingen mich, Ihnen zum erstenmale in Erinnerung zu bringen, wie man sich gegen mich in meinem Hause zu benehmen hat. Schicken Sie diese Person fort.«

Sie wendete sich, ohne eine Antwort abzuwarten, um und ergriff abermals Horaces Arm.

»Bitte, treten Sie zurück«, rief sie Grace ruhig zu.

Aber diese blieb fest stehen.

»Die Diebin ist hier«, wiederholte sie. »Lassen Sie mich ihr gegenübertreten — dann mögen Sie mich fortschicken.«

Julian trat vor und fasste sie beim Arme. »Sie vergessen den Anstand gegenüber Lady Janet, gegenüber sich selbst«, sagte er, sie beiseite ziehend. Grace riss sich mit verzweifelter Anstrengung los und hielt Lady Janet auf der Schwelle der Tür in den Wintergarten fest.

»Gerechtigkeit!« schrie sie auf und schüttelte ihre geballten Hände in wahnsinniger Verzweiflung. »Ich fordere mein Recht, wenn ich jener Person Auge in Auge gegenüber stehen will! Wo ist sie?

Bringen Sie sie hierher! Bringen Sie sie hierher!«

Während sie ihrer Leidenschaftlichkeit in diesen wilden Worten Luft machte, fuhr draußen vor dem Hause ein Wagen vor. In der Aufregung jedoch hatte niemand das Rollen der Räder und das darauffolgende Öffnen der Haustür gehört. Horace wehrte mit lauter, zorniger Stimme die Beleidigung von Lady Janet ab, und diese hatte seinen Arm zum zweitenmale losgelassen, um mit einem heftigen Riss an der Glocke den Diener herbeizurufen; Julian hatte die wütende Grace wieder beim Arm gefasst und versuchte umsonst, sie zu besänftigen — da öffnete sich leise die Tür des Bibliothekszimmers und herein trat Mercy Merrick in Hut und Mantel, ihrem Horace gegebenen Versprechen getreu.

Graces Augen waren die ersten, welche ihr Erscheinen bemerkten. Mit einem heftigen Ruck befreite sie sich von Julians Hand und deutete nach der Tür. »Aha!« rief sie mit einem lauten Schrei rachsüchtigen Entzückens: »Da ist sie!«

Mercy drehte sich bei dem Klang dieser Stimme um und begegnete dem starren, in wildem Triumph auf sie gerichteten Blick des Wesens, das sie für tot gehalten, für welches sie sich ausgegeben hatte. Ihre Augen hatten sie kaum erkannt und sich hilflos auf das stolze Gesicht ihr gegenüber geheftet — als sie besinnungslos zu Boden fiel.

Julian stand Mercy gerade zunächst und sprang ihr, als sie zusammenbrach, zuerst bei. Der Schrei des Entsetzens, welcher sich seiner Brust entrang, als er sie in seinen Armen emporrichtete, und der Ausdruck, mit welchem sich seine Augen auf das totenblasse Gesicht hefteten, verrieten nur zu deutlich, wie tief seine Teilnahme und seine Bewunderung für sie gefühlt war. Horace bemerkte es. Er trat mit einer raschen Bewegung auf Julian zu und sagte mit vor Eifersucht zitternder Stimme: »Überlassen Sie das mir.« Über Julians blasses Gesicht flog eine leichte Röte, als er sich zurückzog, um es Horacen zu überlassen, die bewusstlose Gestalt zum Sofa zu tragen. Er senkte die Augen zu Boden und schien, über sich selbst erzürnt, nach dem Grund zu diesem Benehmen seines

Freundes zu forschen. Julian war es gewesen, der den ersten Schritt zu dieser verhängnisvollen Begegnung getan, und jetzt stand er da, als nähme er an dem ganzen Vorgang nicht den geringsten Anteil.

Eine leichte Berührung seines Armes weckte ihn aus seinen Träumen.

Er kehrte sich um und sah die Urheberin des Unheils — die Fremde in ihrem dürftigen schwarzen Anzug — vor sich stehen. Sie deutete mit unbarmherzigen Lächeln nach der ausgestreckten Gestalt auf dem Sofa.

»Sie wollten einen Beweis haben«, sagte sie, »da haben Sie ihn!«

Horace hatte die Worte gehört. Er trat rasch zu Julian; sein sonst gerötetes Gesicht war bleich von verhaltener Wut.

»Führen Sie diese Elende hinweg!« sagte er. »Gleich! Oder bei Gott, ich weiß nicht, was ich tue.«

Diese Worte brachten Julian wieder zu sich. Er blickte im Zimmer umher. Lady Janet und die Haushälterin waren um die ohnmächtige Mercy beschäftigt, und das zahlreiche Gesinde hatte sich erschreckt unter der Tür des Bibliothekszimmers versammelt. Der eine wollte den nächsten Arzt herbeirufen, der andere fragte, ob er die Polizei holen solle. Julian bedeutete allen, stille zu sein, und wendete sich an Horace. »Beruhigen Sie sich«, sagte er. »Und überlassen Sie es mir, sie ruhig aus dem Hause fortzubringen.« Dabei fasst er Grace bei der Hand und sagte, als sie sich von ihm loszumachen suchte: »In diesem Hause haben Sie sich bereits alle zu Feinden gemacht, wollen Sie das nun auch mit mir tun? Sie, die in ganz London nicht einen Freund besitzen?« Sie senkte ihren Kopf und unterwarf sich in stummem Gehorsam seinem festeren Willen. Julian hieß die Dienstleute sich zurückziehen und schritt selbst, Grace mit sich fortführend, in das Bibliothekszimmer. Ehe er die Tür schloss, warf er noch einen Blick in das Speisezimmer zurück.

»Erholt sie sich?« fragte er zögernd.

Lady Janet antwortete ihm: »Noch nicht.«

»Soll ich den Arzt holen lassen?«

Horace trat dazwischen und lehnte jede, auch indirekte

Einmischung Julians in dieser Angelegenheit ab.

»Wenn wir den Arzt brauchen, werde ich ihn selbst holen.«

7.

Julian verreist

Julian schloss die Tür und hieß Grace durch eine Handbewegung sich setzen; sie gehorchte und blickte ihm innerlich verwundert nach, als er im Zimmer auf und ab schritt.

In diesem Augenblick war sein Geist allerdings mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Ein Mann von seiner feinen Beobachtungsgabe konnte Horacens Benehmen unmöglich missverstehen. Er fragte sich ernst und rücksichtslos, wie er es stets tat, ob Mercys erster Anblick wirklich einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, dass Horace es bemerken konnte, ehe er sich selbst dessen bewusst war. Sollte es schon so weit gekommen sein, dass meine Freundespflicht es fordert, ihr nie wieder zu begegnen? Er blieb ärgerlich stehen. Als ein Mann, der sein Leben einem ernstem Beruf geweiht, konnte er den bloßen Gedanken daran nicht ertragen, dass er sich eine rein sentimentale Übereilung, wie »das Verlieben beim ersten Anblick«, habe zu Schulden kommen lassen.

Er war zufällig gerade Grace gegenüber stehengeblieben, welche, des langen Schweigens überdrüssig, diese Gelegenheit ergriff, um ihn anzureden.

»Ich bin hierher gekommen, weil Sie es so gewünscht haben«, sagte sie. »Wollen Sie mir auch weiter helfen, und kann ich auf Sie, als meinen Freund, zählen?«

Er sah sie zerstreut an; nur mit einiger Mühe vermochte er, ihr die geforderte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

»Sie haben mir viel zugemutet«, fuhr Grace fort, »aber ich erkenne dabei doch dankbar Ihre Güte an, mit der Sie mir Gehör zu verschaffen suchten. Nun frage ich Sie auf Ihr Gewissen, zweifeln Sie noch, dass diese Person eine Betrügerin ist und sich an meine Stelle gedrängt hat? War dies Bekenntnis noch nicht deutlich genug,

wie sie bei meinem Anblick ohnmächtig zusammenbrach?«

Julian schritt ohne ein Wort der Erwiderung durch das Zimmer und zog an der Glocke; als der Diener eintrat, befahl er ihm, einen Wagen zu holen.

Grace erhob sich. »Weshalb brauchen Sie einen Wagen?« fragte sie scharf.

»Für uns beide«, versetzte Julian. »Ich bringe Sie nach Ihrer Wohnung zurück.«

»Dem widersetze ich mich entschieden. Mein Platz ist hier in diesem Hause. Lady Janet sowohl, wie Sie selbst können die eben geschehenen Tatsachen nicht widerlegen. Ich verlangte nichts weiter, als ihr Auge in Auge gegenübergestellt zu werden; und sie fiel in Ohnmacht, als sie mich sah.«

Bei diesem Worten blickte sie siegesgewiss auf Julian, als könnte er diese Behauptung nie entkräften. Allein er tat es doch, und das auf der Stelle.

»Sie scheinen sonach als selbstverständlich anzunehmen«, sagte er, »dass das Ohnmächtigwerden jener Dame bei Ihrem Anblick den deutlichen Beweis für deren Schuld liefert. Nun will ich Ihnen aber etwas sagen, was Ihre Ansicht etwas ändern dürfte. Die Dame erzählte, als sie hierher kam, meiner Tante von ihrem zufälligen Zusammentreffen mit Ihnen an der französischen Grenze, und dass Sie dort fast an Ihrer Seite durch eine Granate getötet worden seien. Bedenken Sie, dass sie Sie nun plötzlich, ohne jede Vorbereitung lebend vor sich stehen sieht, gerade jetzt, wo, wie man auf den ersten Blick erkennt, ihre Gesundheit tief erschüttert ist; Sie können deshalb darin gar nichts Merkwürdiges und Unerklärliches finden, dass ihr dies im Augenblick die Besinnung raubte.«

Diesen Umstand konnte Grace allerdings nicht widerlegen.

Darauf gab es überhaupt keine Erwiderung. Mercy hatte mit der wohl ausgedachten, scheinbar offenen Erzählung ihres Zusammentreffens mit Grace und des darauffolgenden Unfalles ihren Zweck nur zu sehr erreicht; denn alle, welche die Geschichte kannten, ließen es sich nicht einfallen, dass sich hinter der Bewusstlosigkeit wirklich die Schuld verbarg. Die falsche Grace blieb

nach wie vor für jeden geringsten Verdacht unerreichbar, und die wahre Grace wurde das sogleich inne. Sie sank auf den Stuhl zurück, von dem sie sich eben erhoben hatte, und ließ ihre Hände hoffnungslos und verzweifelnd in den Schoß fallen.

»Alles ist gegen mich«, sagte sie tonlos. »Sogar die Wahrheit wird hier zur Lügnerin, die sich der Fälscherin annimmt.« Sie hielt inne, um sich zu fassen und Mut zu sammeln.

»Nein!« rief sie entschlossen aus, »mein Name und meine Stellung in diesem Hause sollen mir nimmermehr von einer elenden Abenteurerin entrissen werden! Tun Sie, was Sie wollen. Ich muss ihren Betrug aufdecken; eher gehe ich nicht von der Stelle!«

In diesem Augenblick meldete der eintretende Diener, dass der Wagen vor dem Hause warte.

Grace wandte sich mit einer trotzigen Gebärde zu Julian und sagte: »Ich will Sie nicht aufhalten, doch weiß ich jetzt, dass ich von Ihnen weder Rat noch Hilfe zu erwarten habe, Mister Julian Gray.«

Dieser trat mit dem Diener beiseite: »Wissen Sie nicht«, sagte er, »ist der Arzt geholt worden?«

»Ich glaube nicht, Sir. Wenigstens habe ich draußen sagen hören, es sei nicht nötig.«

Julian war dadurch nicht beruhigt; er schrieb auf einen Papierstreifen: »Hat sie sich erholt?« und händigte diesen dem Diener ein, um ihn Lady Janet zu übergeben.

»Haben Sie gehört, was ich sagte?« forschte Grace, als sie wieder allein waren.

»Sogleich werde ich Ihnen antworten«, sagte Julian.

Eben trat der Diener wieder ein und überbrachte ihm die von Lady Janet mit Bleistift auf die Rückseite des Papiers geschriebene Antwort: »Gott sei Danke, ihr Bewusstsein ist wieder zurückgekehrt. Wir werden sie in einigen Minuten auf ihr Zimmer bringen können.«

Da musste sie hier durch. Es war daher dringend notwendig, Grace zu entfernen. Julian bereitete sich, sobald sie allein im Zimmer waren, die schwierige Aufgabe zu vollführen.

»Hören Sie mich an«, sagte er. »Der Wagen wartet draußen, ich

sage Ihnen hiermit mein letztes Wort. Sie sind jetzt, dank der Empfehlung des Konsuls, meinem Schutz übergeben. Entscheiden Sie sich auf der Stelle, ob Sie das bleiben, oder ob Sie an die Polizei gewiesen werden wollen?«

Grace sprang auf. »Was soll das heißen?« sagte sie zornig. »Wenn Sie unter meiner Obhut bleiben wollen«, fuhr Julian fort, »so kommen Sie sogleich mit zum Wagen. Ich werde dafür sorgen, dass Sie Ihre ganze Angelegenheit meinem Advokaten vorlegen können; er wird eher als ich in der Lage sein, Ihnen einen Rat zu geben. Mich kann vorläufig nichts glauben machen, dass das von Ihnen so schwer angeklagte Wesen einen solchen Betrug begangen habe, oder dessen auch nur fähig sei, wie Sie behaupten. Übrigens sollen Sie das Urteil meines Rechtsfreundes hören, wenn Sie mit mir kommen wollen. Sonst bleibt mir nichts übrig, als dort hinein sagen zu lassen«, er deutete nach dem Speisezimmer, »dass Sie noch hier sind, was Sie ohne Zweifel in die Hände der Polizei bringen wird. Wählen Sie, was Sie wollen; ich gebe Ihnen eine Minute Bedenkzeit. Übrigens vergessen Sie nicht, dass meine scheinbar harte Ausdrucksweise durch Ihr Benehmen hervorgerufen wurde; ich bin Ihnen freundlich gesinnt, und rate Ihnen ehrlich nur zu Ihrem Besten.«

Dabei zog er die Uhr heraus, um die Minute ablaufen zu lassen.

Grace warf einen verstohlenen Blick auf seine festen, entschlossenen Züge. Julians letzte Worte ließen sie ziemlich unberührt; sie verstand bloß, dass mit diesem Manne nicht zu spaßen war. Mit dem Gedanken, in der Zukunft schon eine Gelegenheit zu finden, um heimlich in dieses Haus zurückzukehren, beschloss sie für jetzt nachzugeben — und ihn zu hintergehen.

»Ich gehe«, sagte sie und hob sich mit unwirscher Ergebung von ihrem Sitze. »Jetzt handeln Sie«, murmelte sie vor sich hin, als sie vor dem Spiegel ihren Anzug zurecht machte. »Dann werde ich handeln.«

Julian näherte sich ihr, um ihr seinen Arm zu geben; allein er blieb auf halbem Wege stehen. Obwohl überzeugt, in ihr eine Geistesranke und darum ein höchst bemitleidenswertes Geschöpf

zu sehen, welches die größte Nachsicht beanspruchen durfte — überkam ihn doch in diesem Augenblicke ein förmlicher Widerwille bei dem bloßen Gedanken, sie zu berühren. Vor seine Seele trat Mercys Bild — wie sie hilflos in seinen Armen gelegen hatte — das Bild jenes schönen Wesens, das Grace eben so furchtbar angeklagt. Er öffnete die Tür in die Vorhalle und blieb einen Schritt zurück, um ihr den Vortritt zu lassen. Der Diener half ihr beim Einsteigen in den Wagen und wandte sich dann ehrerbietig an Julian, der unterdessen Grace gegenüber Platz genommen hatte.

»Ich soll Ihnen melden, Sir, dass das Zimmer für Sie bereit ist, und dass Lady Janet Sie zu Tische erwartet.«

Julian hatte über den letzten Ereignissen ganz darauf vergessen, dass er Lady Janets Einladung, in Mablethorpe-House zu bleiben, angenommen hatte. Konnte er jetzt, wo er sich nunmehr seiner Gefühle bewusst geworden, dies auch tun, um vielleicht Wochen hindurch in Mercys Gesellschaft zu leben, die, wie er sich eben klar geworden, keinen bloß vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht hatte? Nein. Als Mann von Ehre blieb ihm keine andere Wahl, als sich auf irgendeine Weise von dieser Verpflichtung loszumachen. »Melden Sie Lady Janet, dass ich sie bitte, mich zum Tische nicht zu erwarten«, sagte er. »Ich werde mich schriftlich bei ihr entschuldigen.« Der Wagen rollte davon. Der Diener sah ihm, auf der Türschwelle stehend, verwundert nach. »Ich beneide Mister Julian wahrlich nicht«, dachte er im Hinblick auf die Lage, in der sich der junge Geistliche jetzt befand. »Da hat er sie nun mit sich im Wagen, und was wird er nur hernach mit ihr anfangen?«

Diese Frage hätte Julian selbst — wenn sie ihm in diesem Augenblicke vorgelegt worden wäre — nicht zu beantworten vermocht.

Lady Janet fühlte sich über Mercy, obwohl sie nun wieder vollkommen bei Bewusstsein und auf ihr Zimmer gebracht worden war, doch keineswegs beruhigt.

Mercy war in fortwährender Angst und Aufregung befangen und durch nichts davon zu befreien. Man hatte ihr wiederholt gesagt, dass die Fremde, welche sie in solchen Schrecken versetzt, das

Haus bereits verlassen habe und es nie wieder betreten werde; ihre Umgebung versicherte sie immer wieder, dass die wahnsinnigen Worte, welche die Fremde gesprochen, von ihnen gar keiner ernstern Aufmerksamkeit gewürdigt; und doch vermochte sie nicht an die Wahrheit des Gesagten zu glauben. Ein unerklärliches Misstrauen gegen ihre Freunde schien sie plötzlich ergriffen zu haben. Wenn Lady Janet an ihr Bett trat und sie küssen wollte, fuhr sie erschreckt zusammen; Horace zu sehen, weigerte sie sich geradezu; dann stellte sie wieder die sonderbarsten Fragen über Julian Gray und schüttelte ungläubig mit dem Kopf, als ihr gesagt wurde, er sei vom Hause abwesend. Zuweilen verbarg sie ihr Gesicht in die Kissen und murmelte trostlos vor sich hin: »Ach Gott! Was soll aus mir werden? Was soll aus mir werden?« Ein anderes Mal war es wieder ihre einzige flehende Bitte, sie allein zu lassen, ihr Ruhe zu gönnen.

Es kam der Abend, aber mit ihm keine Besserung in Mercys Zustand, so dass Lady Janet, von Horace dazu bestimmt, ihren Hausarzt rufen ließ.

Dieser schüttelte den Kopf und erklärte den Fall für eine nicht unbedeutende Erschütterung des Nervensystems; er schrieb eine kalmierende Arznei auf und empfahl weiter, als die heilsamste Verordnung, eine Reise nach der Seeküste. Lady Janet griff mit gewohnter Energie diesen Rat sogleich auf und befahl, ohne Verzug die Koffer zu packen, damit sie am nächsten Morgen abreisen könnten.

Der Arzt hatte sich kaum entfernt, als ein Bote Lady Janet einen Brief von Julian überbrachte, in welchem dieser nach den ersten üblichen Entschuldigungen wegen seines Nichterscheinens folgendermaßen fortfuhr:

»Bevor ich meiner Begleiterin gestattete, mit meinem Advokaten zu sprechen, befragte ich diesen bezüglich meiner eigenen Stellung ihr gegenüber.

Ich sagte ihm — und es ist nur billig, dass ich Ihnen dasselbe wiederhole — dass ich, nach meiner Beurteilung ihres Geisteszustandes, nicht allein handeln wollte, sondern dass ich

hierfür den Ausspruch einer ärztlichen Autorität verlangte, die mit Beweisen mein Gewissen beruhigen und meine Ansicht bestätigen könnte.

Da ich darauf bestand, ließ sich mein Advokat herbei, sofort an einen in solchen Dingen erfahrenen Arzt zu schreiben und erhielt von diesem die Antwort, dass er bereit sei, noch heute mit der Dame bei dem Advokaten zusammenzutreffen. Dieser teilte mir dies mit und setzte hinzu, dass sie ihre ganze Angelegenheit gleich dem Arzt, statt ihm selbst erzählen sollte. Ich war über diesen Vorschlag einigermaßen betroffen; denn ich wusste, dass die Fremde sich dazu niemals entschließen würde. Allein mein Rechtsfreund fand ein Auskunftsmittel: er wollte ihr nämlich den Arzt als seinen älteren und erfahreneren Kollegen vorstellen, der ihr in allem am besten raten würde. So sehr ich jede Art des Betruges verabscheue, diesmal musste ich darein willigen, weil die Sache sonst einen Aufschub erlitt, der ernste Folgen haben konnte.

Ich wartete — mit ziemlichem Unbehagen, ich gestehe es — allein in einem Zimmer, bis der Arzt nach beendeter Unterredung zu mir hereintrat.

Seine Ansicht ist kurz diese:

Nach sorgfältiger Untersuchung des unglücklichen Wesens kann er einen gewissen Grad von Geistesstörung bei ihr nicht in Abrede stellen; aber inwieweit dieselbe berechtigte, die Kranke tatsächlich in ihrer Freiheit einzuschränken, kann er bis jetzt, wo wir in Betreff des wahren Sachverhaltes gar nichts Bestimmtes wissen, nicht sagen. Gerade ihre fixe Idee bezüglich Mercy Merricks enthalte, nach seiner Meinung, die Lösung der schwierigen Frage; und er stimme darin überein, dass die Nachforschungen des Konsuls in Mannheim keineswegs ausreichend gewesen seien. Sobald man ihm eine bestimmte Angabe über die Existenz oder Nichtexistenz einer Person wie Mercy Merrick liefern könne, sei er jeden Augenblick bereit, sein endgültiges Urteil über den vorliegenden Fall abzugeben.

Dieser Ausspruch veranlasst mich, sofort nach dem Kontinent abzureisen, um die Nachforschungen in Betreff Mercy Merricks zu erneuern.

Mein Rechtsfreund lacht mich aus und meint, ich sei nicht recht bei Sinnen. Nach seinem Rate sollte ich die Angelegenheit der nächstbesten Behörde übergeben und Sie und mich nicht weiter deshalb bemühen.

Vielleicht sind Sie derselben Ansicht? Allein Sie sagen selbst immer, teure Tante, dass ich stets das tue, was andere Leute unterlassen; und so bekenne ich auch hier, dass mich der Fall interessiert. Außerdem brächte ich es nicht über das Herz, ein verlassenes Geschöpf, das mir überdies empfohlen wurde, von mir zu stoßen, wenn ich noch Hoffnung habe, mit etwaigen Entdeckungen sie sich selbst und vielleicht auch ihren Freunden wiederzugeben.

Ich reise mit dem Postzug heute Abend ab. Zuerst will ich nach Mannheim, um mich dort mit dem Konsul und den Hospitalärzten zu beraten; dann werde ich trachten, den Wundarzt aufzufinden, um ihn auszufragen, und schließlich versuche ich das Schwierigste — nämlich die französische Ambulanz zu verfolgen, um dort dem Geheimnis Mercy Merricks auf den Grund zu kommen.

Sogleich nach meiner Rückkehr werde ich Ihnen mitteilen, ob ich etwas ausgerichtet habe oder nicht.

Unterdessen seien Sie unbesorgt, dass die unglückliche Fremde sich nicht in Ihrem Hause zeigen wird. Sie ist, auf mein Anraten, vollauf beschäftigt, an ihre Bekannten in Kanada zu schreiben und bleibt überdies unter der Aufsicht ihrer Hauswirtin — einer erfahrenen und verlässlichen Frau, die dem Arzt sowohl wie mir als ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen erscheint.

Ich bitte Sie, dies, falls sie es nötig finden, Miss Roseberry zu sagen, mit der Versicherung meiner Verehrung und des aufrichtigsten Wunsches für ihre baldige Genesung. Nun, verzeihen Sie nochmals, dass ich durch so dringende Umstände verhindert bin, von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch zu machen.«

Lady Janet faltete keineswegs befriedigt Julians Brief zusammen und überdachte, was ihr Neffe ihr darin geschrieben hatte.

»Es kann nur zweierlei sein«, dachte die scharfsinnige alte Dame; »weshalb mein Neffe diese unsinnige Reise unternimmt, entweder

der Advokat hat recht, ihn als das würdige Seitenstück zu jener Wahnsinnigen anzusehen, oder Julian hat noch einen besonderen Grund für seine Nachforschung, den er sorgfältig vor mir verbirgt. Welches mag wohl das Richtige sein?«

Diese Frage drängte sich Lady Janet die ganze Nacht hindurch immer wieder von neuem auf. Soviel sie sich auch bemühte, eine Antwort darauf zu finden, es gelang ihr nicht, und sie entschloss sich endlich, Julians Rückkehr geduldig abzuwarten, um es dann von ihm, wie sie mit Vorliebe zu sagen pflegte, heraus zu bekommen.

Am nächsten Morgen verließ Lady Janet mit ihrer Adoptivtochter Mablethorpe-House, um nach Brighton zu reisen; Horace, der sich ausgebeten hatte, sie begleiten zu dürfen, musste auf Mercys ausdrücklichen Wunsch in London zurückbleiben. Warum — das konnte niemand erraten; und Mercy weigerte sich, es zu sagen.

8.

Julian kommt zurück

Eine Woche war um. Wieder ist das Speisezimmer in Mablethorpe-House der Schauplatz der nächsten Ereignisse.

Da war alles wie früher, der gastliche Tisch wieder reich besetzt, aber anstatt der kleinen Gesellschaft, die sich das erstemal um ihn versammelt hatte, sitzt Lady Janet jetzt allein; sie liest eben die Zeitung und hält dabei von Zeit zu Zeit einer schönen, klug blickenden Katze kleine Bissen hin, welche diese nach sorgfältiger Prüfung aus der Hand ihrer Herrin verzehrt. Das eintönige, behagliche Schnurren, mit dem sie ihre Gebieterin umschleicht, veranlasst diese, von ihrem Leitartikel aufzublicken; sie wendet ihr bekümmertes Gesicht auf das glückliche Tier vor sich und sagt in der ihr eigenen ironischen Weise: »Tom, du hast ein gutes Leben, gar keine Sorgen; weiß Gott, ich möchte mit dir tauschen!«

Bei diesen Worten stutzt die Katze — aber nicht etwa infolge der schmeichelhaften Anrede von Seite ihrer Herrin, sondern weil sie soeben an der Tür klopfen gehört hatte. Lady Janet rief gleichzeitig: »Herein!« und dreht sich nachlässig nach dem Ankömmling um; bei seinem Anblicke fährt sie jedoch überrascht empor, denn als die Tür sich öffnet, tritt — Julian Gray herein!

»Sind Sie es selbst oder ist es Ihr Geist?« ruft sie aus.

Sie hatte sofort bemerkt, dass Julian noch bleicher als gewöhnlich aussah und dass in seinem Wesen ein Unbehagen und eine Zurückhaltung lag, die ihm sonst nicht eigen war. Er setzte sich neben sie und küsste ihr die Hand. Zum ersten Male, seit sie ihn kannte, ließ er die verschiedenen Gerichte auf dem Frühstückstisch unberücksichtigt stehen; sogar die Katze würdigte er keines Blickes, so dass diese sich, über eine solche Vernachlässigung erzürnt, mittelst eines Sprunges auf den Schoß ihrer Herrin flüchtete. Lady

Janet blickte ihren Neffen erwartungsvoll an, mit dem heimlichen Vorsatze, das, was sie wissen wollte, bei der ersten passenden Gelegenheit »aus ihm heraus zu bekommen«, und überließ es ihm, das Gespräch zu beginnen. Julian hatte keine andere Wahl; er musste zuerst das Stillschweigen unterbrechen, und so beschloss er denn, die ganze Sache, so gut es gehen wollte, zu erzählen.

»Ich bin gestern Abend von dem Kontinent zurückgekehrt«, begann er, »und bin nun hier, um Ihnen, wie ich es versprochen hatte, Bericht zu erstatten. Wie befinden Sie sich, Lady Janet? Wie geht es Miss Roseberry?«

Lady Janet deutete zuerst auf sich selbst und dann nach der Zimmerdecke und sagte: »Hier die alte Frau ist wohl, aber da oben das junge Geschöpf ist krank. Fehlt Ihnen übrigens etwas, Julian?«

»Vielleicht hat mich die Reise etwas angestrengt. Das tut nichts. Sind es bei Miss Roseberry noch die Folgen jenes Schrecks?«

»Natürlich; was sollte es sonst sein? Ich kann es Ihnen nie verzeihen, Julian, dass Sie diese verrückte Betrügerin hierher gebracht haben.«

»Teuere Tante, als ich dies tat, hatte ich keine Ahnung davon, dass eine Miss Roseberry überhaupt existiere; ich war somit ganz unschuldig. Übrigens bedauert den ganzen Vorfall niemand mehr als ich. Haben Sie einen Arzt gefragt?«

»Ich ging auf dessen Anraten mit ihr nach Brighton.«

»Hat ihr die Luftveränderung gut getan?«

»Nein, ganz im Gegenteile; sie ist dadurch noch schlechter geworden. Sie sitzt manchmal stundenlang da, totenblass und ohne ein Wort zu sprechen; dann plötzlich wird ihr Gesicht heiterer und man glaubt, sie will etwas sagen, aber auf einmal, der Himmel weiß warum, stockt sie wieder, als fürchtete sie sich, zu reden. Das könnte ich alles noch ertragen. Was mir aber wirklich weh tut, ist, dass sie das frühere Zutrauen und die frühere Liebe zu mir verloren zu haben scheint; sie traut mir nicht und sie liebt mich nicht mehr. Hielte ich es nicht für ganz und gar unmöglich, ich glaubte fast, sie hat mich im Verdachte, den Worten jener Elenden Glauben geschenkt zu haben. Mit einem Worte — und unter uns gesagt —

ich fürchte sehr, dass sie aus diesem Zustande nicht mehr herauskommt. Es steckt gewiss irgendein Unheil dahinter, aber ich habe mir bisher ganz umsonst Mühe gegeben, es zu entdecken.«

»Kann da der Arzt nicht helfen?«

Lady Janet beantwortete diese Frage, ehe sie noch sprach, mit einem tief verächtlichen Blick aus ihren glänzenden schwarzen Augen.

»Der Arzt!« wiederholte sie geringschätzig. »Wir kamen gestern abends hier an, Grace in heller Verzweiflung. Ich ließ heute morgens den Arzt rufen. Er ist eine Autorität und soll sich auf zehntausend Pfund jährlich stehen; er wusste mir jedoch nichts anderes zu sagen, als ich mir selbst. Es ist dies mein vollster Ernst. Eben ist er von hier fortgegangen, zwei Guineen in der Tasche; die eine dafür, dass er mir riet, ihr Ruhe zu lassen, die zweite dafür, dass er meinte, die Zeit würde sie vielleicht heilen. Begreifen Sie, dass er es auf diese Manier allerdings leicht zu etwas bringen kann. Und wissen Sie, mein junger Freund, so machen es alle. Das Handwerk der Doktoren gedeiht heutzutage hauptsächlich durch zweierlei unheilbare Krankheiten: bei den Frauen heißt diese — Nervenverstimmung, bei den Männern — verschlagene Gicht. Das Heilmittel dafür ist eine Guinee, wenn man zu dem Arzte hinget, zwei Guineen, wenn der Arzt zu einem ins Haus kommt. Ich hätte mir für das Geld, das ich diesem Menschen gab, einen neuen Hut kaufen können!« rief Lady Janet entrüstet aus. »Reden wir lieber von etwas anderem; ich werde ärgerlich, wenn ich daran denke. Übrigens möchte ich wissen, weshalb Sie eigentlich verreist waren?«

Julian blickte sie bei dieser Frage mit unverhohlener Überraschung an. »Ich habe Ihnen ja den Grund geschrieben«, sagte er. »Haben Sie denn meinen Brief nicht bekommen?«

»Doch wohl. Er war lang genug — wahrhaftig; aber trotzdem enthielt er das nicht, was ich wissen wollte.«

»Was ist das?«

Lady Janet suchte mit ihrer Erwiderung — anfangs ziemlich verblümt — anzudeuten, dass sie ihn im Verdacht habe, für seine Reise ein weiteres Motiv gehabt zu haben, das er vor ihr verbergen

wolle.

»Ich möchte nämlich wissen«, sagte sie, »weshalb Sie es für nötig fanden, die Nachforschungen persönlich anzustellen? Sie wussten doch; wo mein langjähriger Kurier zu finden war und haben ihm selbst immer das Zeugnis gegeben, dass er ein höchst intelligenter und durchaus vertrauenswürdiger Mensch sei. Antworten Sie mir ehrlich — hätten Sie nicht ihn anstatt Ihrer schicken können?«

»Ich hätte es tun können«, sagte Julian — etwas zurückhaltend.

»Wenn somit darin kein Hindernis lag, und Sie nebstbei noch, als mein Gast, die Verpflichtung gehabt hätten, hier zu bleiben — antworten Sie mir offen — warum sind Sie dann fortgegangen?«

Julian zögerte mit der Antwort. Lady Janet hielt inne und wartete darauf, entschlossen, wenn es sein sollte, bis zum Abend zu warten.

»Ich hatte einen besonderen Grund, selbst dahin zu gehen«, sagte er endlich.

»So?« versetzte Lady Janet, mit unverminderter Geduld einer Erklärung harrend, und sollte sie darauf bis zum nächsten Morgen warten müssen.

»Ich hatte einen Grund, den ich am liebsten gar nicht nennen möchte«, fuhr Julian fort.

»O!« rief Lady Janet. »Ist da schon wieder ein Geheimnis — so? Und gewiss steckt auch da eine Frau dahinter? Ich danke Ihnen — ich weiß genug. Wahrhaftig, Sie haben — als Geistlicher — einigermaßen Grund, hierüber in Verwirrung zu geraten. Wir wollen lieber abermals das Gespräch fallen lassen und von etwas anderem reden. Sie bleiben jetzt natürlich mein Gast, nicht wahr?«

Der berühmte Kanzelredner schien durch diese Anfrage neuerdings in arge Verlegenheit versetzt. Lady Janet dagegen wartete nach wie vor geduldig ab — und sollte es noch eine ganze Woche dauern.

Julian nahm seine Zuflucht zu einer der alltäglichsten Redensarten.

»Ich muss Sie bitten, Lady Janet«, sagte er, »meiner Dankbarkeit versichert zu sein, mich jedoch zunächst entschuldigen zu wollen.«

Sie hatte bis dahin ihre beringten Finger streichelnd über das Fell der Katze auf ihren Schoß gleiten lassen; bei den letzten Worten fuhr sie plötzlich mit der Hand gegen den Strich der Haare — ihre sonst unerschöpfliche Geduld war zu Ende.

»Ungemein höflich, ohne alle Frage«, sagte sie. »Es fehlte nur noch, dass Sie hinzusetzten: Mister Julian Gray empfiehlt sich Lady Janet Roy und bedauert, verhindert zu sein — Julian!« rief die alte Dame, ihre sonstige Beherrschung hintansetzend, aus und stieß die Katze von ihrem Schoß herab. — »Julian, treiben Sie kein Spiel mit mir! Ich weiß, es ist nichts anderes, Ihr Benehmen beweist es mir, Sie meiden mein Haus. Ist Ihnen darin irgend jemand unangenehm? Haben Sie etwas gegen mich?«

Julians Gebärde sagte ihr, dass davon gar nicht die Rede sein könne. Die beleidigte Katze krümmte ihren Rücken, schlich schweifwedelnd zu dem Kamin und ließ sich vor demselben auf dem Teppich nieder.

Lady Janet gab nicht nach. »Ist es Grace Roseberry?« fragte sie weiter.

Nun verlor auch Julian die Geduld. Er stand plötzlich auf und sagte mit erhobener Stimme:

»Sie wollen es durchaus wissen. Ja denn, es ist Miss Roseberry?«

»Sie ist Ihnen unangenehm?« brach Lady Janet ärgerlich und überrascht aus.

Julian hielt sich nun nicht länger zurück: »Wenn ich sie ferner sehen sollte«, antwortete er, und dabei schoss in seine sonst so blassen Wangen die Röte leidenschaftlicher Erregung, »so würde ich zum unglücklichsten Menschen dieser Erde. Ich kann ihr nicht mehr gegenüber stehen, ohne damit meinen Jugendfreund, dessen Gattin sie wird, zu betrügen. Lassen Sie uns daher für immer getrennt sein. Wenn Ihnen an meiner Seelenruhe etwas gelegen ist, lassen Sie uns getrennt sein.«

Lady Janet erhob ihre Hand in unaussprechlichem Erstaunen empor und fragte mit unverhohlener Neugierde.

»Sie sind doch nicht in Grace verliebt?«

Julian sprang von seinem Stuhl auf und schritt durch das Zimmer. Dabei störte er die vor dem Kamin liegende Katze in ihrer Behaglichkeit, so dass sie sich aus dem Zimmer schlich.

»Ich kann es wirklich nicht sagen«, sagte er, »ich bin mir selbst nicht klar. Sie hat ein Gefühl in mir erweckt, wie dies bisher noch kein weibliches Wesen getan. Ich habe in der Hoffnung, sie vergessen zu können, Ihre Einladung abgelehnt, habe die Gelegenheit, nach dem Kontinent zu reisen, bloß deshalb aufgegriffen — und alles umsonst. Ich denke Tag und Nacht an sie; überall höre und sehe ich sie; sie ist wie ein Teil meines eigenen Ichs und das Leben ohne sie scheint mir ganz undenkbar. Meine ganze Willenskraft ist dahin. Ich nahm mir heute morgen vor, Ihnen zu schreiben und nicht mehr in dieses Haus zurückzukehren; jetzt bin ich doch da und suche mich mit elenden Gründen vor mir selbst zu rechtfertigen. Es sei meine Schuldigkeit, meine Tante zu besuchen, dachte ich auf dem ganzen Weg hierher, immer heimlich hoffend, sie werde dann hier hereinkommen und ich würde sie sehen. Noch in diesem Augenblicke hoffe ich es, wo ich doch weiß, dass sie die Verlobte Horace Holmcrofts — meines ältesten und besten Freundes ist! Bin ich ein Schurke oder ein schwachköpfiger Narr? Gott weiß es — ich nicht. Bewahren Sie mein Geheimnis, Tante, denn ich schäme mich vor mir selbst; ich dachte immer, edlerer Natur zu sein, und nun... Sagen Sie Horace nichts davon; ich muss und will es bekämpfen. Jetzt lassen Sie mich gehen.«

Er ergriff hastig seinen Hut. Lady Janet erhob sich rasch und folgte ihm; bei der Tür angelangt, vertrat sie ihm den Weg.

»Nein«, antwortete die alte Dame entschlossen, »Sie dürfen so nicht gehen. Bleiben Sie.«

Bei diesen Worten blickte sie mit geheimem, freudigem Stolz in seine lebhaft geröteten Züge — in seine großen, flammenden Augen. Noch nie war er ihr so schön erschienen. Sie ergriff seinen Arm und führte ihn zu den Sitzen, von denen sie eben erst aufgestanden waren, zurück. Ihr Verstand sagte allerdings, dass es von ihm unrecht sei, Mercy unter den gegebenen Verhältnissen mit anderen Augen als denen eines Bruders oder Freundes anzusehen;

dass dies von einem Geistlichen doppelt unrecht sei. Aber ohne Horaces heiligere Rechte zu schmälern, durfte sie sich doch gegen Julian jedes Tadels enthalten. Im Gegenteile, sie war sich innerlich bewusst, dass er — weshalb, war ihr nicht klar — während der letzten Minuten in ihrer Achtung viel eher gestiegen als gesunken war. Dazu besaß ihre Adoptivtochter wirklich so viel Liebreiz, dass es gar kein Wunder war, wenn sie für einen Mann von Julians Art zum Gegenstand der Bewunderung wurde. Nach alledem fand Lady Janet ihren Neffen weit mehr zu beklagen als zu tadeln. Und welche Tochter Evas — steckte sie nun in einer siebzehn— oder siebzigerjährigen Hülle — hätte, wenn sie ehrlich war, ein anderes Urteil fällen können? Der Mann mag was immer begehen — vom Irrtum angefangen bis zum Verbrechen — so lange eine Frau die Veranlassung dazu ist, so lange werden ihn alle Frauenherzen entschuldigen. »Setzen Sie sich«, sagte Lady Janet unwillkürlich lächelnd, »nun sprechen Sie nicht mehr so. Ein Mann, Julian, zumal ein so ausgezeichneter Mann wie Sie, sollte sich beherrschen können.«

Julian lachte bitter auf.

»Meine Selbstbeherrschung müssen Sie da oben suchen«, sagte er. »Sie gebietet darüber, nicht ich. Leben Sie wohl, Tante.«

Er stand auf. Lady Janet drückte ihn jedoch sogleich wieder auf den Stuhl nieder.

»Ich bestehe darauf, dass Sie, wenn auch nur noch einige Minuten, hier bleiben«, sagte sie. »Ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

»Betrifft es Miss Roseberry?«

»Es betrifft jenes verhasste Geschöpf, welches Miss Roseberry so heftig erschreckt hat. Sind Sie nun zufrieden?«

Julian verneigte sich und nahm seinen früheren Platz wieder ein.

»Ich tue es zwar nicht gerne«, fuhr Lady Janet fort. »Aber ich muss Ihnen begreiflich machen, dass ich nun einmal über sehr ernste Dinge mit Ihnen zu sprechen habe. Julian! Die Elende Person hat nicht bloß Grace erschreckt — sie erschreckt auch mich.«

»Warum das? Sie ist ganz ungefährlich, die Arme.«

»Arme«, wiederholte Lady Janet. »Haben Sie nicht so gesagt?«

»Ja.«

»Ist das möglich? Sie bedauern Sie noch?«

»Aus vollem Herzen.«

Bei dieser Antwort fuhr die alte Dame heftig auf. »Ich verabscheue den Mann, der gar niemand hassen kann! Weiß Gott, Julian, wären Sie ein alter Römer, ich glaube, Sie hätten sogar mit Nero Mitleid.«

»Gewiss«, antwortete Julian beistimmend., »Alle Sünder, teure Tante, sind minder oder mehr erbarmungswürdige Geschöpfe. Nero muss deshalb einer der unglücklichsten Menschen der Erde gewesen sein.«

»Unglücklich!« rief Lady Janet aus. »Nero unglücklich! Ein Mann, der, wie dieser bloß zu seinem Vergnügen plündern, morden und Städte in Brand stecken ließ — ist nur unglücklich? Vielleicht noch weniger? Wenn die moderne Philantropie anfängt, den Nero in Schutz zu nehmen, so hat sie es wirklich schon weit gebracht. Dann wird es demnächst wohl heißen, die blutdürstige Königin Marie sei nur ein mutwilliges Kind gewesen, und der unglückliche Heinrich der Achte habe sich bloß bestrebt in Ausübungen häuslicher Tugenden die höchste Vollkommenheit zu erreichen. — Ich kann übrigens nicht leiden, wenn man von dem eigentlichen Gesprächsthema abkommt! Wovon sprachen wir vorhin nur gleich? Sie bleiben nie dabei, Julian; Sie haben wirklich, ich möchte fast sagen, Ihren Verstand verloren. Bei Gott! Ich habe vergessen, was ich Ihnen sagen wollte. Nein, ich will auch gar nicht daran erinnert sein. Ich bin zwar eine alte Frau, aber deswegen doch noch nicht zum Kinde geworden! Was sitzen Sie da und starren vor sich hin? Haben Sie denn nichts von sich zu erzählen? Haben Sie das Reden verlernt?«

Julians glückliches Temperament und seine genaue Kenntnis des Charakters seiner Tante befähigten ihn vollkommen, die drohenden Gewitterwolken zu zerteilen. Er wollte sie unmerklich auf das vergessene Thema zurückleiten und dies durch geschicktes Anknüpfen an seine bisher noch nicht vorgebrachten Mitteilungen — in Betreff seiner Erlebnisse auf dem Kontinent.

»Ich habe Ihnen viel zu sagen, Tante«, erwiderte er. »Sie haben

noch nichts von meiner Reise gehört.«

Lady Janet ging richtig darauf ein.

»Ich wusste es, dass wir etwas vergessen hatten«, sagte sie.
»Jetzt sind Sie schon so lange da und haben noch kein Wort davon erzählt. Fangen Sie an.«

Langsam begann Julian.

9.

Spätere Ereignisse werfen ihren Schatten voraus

»Ich ging, wie ich es Ihnen in meinem Briefe bereits angekündigt hatte, zunächst nach Mannheim und erfuhr dort alles, was der Konsul und die Hospitalsärzte überhaupt wussten; es war nichts neues. Sie gaben mir die Richtung an, in welcher ich jenen Wundarzt, der die Fremde operiert hatte, zu finden hoffen konnte, und ich reiste sogleich dahin ab, um von ihm mehr zu erfahren. Er konnte mir aber in Betreff der Identität der Person keine Auskunft geben, da er sie gar nicht weiter kannte; dagegen machte er mir eine wichtige Mitteilung bezüglich ihres Geisteszustandes, und zwar dahingehend, dass er einen gleichen Fall an einem in der Schlacht von Solferino verwundeten Soldaten operiert habe, welcher durch die Operation zwar vom Tode gerettet worden, aber irrsinnig geblieben ist. Das ist jedenfalls schon ein nicht unwichtiger Gewinn; finden Sie nicht auch, Tante?«

Lady Janet hatte kaum noch Zeit gehabt, ihre gewöhnliche Stimmung wiederzugewinnen.

»Er mag recht wichtig für Leute sein«, antwortete sie, »welche zweifeln, dass Ihre bedauernswerte Schutzbefohlene überhaupt verrückt ist. Ich bezweifle dies nicht — und somit finde ich Ihren ganzen Bericht unsäglich langweilig. Kommen Sie zu Ende. Haben Sie Mercy Merrick entdeckt?«

»Nein.«

»Haben Sie etwas von ihr gehört?«

»Nichts. Überall stieß ich auf Hindernisse. Die französische Ambulanz war in Folge der Niederlagen Frankreichs aufgelöst. Die französischen Verwundeten befanden sich in deutscher Gefangenschaft, aber niemand wusste wo, und der französische Wundarzt war in einer Schlacht gefallen. Seine Unterärzte hatten

sich — wahrscheinlich, um sich zu verbergen — nach allen Richtungen zerstreut. Ich begann schon an jedwedem Erfolge meiner Bemühungen zu verzweifeln, als mir der Zufall zwei preußische Soldaten in den Weg führte, welche damals gleichzeitig in dem französischen Häuschen gewesen waren. Sie bestätigten, was ich von dem deutschen Chefarzt und Horace bereits gehört hatte: dass sie keine schwarzgekleidete Krankenpflegerin dort gesehen hatten. Die Preußen fügten noch hinzu, dass, wenn eine solche überhaupt da gewesen wäre, sie doch keinesfalls die Verwundeten würde verlassen haben, da sie ja durch das Kreuz der Genfer Konvention von vorneherein geschützt war. Keine Wärterin, die dieses Ehrenzeichen trug, hätte die Verwundeten dem Feinde preisgegeben.«

»Kurz und gut«, warf Lady Janet dazwischen, »es gibt keine Mercy Merrick?«

»Ich kann mir nichts anderes denken«, sagte Julian, »ausgenommen, der englische Arzt hat darin recht, dass sie selbst Mercy Merrick ist.«

Lady Janet erhob die Hand zu einer Einwendung.

»Sie und der Arzt glauben beide, diese Angelegenheit zu Ihrer beider vollkommenen Zufriedenheit ergründet zu haben«, sagte sie. »Aber etwas haben Sie dabei immer unberücksichtigt gelassen.«

»Und das ist?«

»Sie sprechen fortwährend von der wahnsinnigen Behauptung jener Person, dass Grace die gesuchte Wärterin und sie selbst Grace sei. Aber Sie erklärten dabei nicht, wie jene bei alledem zuerst auf diesen Gedanken gekommen ist; wie sie meinen Namen erfahren haben mag, und schließlich, woher sie so genau Gracens Papiere und ihre Verhältnisse kennt. Das sind Dinge, die ein Wesen von meinem gewöhnlichen Verstande sehr in Erstaunen setzen. Weiß Ihr gescheiter Freund auch dies zu erklären?«

»Wollen Sie wissen, was er mir heute morgen gesagt hat?«

»Brauch es lange, es zu wiederholen?«

»Ungefähr eine Minute.«

»Da bin ich angenehm überrascht. Fahren Sie also fort.«

»Sie wollen wissen, wie sie Ihren Namen erfahren und von Miss Roseberrys Verhältnissen Kenntnis erhalten hat«, nahm Julian das Gespräch wieder auf. »Der Arzt meint, auf eine oder die andere Weise: Entweder hat ihr Miss Roseberry, so lange beide Frauen allein in dem Häuschen waren, von Ihnen und ihren eigenen Angelegenheiten erzählt, oder die Fremde hat heimlich einen Einblick in Miss Roseberrys Papiere gewonnen. Sind Sie so weit einverstanden?«

Zum ersten Male fand jetzt Lady Janet die Sache interessant.

»Vollkommen«, sagte sie. »Ich kann mir sehr gut denken, dass Grace unvorsichtigerweise Dinge erwähnt hat, welche eine ältere und klügere Person für sich behalten hätte.«

»Sehr gut. Glauben Sie nun auch, dass sehr wahrscheinlich die Fremde mit dem Gedanken an Miss Roseberry und deren Verhältnisse im Kopf von der Granate getroffen wurde? Sie halten dies für möglich? Gut! Was geschieht aber nachher? Die Verwundete wird durch eine Operation wieder zum Leben gebracht und liegt in einem Mannheimer Hospital. Da verfällt sie in ein Delirium, während dessen der Gedanke an Miss Roseberry zur fixen Idee wird, und jetzt äußert sie dieselbe in dieser wunderlichen Form. Sie bleibt dabei und verharrt infolgedessen bei der Verwechslung beider Personen. Sie hält sich für Miss Roseberry und erklärt diese für Mercy Merrick. Das ist die Ansicht des Doktors. Was sagen Sie dazu?«

»Sie ist zwar sehr geistvoll, aber ich bin doch nicht damit zufrieden. Ich glaube —«

Lady Janet besann sich — und sprach ihren Gedanken nicht aus. Sie erhob ein zweites Mal die Hand zum Zeichen, dass sie anderer Meinung sei.

»Haben Sie noch Einwendung zu machen?« forschte Julian.

»Seien Sie doch still!« rief die alte Dame. »Sonst vergesse ich es wieder.«

»Was denn, Tante?«

»Das, was ich Ihnen schon vor einer Ewigkeit habe sagen wollen. Ich habe es jetzt gefunden, es fängt mit einer Frage an. Lassen Sie den Doktor sein, ich habe genug von ihm! Wo hält sich Ihr beklagenswerter Schützling — ich nenne sie eine verrückte, elende Person — jetzt auf? Ist sie noch in London?«

»Ja.«

»Und sie geht noch immer frei umher?«

»Ihre Hauswirtin, bei der sie wohnt, wacht über sie.«

»Das ist recht schön. Aber antworten Sie mir jetzt. Wie kann es ihr unmöglich gemacht werden, jemals wieder in dieses Haus zu gelangen — weder offen noch heimlich. Wie soll ich Grace, wie soll ich mich selbst vor ihr schützen?«

»Und darüber wollten Sie mit mir sprechen?«

»Nur darüber.«

Beide waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, dass sie nicht bemerkt hatten, wie eine Männergestalt von draußen in den Wintergarten eingetreten war. Als diese jetzt mitten durch Blumen und Pflanzen auf den weichen, indischen Matten geräuschlos näher kam, erkannte man in ihr Horace Holmcraft. Er blieb vor dem Speisezimmer stehen und blickte forschend nach dem Unbekannten hin, welcher, ihm den Rücken kehrend, neben Lady Janet saß. Nach einer Weile sprach der Fremde; bei dem Klag seiner Stimme erkannte Horace sofort, dass es Julian war. Er blieb trotzdem noch stehen; die Eifersucht machte ihn argwöhnisch und neugierig, was Lady Janet allein wohl mitzuteilen habe, und so wollte er abwarten, ob sein Verdacht begründet sei.

»Weder Sie noch Miss Roseberry, brauchen sich irgendwie vor dem armen Geschöpf zu fürchten«, fuhr Julian fort. »Ich habe großen Einfluss auf sie — und habe ihr bereits vorgestellt, dass es ganz umsonst wäre, noch einmal hierher zu kommen.«

»Entschuldigen Sie«, warf Horace an der Tür des Wintergartens stehend, dazwischen. »Sie scheinen das nicht getan zu haben.«

Was er vorhin gehört, war genug gewesen, um seinen Verdacht zu zerstreuen. Dazu bot sich ihm gerade jetzt eine gute Gelegenheit,

um sich einzuführen, und so trat er mit diesen gegen Julian gerichteten Worten ein.

»Guter Gott, Horace«, rief Lady Janet aus. »Woher kommen Sie, was führt Sie hierher?«

»Ich erfuhr von dem Torwarter, dass Sie mit Grace gestern Abend zurückgekehrt sind. Und so trat ich gleich hier durch den Garten herein.« Sich an Julian wendend, fuhr er fort: »Die Person, von der Sie soeben sprechen, ist — in Lady Janets Abwesenheit — bereits hier gewesen.«

Lady Janet blickte rasch auf Julian. Dieser machte eine abwehrende Bewegung und sagte: »Unmöglich; das muss ein Irrtum sein.«

»Es ist kein Irrtum«, versetzte Horace. »Ich wiederhole, was mir eben der Torwarter gesagt hat. Er verschwieg es Lady Janet, um sie nicht zu beunruhigen; erst vor drei Tagen war die Person da und wollte durchaus wissen, wohin die Damen gereist seien. Natürlich hat er es ihr nicht gesagt.«

»Hören Sie, Julian?« sagte Lady Janet.

Dieser war jedoch darüber weder erzürnt, noch verletzt. Sein Gesicht drückte vielmehr in diesem Augenblicke tiefe Betrübniß aus.

»Seien Sie ganz unbesorgt«, sagte er ruhig zu seiner Tante. »Wenn sie Sie oder Miss Roseberry noch einmal belästigen sollte, so steht es bei mir, sie fernerhin unschädlich zu machen.«

»Wie wollen Sie das?« fragte Lady Janet.

»Ja wirklich, wie wäre das möglich?« wiederholte Horace. »Wenn wir sie der Polizei übergeben, so setzen wir uns dem öffentlichen Gerede aus.«

»Ich habe alles so vorbereitet, dass jedes Aufsehen dabei vermieden wird«, antwortete Julian, und während dieser Worte nahm sein Gesicht einen noch traurigeren Ausdruck an. »Bevor ich heute hierher kam, hatte ich eine Besprechung mit dem Polizeichef jenes Stadtviertels und habe auf der nächstgelegenen Polizeistation bereits meine Anordnungen getroffen. Auf Vorweisung meiner Karte wird von dort ein verlässlicher, gewöhnlich gekleideter Mann an die

angegebene Adresse abgeschickt, und dieser führt sie dann in aller Ruhe ab. Der Chef wird sie auf seinem Zimmer verhören, und die Beweise prüfen, welche ich für die Behauptung, dass sie nicht zurechnungsfähig sei, vorbringe. Der Gerichtsarzt berichtet weiter von amtswegen, und das Gesetz bringt sie in den entsprechenden Gewahrsam.«

Lady Janet und Horace blickten einander in maßlosem Erstaunen an. Julian war nach ihrer Ansicht der Letzte, dem ein solch harter Schritt zuzutrauen gewesen wäre.

Die Tante bestand darauf auf einer näheren Erklärung.

»Warum sagen Sie mir erst jetzt, dass Sie diese Vorsichtsmaßregeln getroffen haben?« fragte sie.

Julian antwortete offen, aber traurig.

»Ich hoffte, liebe Tante, dass es nicht nötig sein würde, zum Äußersten zu schreiten. Sie zwingen mich, Ihnen zu bekennen, dass sowohl mein Rechtsfreund als auch der Doktor, welche ich beide heute schon gesprochen habe, Ihrer Ansicht sind und glauben, dass man die Person sich nicht selbst überlassen kann. Nur auf das Drängen dieser beiden hin bin ich zu dem Polizeichef gegangen. Sie wiesen mir nach, dass das Resultat meiner Nachforschungen — wenn auch in anderer Beziehung unbefriedigend — doch die Annahme bestätigt habe, dass der Geist des armen Geschöpfes gestört sei. Ich konnte dem unmöglich widersprechen und war deshalb gezwungen, die von dem Rechtsfreund und dem Doktor als notwendig erkannten Maßregeln zu ergreifen. Ich habe meine Pflicht getan — mit widerstrebendem Herzen. Es ist gewiss eine Schwäche von mir, der Gedanke ist mir unerträglich, dass dieses unglückliche Wesen mit Härte behandelt werden soll. Ihr Zustand ist hoffnungslos und ihre Lage wirklich verzweifelt!«

Seine Stimme stockte. Er wandte sich plötzlich ab und nahm seinen Hut.

Lady Janet folgte ihm und sprach an der Tür einige Worte mit ihm. Horace lächelte höhnisch und stellte sich an den Kamin, um sich am Feuer zu wärmen.

»Sie gehen fort, Julian?«

»Ich suche den Torwarter auf, um ihm für den Fall, dass er sie wieder sehen sollte, einen Auftrag zu geben.«

»Sie kommen doch wieder?« Ihre Stimme sank zum Geflüster herab. »Es ist wirklich nötig, Julian, dass Sie jetzt hier bleiben.«

»Ich verspreche es Ihnen, Tante, nicht eher fortzugehen, als bis ich Sie vollkommen in Sicherheit weiß. Sollten Sie oder Ihre Adoptivtochter noch einmal durch die Unglückliche in Schrecken versetzt werden, so schicke ich — darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort — zur Polizei, wenn es mir auch noch so schwer fällt.« Auch er dämpfte bei den folgenden Worten seine Stimme. »Unterdessen erinnern Sie sich meines Geständnisses und lassen Sie mich um meinetwillen so wenig als möglich von Miss Roseberry sehen und hören. Kann ich Sie bei meiner Rückkunft wieder hier treffen?«

»Ja.«

»Allein?«

Er legte in Blick und Ton ein besonderes Gesicht auf dieses Wort. Lady Janet verstand ihn.

»Sind Sie denn wirklich«, flüsterte sie, »so ernsthaft in Grace verliebt?«

Julian legte die eine Hand auf den Arm seiner Tante und mit der anderen deutete er auf Horace, der — ihnen den Rücken zugekehrt — am Kamin stand und seine Füße auf dem Gitter davor warmte.

»Nun?« fragte Lady Janet.

»Nun«, wiederholte Julian lächelnd, aber dabei eine Träne im Auge zerdruckend. »Noch keinen Menschen habe ich so beneidet wie ihn.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

10.

Mercys Gewissensbisse

Horace, der sich einstweilen genügend erwärmt hatte, verließ seinen Platz am Kamin und — fand sich allein mit Lady Janet.

»Kann ich Grace sehen?« fragte er.

Der leichte Ton, mit welchem er diese Frage stellte — es war, als betrachtete er Grace als ihm ausschließlich angehörend — berührte Lady Janet unangenehm. Zum ersten Male verglich sie ihn jetzt mit Julian — und Horace verlor dabei bedeutend. Er war reich, aus einer alten Familie und besaß einen unbescholtenen Charakter. Aber Julian besaß dafür einen starken Geist und ein edles Herz; er war von ihnen beiden der wahre Mann.

»Es kann niemand zu ihr«, antwortete Lady Janet, »auch Sie nicht!«

Sie sagte dies in einem scharfen Tone — mit einem Anfluge von Ironie. Allein Horace war ein echter Repräsentant der modernen männlichen Jugend, der von der Natur mit Gesundheit und einem unabhängigen Vermögen ausgestatteten Jugend, welche es sich niemals einfallen lässt, dass die Ironie sich erdreisten könnte, sie zu ihrem Stichblatt zu wählen. Er erklärte, jedoch mit vollendeter Artigkeit, mit dieser Antwort nicht ganz zufriedengestellt zu sein.

»Liegt Miss Roseberry zu Bett?« fragte er.

»Nein, sie ist auf, verlässt aber ihr Zimmer nicht, ich habe schon zweimal versucht, sie zum Herunterkommen zu bewegen, aber beidemale umsonst. — Ich glaube, was sie mir verweigert, wird sie Ihnen nicht zugestehen —«

Lady Janet hätte sicherlich noch mehrere Einwände vorgebracht; bei dem dritten Satz jedoch, den sie sprach, drang durch die halbgeöffnete Tür des Bibliothekzimmers ein Geräusch in ihr Ohr und ließ sie nicht vollenden. Horace hatte es auch gehört. Als es auf

dem Teppich näher und näher kam, erkannten sie das Rauschen eines Seidenkleides.

Jeder Engländer unter dreißig Jahren hat bei einem herankommenden, aber noch nicht genau bestimmbar Ereignis eine unwiderstehliche Neigung zum Wetten. Es drängt ihn ebenso sehr, bei einer solchen Gelegenheit zu wetten, wie beim Vorüberfliegen eines Vogels Stock oder Regenschirm, in Ermangelung eines Gewehres, in die Höhe zu heben, als wollte er ihn schießen.

»Wollen Sie wetten, Lady Janet, dass es Grace ist?« rief Horace.

Diese ignorierte den Vorschlag und richtete ihre Aufmerksamkeit nach der Tür des Bibliothekzimmers. Das Rauschen hielt einen Augenblick inne, dann wurde die Tür leicht aufgestoßen und die falsche Grace Roseberry trat herein.

Horace eilte ihr entgegen und wollte sprechen, aber er blieb plötzlich stehen — stumm vor Staunen — über die Veränderung, welche in seiner Verlobten, seitdem er sie nicht gesehen hatte, vorgegangen war. Sie sah ordentlich gebeugt aus vor Kummer, fast als wäre sie während der Zeit kleiner und schwächer geworden.

Ihr Gang war noch langsamer, und sie sprach noch weniger, noch leiser, als sonst. Wer sie vor dem verhängnisvollen Zusammentreffen mit der Fremden nicht schon gesehen hatte, meinte jetzt nichts anderes, als den Schatten einer einstigen Schönheit vor sich zu haben. Und doch besaß sie bei alledem noch ihren früheren Liebreiz; die edle Haltung des Kopfes, die schönen, ausdrucksvollen Augen, das zarte Ebenmaß der Gesichtszüge, die natürliche Grazie in jeder Bewegung — mit einem Worte jene unvergängliche Schönheit, welche durch keine Leiden zerstört, ja nicht einmal durch Jahre verringert werden kann.

Lady Janet trat zu ihr und ergriff mit herzlicher Freundlichkeit ihre beiden Hände.

»Seien Sie zum ersten Male wieder bei uns willkommen, liebes Kind! Sie sind mir zuliebe heruntergekommen, nicht wahr?«

Sie neigte stumm bejahend den Kopf. Lady Janet fuhr, auf Horace deutend, fort »Da ist jemand, der sich schon sehr nach Ihnen

gesehnt hat, Grace!«

Sie blickte noch nicht auf. Ihre Augen hafteten auf einem kleinen Arbeitskorb, den sie am Arme hängen hatte und in welchem allerlei farbige Wollen lagen. »Ich danke Ihnen, Lady Janet, und auch Ihnen, Horace«, sagte sie mit schwacher Stimme.

Horace legte ihren Arm in den seinen und führte sie zum Sofa hin. Sie schrak zusammen, als sie sich niederließ und im Zimmer umsaß; seit jenem Tage, an welchem sie der Totgeglaubten und nun wieder Auferstandenen Aug' in Auge gegenüber gestanden, hatte sie es nicht mehr betreten.

»Warum sind Sie hier hereingekommen, liebes Herz?« fragte Lady Janet. »Im Wohnzimmer ist es wärmer, das wäre für Sie besser gewesen.«

»Ich sah einen Wagen vor dem Hause stehen und fürchtete daher, dort Besuch zu finden.«

Bei diesen Worten trat der Diener ein und meldete auch schon die Ankunft einiger Bekannten. Lady Janet seufzte gelangweilt auf. »Ich muss gehen, allein ich werde trachten, sie bald los zu werden«, sagte sie, sich in das Unvermeidliche fügend. »Was tun Sie indessen, Grace?«

»Ich bleibe hier, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Und ich leiste Ihnen Gesellschaft«, fügte Horace hinzu.

Lady Janet zauderte einen Augenblick. Sie hatte ihrem Neffen versprochen, hier mit ihm zusammenzutreffen, wenn er zurückkam, und zwar mit ihm allein zusammenzutreffen. Würde sie wohl auch bis dahin im Stande sein, ihren Besuch abzufertigen und Grace im Wohnzimmer unterzubringen? Julian hatte bis zu der Behausung des Torwärters ungefähr zehn Minuten zu gehen und musste diesem seine Instruktionen beibringen. Sie hatte somit genügend Zeit. Mercy freundlich zunickend, schritt sie zum Zimmer hinaus und ließ diese mit ihrem Verlobten allein.

Horace nahm den leeren Platz auf dem Sofa ein. So weit es bei seinem Charakter überhaupt möglich war, sich jemand hinzugeben, war er gegen Mercy hingebend. So sagte er. »Es tut mir wehe, zu sehen, wie schwer Sie gelitten haben.« Dabei blickte er mit

aufrichtiger Bekümmernis in ihr Gesicht. »Suchen Sie den ganzen Vorfall zu vergessen«, fuhr er fort.

»Das tue ich ohnedies. Denken Sie viel daran?«

»Teure Grace, die Sache ist zu schändlich, als dass man noch weiter daran denken könnte.«

Sie stellte den Arbeitskorb auf ihren Schoß und ließ ihre müßigen Finger zerstreut die Wollen darin auseinander lesen.

»Haben Sie Mister Julian Gray gesehen?« fragte sie plötzlich.

»Ja.«

»Was sagt er dazu?« Sie blickte Horace zum ersten Male fest und forschend in das Gesicht. Dieser half sich mit einer Ausflucht.

»Ich habe ihn wirklich nicht um seine Meinung befragt«, sagte er.

Leise seufzend senkte sie ihre Augen wieder auf den Korb vor ihr, überlegte ein wenig und fuhr dann fort

»Warum ist Mister Julian Gray die ganze Woche nicht hier gewesen? Die Dienstleute sagen, er sei verreist gewesen. Ist das wahr?«

Da es nutzlos war, dies leugnen zu wollen, so antwortete Horace bejahend.

Ihre Finger hielten in dem unruhigen Durchwühlen der Wollen plötzlich inne; ihr Atem wurde sichtbar rascher. Was konnte Julian Gray im Auslande zu tun gehabt haben? Sollte er gewisse Nachforschungen wegen dahin gegangen sein? Sollte er als der einzige von allen, welche die fürchterliche Begegnung mit angesehen hatten, auf sie Verdacht geworfen haben? Ja! Er besaß den größten Scharfsinn und als Geistlicher — als ein Londoner Geistlicher dazu — eine reiche Erfahrung in Betrügereien und Verbrechen und kannte genug solcher Unglücklichen, die sich deren schuldig gemacht hatten. Ja, es war kein Zweifel mehr, Julian hegte Verdacht gegen sie!

»Wann kehrt er zurück?« fragte sie so leise, dass Horace es kaum hörte.

»Er ist bereits gestern Abend zurückgekehrt.«

Ein schwacher Anflug von Röte drang allmählich in ihr bleiches

Gesicht. Sie stellte den Korb plötzlich weg und schlang die Hände ineinander, um ihr Zittern zu verbergen, ehe sie weiter sprach.

»Wo ist« — sie hielt inne und suchte ihrer Stimme Festigkeit zu verleihen — »wo ist die Fremde«, begann sie von neuem, »welche mich hier so erschreckt hat?«

Horace war rasch bemüht, sie darüber zu beruhigen. »Sie kommt nicht wieder«, sagte er. »Sprechen Sie nicht von ihr! Denken Sie gar nicht an sie!«

Sie schüttelte den Kopf. »Etwas möchte ich wissen«, fuhr sie beharrlich fort. »Wie ist Mister Julian Gray mit ihr bekannt geworden?«

Darauf war die Antwort nicht schwer. Horace erwähnte des Konsuls in Mannheim und seines Empfehlungsschreibens. Sie hörte aufmerksam zu und sprach die folgenden Worte mit lauterer, festerer Stimme.

»So hat sie Mister Julian Gray — bis dahin gar nicht gekannt?«

»Nein«, erwiderte Horace. »Aber jetzt reden Sie nicht weiter von ihr! Ich verbiete Ihnen das ganze Gespräch. Kommen Sie, teuerste Grace!« sagte er, ihre Hand fassend, zärtlich auf sie herabgebeugt. »Seien Sie guten Mutes! Wir sind jung — wir lieben einander — jetzt ist nicht die Zeit zum Unglücklichsein!«

Ihre Hand wurde plötzlich eiskalt und begann in der seinen zu zittern; ihr Kopf sank müde auf die Brust herab. Horace stand erschreckt auf.

»Ihre Hand ist ganz kalt — es ist Ihnen nicht wohl«, sagte er. »Soll ich Ihnen Wein bringen und das Feuer schüren?«

Auf dem Frühstückstisch standen noch die gefüllten Flaschen und Horace drang darauf, dass Mercy etwas Wein nähme. Sie nippte nur davon, aber es genügte, um ihre gesunkenen Körper— und Geisteskräfte aufzurichten und neu zu beleben. Er beobachtete sie ängstlich, ohne jedoch damit ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und schritt dann zum Kamin am anderen Ende des Zimmers, um das verlöschende Feuer wieder anzufachen. Ihre Augen folgten ihm tränenlos mit einem Ausdrucke starrer Verzweiflung. »Seien Sie guten Mutes«, wiederholte sie für sich flüsternd. »Mein Mut! Ach

Gott!« Sie blickte traurig auf all die Schönheit und Pracht, die sie rings umgab, gerade, als wollte sie von diesem gewohnten, ihr lieb gewordenen Orte Abschied nehmen; dann fiel ihr Blick auf das reiche Kleid, welches sie trug — es war ein Geschenk von Lady Janet. Sie gedachte der Vergangenheit und dachte an die Zukunft. Sollte sie — die Adoptivtochter Lady Janets, die Verlobte Horace Holmcrofts — demnächst wieder eine Bewohnerin des Besserungshauses werden, oder in den Straßen herumirren? Bei dem Gedanken daran bemächtigte sich ihrer plötzlich eine stumpfe Gleichgültigkeit, das letzte Stadium der Verzweiflung. Horace hatte recht! Warum sollte sie nicht guten Mutes sein und die ihr noch gegönnte Zeit benützen? Immer näher kam die letzte Stunde, welche sie unter diesem Dach erleben durfte; warum sollte sie nicht noch alle Annehmlichkeit ihrer erstohlenen Stellung genießen, so lange es ihr möglich war? »Abenteurerin!« raunte ihr der böse Dämon in die Ohren, »bleibe, was du bist. Fort mit allen Gewissensbissen! Sie sind ein Luxus, den sich nur ehrliche Frauen gönnen dürfen.« Sie ergriff hastig, von einem neuen Einfall durchzuckt, den Korb mit den Wollen. »Ziehen Sie an der Glocke«, rief sie Horace zu, der noch an dem Kamin stand.

Er drehte sich verwundert um. Ihre Stimme klang so völlig verändert, dass er hätte glauben können, eine fremde Person habe soeben gesprochen.

»Ziehen Sie an der Glocke!« wiederholte sie. »Ich habe meine Arbeit oben vergessen und muss sie haben, wenn Sie anders haben wollen, dass ich gut aufgelegt sein soll.«

Ohne den Blick von ihr abzuwenden, zog Horace mechanisch an der Glocke. Einer der Bedienten trat hinein.

»Gehen Sie hinauf und verlangen Sie von meinem Mädchen meine Arbeit«, sagte sie scharf. Der Ton, in dem sie sprach, überraschte sogar den Diener. Es war sonst ihre Gewohnheit, sämtliche Dienstleute mit Sanftmut und Rücksicht zu behandeln und sie hatte eben dadurch längst aller Herzen gewonnen. »Haben Sie gehört?« fragte sie ungeduldig. Der Diener verbeugte sich und ging, um seinen Auftrag zu besorgen. Sie wandte sich mit flammenden

Augen und fieberhaft geröteten Wangen zu Horace.

»Es ist doch angenehm«, sagte sie, »wenn man zu der höheren Klasse der Gesellschaft zählt. Arme Frauen haben keine Zofe, die ihnen beim Anziehen behilflich ist, und keinen Bedienten, den sie um etwas schicken können. Unter fünftausend Pfund jährlich kann man gar nicht leben, finden Sie nicht auch, Horace?«

Der Diener kam zurück und überreichte ihr einen Streifen Wollenstickerei. Sie nahm ihn mit vornehmer Nachlässigkeit in Empfang und befahl, ihr einen Schemel zu bringen. Der Diener gehorchte. Sie warf die Arbeit unmutig auf das Sofa und sagte: »Eigentlich — ich habe es mir anders überlegt — habe ich keine Lust zu arbeiten. Nehmen Sie das Ding wieder mit hinauf.« Der wohldressierte Diener war zwar im stillen verwundert, allein er gehorchte schweigend. Horace näherte sich ihr wortlos und höchlichst erstaunt, um sie genauer ins Auge zu fassen. »Was sehen Sie denn so ernst aus!« rief sie mit leichtfertiger, erkünstelter Unbefangenheit. »Ist es Ihnen vielleicht nicht recht, wenn ich müßig bin? Ich tue, was Sie wollen! Ich brauche ja deswegen nicht auf und ab zu gehen. Ziehen Sie noch einmal an der Glocke.«

»Liebe Grace«, sagte Horace in ernstem Ton, »Sie sind ganz im Irrtum. Ich habe gar nie an Ihre Arbeit gedacht.«

»Das macht nichts; es beweist zu viel Unbeständigkeit, wenn ich zuerst meine Arbeit holen lassen, und sie dann wieder zurückschicke. Ziehen Sie an der Glocke.«

Horace stand unbeweglich und blickte sie an. »Grace!« sagte er, »was hat Sie plötzlich so verändert?«

»Wie soll ich das wissen?« warf sie nachlässig ein. »Sie sagten mir doch zuvor selbst, ich sollte guten Mutes sein? Wollen Sie nun an der Glocke ziehen? Sonst tue ich es.«

Horace willfahrte ihrem Wunsch und schritt, die Stirne runzelnd, zu der Glocke hin. Er war einer von denen, welcher von jeder neuen Erscheinung unangenehm berührt werden; dies Wesen war ihm neu an ihr. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er ein gewisses Mitgefühl für den unverdrossenen Diener, der eben wieder hereintrat.

»Bringen Sie mir meine Arbeit wieder, ich habe es mir anders überlegt.« Bei diesem kurzen Befehl lehnte sie sich vornehm auf die Sofakissen zurück und schwang eines der Wollknäuel nachlässig tändelnd in der Luft. »Ich habe die Beobachtung gemacht, Horace«, fuhr sie fort, als sich die Tür hinter dem geduldigen Boten geschlossen hatte, »dass nur Leute unseres Ranges gute Dienstleute haben können. Haben Sie bemerkt, wie nichts diesen Menschen aus der Fassung zu bringen vermag. Ärmeren Leuten gegenüber wäre er sicherlich unverschämt geworden; ein Mädchen — für alles — hätte sich gewiss eine Bemerkung über meine Sinnesänderung erlaubt.« — Die Arbeit ward wieder zurückgebracht. Diesmal nahm sie sie dankend in Empfang und entließ den Überbringer mit einem herablassenden Lächeln. »Haben Sie Ihre Mutter lange nicht gesehen, Horace?« fragte sie, sich plötzlich aufrichtend und eifrig mit der Arbeit beschäftigt.

»Gestern war ich bei ihr«, gab er zur Antwort.

»Ich hoffe, sie begreift, dass ich in diesem leidenden Zustand sie nicht besuchen kann, und ist deshalb nicht verletzt?«

Horace gewann seine Ruhe wieder. Es schmeichelte ihm, Mercy von seiner Mutter in so ehrerbietigen Worten reden zu hören. Er nahm seinen früheren Platz auf dem Sofa wieder ein.

»Verletzt!« antwortete er lächelnd. »Nicht im geringsten, teure Grace. Im Gegenteile, sie grüßt Sie vielmals, und, was noch mehr ist, sie hat schon ein Hochzeitsgeschenk für Sie bereit.«

Mercy schien plötzlich ganz in ihre Arbeit vertieft; sie beugte ihr Gesicht darauf herab, so dass Horace es nicht sehen konnte. »Wissen Sie, worin es besteht?« fragte sie zerstreut in gedämpftem Ton.

»Nein. Ich weiß nur, dass es Sie erwartet. Soll ich es Ihnen heute noch bringen?«

Sie ließ diese Frage unbeantwortet und fuhr fort, emsiger an ihrer Stickerei zu arbeiten.

»Es ist noch Zeit genug dazu«, sagte Horace beharrlich. »Ich kann noch vor Tische gehen.«

Sie blieb gleichgültig und sah nicht auf. »Ihre Mutter ist so gütig

gegen mich«, sagte sie plötzlich. »Es gab eine Zeit, wo ich ernstlich fürchtete, sie halte mich nicht für würdig, Ihre Frau zu werden.«

Horace lächelte über diese Besorgnis, fühlte sich jedoch dadurch noch mehr geschmeichelt.

»Wie kindisch Sie sind!« rief er aus. »Liebes Herz, Sie sind ja mit Lady Janet Roy verwandt, und Ihre Familie ist fast ebenso alt wie die unsere.«

»Fast ebenso?« wiederholte sie. »Nur fast ebenso?«

Der flüchtige, heitere Ausdruck in seinem Gesichte verschwand. Diese Familienfrage war ein zu ernster Gegenstand, um nur so obenhin behandelt zu werden. Sein ganzes Wesen übernahm eine feierliche Stimmung, als sei es Sonntag, und er eben im Begriffe, in die Kirche zu treten.

»Wir leiten unseren Ursprung« — sagte er — »väterlicherseits bis auf die Sachsen, mütterlicherseits bis auf die Normannen zurück. Die Familie Lady Janets ist zwar auch altadelig, aber nur auf ihrer Seite.«

Mercy ließ ihre Arbeit fallen und blickte Horace voll in das Gesicht. Ihre nächste Frage betraf einen Gegenstand, der auch für sie von hoher Bedeutung war.

»Hätten Sie jemals daran gedacht, mich zu heiraten«, begann sie, »wenn ich mit Lady Janet nicht verwandt gewesen wäre?«

»Was soll diese Frage, mein Liebling? Sie sind einmal mit ihr verwandt.«

Er sollte ihr jedoch nicht so entschlüpfen.

»Nehmen Sie an, ich wäre dies nicht, sondern nur ein einfaches Mädchen gewesen, mit keiner weiteren Empfehlung als meinen persönlichen Eigenschaften. Was hätte Ihre Mutter wohl dann dazu gesagt?«

Horace suchte noch immer ausweichend zu antworten — er wusste nur nicht recht, wie.

»Weshalb stellen Sie diese Frage?«

»Weil ich darauf eine Antwort haben will. Hätte Ihre Frau Mutter es zugegeben, dass Sie ein armes Mädchen ohne Namen, nur um ihrer

selbst willen heiraten?«

Für Horace war es nunmehr unmöglich zu entrinnen; so erwiderte er.

»Wenn Sie es denn wissen wollen, so sage ich Ihnen, dass meine Mutter in einem solchen Falle ihre Zustimmung verweigert hätte.«

»Gleichviel, ob das Mädchen das vortrefflichste Geschöpf gewesen wäre?«

Es klang wie Trotz — beinahe wie eine Drohung — als sie diese Worte sprach. Horace empfand das mit Verdruss und ließ sie es merken.

»Meine Mutter würde einem solchen Mädchen die ihr gebührende Achtung gezollt, aber dabei doch nicht vergessen haben, was sie sich selbst, was sie dem Familiennamen schuldig ist.«

»Sie hätte also ‚Nein‘ gesagt?«

»Das hätte sie getan.«

»Ah!«

Dieser Ausruf klang so erzürnt und verächtlich, dass Horace auffuhr. »Was ist Ihnen?« fragte er.

»Nichts«, antwortete sie, ihre Arbeit wieder aufnehmend. — Da saß er neben ihr, den Blick ängstlich auf sie gerichtet, all seine Hoffnung für die Zukunft war auf die Vereinigung mit ihr gegründet! In einer Woche konnte sie, wenn sie wollte, als seine Gattin ein Glied jener alten, angesehenen Familie werden, von der er soeben mit so viel Stolz gesprochen. — »O!« dachte sie. »Liebte ich ihn nur nicht! Hätte ich bloß die Erinnerung an seine engherzige Mutter!«

Horace fühlte mit einigem Missbehagen, dass dieses Gespräch sie einander etwas entfremdet hatte. »Sind Sie nicht verletzt? — Gewiss nicht?« fragte er.

Sie wandte sich wieder zu ihm. Die Arbeit entfiel unbemerkt ihren Händen. Ihre großen Augen schmolzen in einem weichen, zärtlichen Blick; traurig lächelnd legte sie den einen Arm liebkosend auf seine Schulter und sagte mit einer Stimme, die deutlich ihre Sehnsucht nach einem Trosteswort von seinen Lippen verriet

»Und Sie hätten mich auch geliebt, Horace, ohne Rücksicht auf

meinen Namen?«

»Schon wieder von dem Namen!« Es war zu sonderbar, dass sie so hartnäckig davon sprach! Er blickte sie schweigend an und versuchte vergebens ihre Gedanken zu erraten.

Sie ergriff seine Hand und presste sie heftig — als wollte sie ihm die Antwort auf ihre Frage herauspressen.

»Hätten Sie mich trotzdem geliebt?« wiederholte sie.

Dem zweifachen Zauber ihrer Stimme und ihrer Berührung vermochte Horace nicht zu widerstehen. Er antwortete mit Wärme: »Unter allen Verhältnissen! Unter jedem beliebigen Namen!«

Sie legte ihren Arm um seinen Hals und sah ihm fest in die Augen. »Ist das auch wahr?« fragte sie.

»So wahr, als ein Himmel über unseren Häuptern ist!«

Sie schlürfte diese alltäglichen Worte mit gierigem Entzücken und zwang ihn, dieselbe Gesinnung noch in anderer Form auszusprechen.

»Gleichviel, wer ich war? Nur um meiner selbst willen?«

»Nur um Ihrer selbst willen.«

Sie umschlang ihn leidenschaftlich mit beiden Armen und lehnte ihren Kopf an seine Brust. »Ich liebe Sie! Ich liebe Sie! Ich liebe Sie!!!« Dabei wurde ihre Stimme immer lauter und steigerte sich zu krampfhafter Heftigkeit; dann sank sie plötzlich herab zu einem heiseren Schrei der Wut und Verzweiflung. Eben als sie Horace ihre Liebe gestand, trat das Bewusstsein ihrer wahren Stellung ihm gegenüber wie ein Gespenst vor ihre Augen; sie ließ ihn los und warf sich, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf die Sofakissen zurück. »O, verlassen Sie mich!« stöhnte sie kaum hörbar. »Gehen Sie! Gehen Sie!«

Horace versuchte, sich emporzurichten; allein sie sprang auf und schob ihn mit einer wilden Gebärde von sich zurück, als fürchte sie sich vor ihm. »Das Hochzeitsgeschenk!« rief sie, den nächstbesten Vorwand, der sich ihr darbot, ergreifend. »Sie haben sich angeboten, mir das Geschenk Ihrer Mutter zu holen. Ich halte es nicht aus, wenn ich es nicht sehe. Gehen Sie und bringen Sie es hierher!«

Horace wollte Sie beruhigen; da hätte er aber ebenso gut dem Sturm und Meer gebieten können.

»Gehen Sie«, wiederholte sie, die eine Hand auf ihre Brust gedrückt. »Mir ist nicht wohl. Das Reden greift mich an — es macht mich krank; mir wird besser werden, wenn ich allein bin. Holen Sie das Geschenk. Gehen Sie, schnell!«

»Soll ich Lady Janet rufen oder Ihre Zofe schicken?«

»Rufen Sie niemand, schicken Sie niemand. Wenn Sie mich lieb haben — verlassen Sie mich — und zwar sogleich.«

»Sehe ich Sie wieder, wenn ich zurückkomme?«

»Ja! Ja!«

Es blieb keine Wahl; er musste gehorchen. Ungern und ahnungsvoll verließ er das Zimmer.

Sie atmete erleichtert auf und fiel in den nächstgelegenen Stuhl. Wäre Horace noch einen Augenblick länger geblieben — sie fühlte und wusste es — sie hätte sich nicht mehr zurückhalten können, sondern hätte ihm die ganze fürchterliche Wahrheit bekannt. »O Gott!« dachte sie und drückte dabei die kalten Hände an ihre brennenden Augen, »könnte ich nur weinen! Jetzt würde es niemand sehen!«

Das Zimmer war leer. Sie hatte allen Grund, anzunehmen, dass sie allein sei. Dennoch lauschten zwei fremde Ohren auf jede ihrer Bewegungen und zwei fremde Augen harrten ihres Anblickes. Die dem Eingang in das Bibliothekszimmer gegenüber, Mercy im Rücken liegende Tür des Billardzimmers wurde von draußen langsam und geräuschlos geöffnet. Erst zollbreit, dann immer weiter, bis endlich eine, von einem schwarzen Handschuh umschlossene Hand und ein in Schwarz gekleideter Arm zum Vorschein kam, welcher die Tür zu bewegen schien. Nach einem kurzen Zwischenraum zeigte sich in der Türöffnung das abgezehrte, bleiche Gesicht Grace Roseberrys, wie sie verstohlen in das Speisezimmer blickte.

Ihre Augen erglänzten in rachsüchtiger Lust, als sie Mercy am oberen Ende des Zimmers allein sitzen sah. Sie öffnete die Tür allmählich immer weiter, tat einen Schritt vor und — stutzte. Von dem entfernten Ende des Wintergartens war soeben ein Laut an ihr Ohr

gedrungen.

Sie horchte — es war keine Täuschung gewesen; — sie zog sich unwillig zurück und schloss leise wieder die Tür, um nicht entdeckt zu werden. Der Laut, der sie gestört hatte, rührte, wie es schien, von zwei Männerstimmen her, welche am Ausgang des Wintergartens in den Park in gedämpftem Tone miteinander sprachen.

Wer mochten wohl die zwei Männer sein? Was würden sie zunächst tun? Entweder, sie gingen in das Wohnzimmer, oder sie zogen sich nach dem Garten zurück. Grace Roseberry harrete indessen hinter der Tür kniend, das Ohr an das Schlüsselloch gelegt der kommenden Ereignisse.

11.

Abermaliges Zusammentreffen

Nur mit sich beschäftigt, hatte Mercy weder das Öffnen der Tür noch das Gemurmel der Stimmen im Wintergarten gehört. Wie schon die ganze Woche hindurch, drängte sich ihr auch jetzt die unaufschiebbare Notwendigkeit auf, die Wahrheit zu gestehen. Sie war es Grace Roseberry schuldig und noch immer schloss ihr die Scham den Mund. Je länger sie das Bekenntnis hinausschob, desto schwerer verging sie sich an Grace. Die Arme war um ihre persönlichen Rechte betrogen worden — sie, die Verlassene, welche keine Zeugen aufrufen, nicht einmal ihre eigenen Papiere aufzeigen konnte, um ihr Recht zu beweisen. Mercys Gewissen sagte ihr dies mit unerbittlicher Strenge, aber sie besaß doch nicht den Mut, das Entsetzliche niederzukämpfen, welches sie bei dem Gedanken an das ihr drohende Geständnis überkam. Tag um Tag verging und sie schreckte noch immer vor diesem unerträglichen Gottesurteil zurück!

War es Selbstliebe, die ihr die Lippen schloss?

Sie zitterte — und jeder Mensch in ihrer Lage hätte gezittert — wenn sie des Loses gedachte, das sie erwartete: wieder in die Welt hinausgestoßen zu werden, die für sie kein Mitleid, keinen Trost hatte. Doch sie würde dies Entsetzen überwinden — sich der Verdammung haben unterwerfen können.

Nein! Es war nicht Furcht vor dem Bekenntnis selbst und vor dem, was daraus für sie entstand — es war das Grauen, welches sie davor empfand, Horace und Lady Janet zu gestehen, dass sie sie um ihre Liebe betrogen hatte.

Lady Janet wurde mit jedem Tag gütiger, Horace mit jedem Tag liebevoller gegen sie. Wie konnte sie ihnen entdecken, dass sie sie schändlich hintergangen hatte? »Ich kann es ihnen nicht sagen. Sie sind zu gut gegen mich — ich kann es nicht!« Das war während der

letzten Woche jedesmal das Ende eines solchen Kampfes gewesen, und war es auch jetzt wieder.

Das Gemurmel der Stimmen im Wintergarten verstummte einen Augenblick. Die Billardzimmertür öffnete sich abermals leise.

Mercy verharrte noch immer in derselben Stellung und wusste nicht, was um sie her vorging. In ihrer Seele spann sich jenes Selbstgespräch fort und lenkte ihre Gedanken allmählich in neue Bahnen. Zum erstenmale hatte sie den Mut, der Zukunft, und zwar von einem neuen Standpunkt aus, ins Auge zu blicken: Im Falle, sie gestände alles, oder die Beraubte fände Mittel und Wege, ihren Betrug aufzudecken, welchen Vorteil — so fragte sich Mercy Merrick — konnte ihre Schmach Grace Roseberry gewähren?

Konnte Lady Janet die Zuneigung für ihre angebliche Verwandte einfach nur auf die wirkliche übertragen? Nein! Mit allem Rechte der Welt konnte die wahre Grace nicht die Stelle der falschen einnehmen; denn die Eigenschaften, durch welche Mercy die Liebe ihrer Wohltäterin gewonnen, waren ihr ausschließliches Eigentum. Lady Janet konnte strenge Gerechtigkeit üben — allein ihr Herz an eine Fremde zu hängen, zum zweitenmal rückhaltslos einer Unbekannten zu erschließen, das stand nicht bei ihr. Grace Roseberry würde höchstens, um die Form zu wahren, als Verwandte anerkannt werden und damit wäre es abgetan.

Inwiefern konnte dies Mercy einen Trost gewähren?

Sie hegte dabei die eitle Hoffnung, ihren begangenen Betrug in anderer Art als durch das Geständnis desselben sühnen zu können.

Was war Grace Roseberry eigentlich durch sie entgangen? Nichts als das Gehalt, welches Lady Janet ihrer Gesellschafterin bezahlte. Brauchte sie also Geld, so konnte ihr ja Mercy von ihren Ersparnissen geben, was sie verlangte. War es die Stelle, aus der sie sie verdrängt, so würde sie ja alles für Grace tun, wenn diese nur in einen Vergleich willigen wollte.

Durch diese Hoffnung neu gestärkt, erhob sich Mercy aufgeregt; sie konnte die Untätigkeit nicht länger ertragen. Eben noch hatte sie bei dem Gedanken an eine abermalige Begegnung mit Grace geschaudert, jetzt sann sie auf ein Mittel, dieselbe heimlich

aufzusuchen. Sie wollte sofort zu ihr — heute noch oder spätestens morgen. Ihre Augen glitten dabei mechanisch durch das Zimmer, während ihre Gedanken sich damit beschäftigten, den richtigen Weg zur Erreichung des vorgestrebten Zieles zu finden. Ihr Blick fiel zufällig auf die Tür nach dem Billardzimmer.

War es Einbildung gewesen, oder hatte sie recht gesehen? Die Tür schien anfangs ein wenig geöffnet — dann wurde sie plötzlich leise geschlossen.

Zu gleicher Zeit, wenn sie ihr Gehör nicht trügte, meinte sie im Wintergarten Stimmen zu vernehmen.

Sie hielt inne und horchte aufmerksam. Im Wintergarten war wieder alles still. Sie schritt gegen das Billardzimmer, um sich zunächst nach dieser Seite hin zu überzeugen, ob sie sich nicht getäuscht habe; eben wollte sie die Tür öffnen — da drang der Laut von zwei Männerstimmen, sie waren jetzt ganz deutlich zu unterscheiden, in ihr Ohr. Sie konnte sogar die Worte verstehen.

»Befehlen Sie noch etwas, Sir?« fragte der eine der beiden.

»Nein, nichts mehr«, versetzte der andere.

Bei dem Klang der zweiten Stimme stutzte Mercy und errötete leise. Sie stand unschlüssig vor der Tür des Billardzimmers und wusste nicht, was sie nun beginnen sollte.

Nach einer Weile ließ sich dieselbe Stimme in geringerer Entfernung vom Speisezimmer vernehmen, wie sie vorsichtig fragte: »Tante, sind Sie da?« Keine Antwort. Zum drittenmale sprach sie jetzt »Tante, sind Sie da? Ich habe Ihnen etwas zu sagen?«

Mercy nahm ihren ganzen Mut zusammen und erwiderte: »Lady Janet ist nicht hier.« Bei diesen Worten wandte sie sich um — und stand Julian Gray gegenüber.

Sie blickten einander an, ohne ein Wort zu sprechen; für beide — aus wesentlich verschiedenen Gründen allerdings — war die Lage, in der sie sich jetzt befanden, eine höchst peinliche.

Für Julian — war das Wesen, welches vor ihm stand, die Verlobte seines Freundes, die er verbotenerweise liebte.

Für Mercy — war es der Gefürchtete, welcher durch sein

Benehmen — sie legte es sich wenigstens so aus — zeigte, dass er sie durchschaute.

Äußerlich trafen sie jetzt genau unter denselben Umständen zusammen, wie das erstemal, nur mit dem Unterschiede, dass es diesmal Julian war, welcher Miene machte, zu entfliehen. Mercy brach zuerst das Schweigen.

»Dachten Sie Lady Janet hier zu finden?« fragte sie in gezwungenem Tone.

Noch steifer erwiderte er darauf:

»Das macht nichts; ich werde ein anderesmal Gelegenheit finden, sie zu sprechen.«

Dabei zog er sich zurück. Sie trat rasch vor in der Absicht, ihn durch eine neue Frage am Fortgehen zu hindern.

Die Art, wie er ihr auszuweichen suchte, und der fremde Ton seiner letzten Worte bestärkten sie noch mehr in der irrigen Überzeugung, dass er um die Wahrheit wisse. War er wirklich, wenn auch nur teilweise in ihr Geheimnis eingedrungen, wodurch sie gänzlich von seiner Gnade abhängig wurde, so war der eben ausgedachte Versuch, Grace zu einem Vergleich zu bewegen, offenbar umsonst. Vor allem wollte sie jetzt erfahren, wie Julian Gray über sie denke. Die fürchterliche Ungewissheit darüber machte sie völlig erstarren. Sie näherte sich ihm und redete ihn mit einem matten, Mitleid erregenden Lächeln an:

»Lady Janet hat Besuche«, sagte sie. »Wollen Sie vielleicht einstweilen hier warten? Sie kehrt sogleich zurück.«

Das Bemühen, ihre innere Erregung vor ihm zu verbergen, färbte vorübergehend ihre bleichen Wangen leicht rot. Sie sah krank und abgezehrt aus; doch der Zauber ihrer Schönheit war trotz alledem zu mächtig, als dass Julian ihm hätte widerstehen können. Was er seiner Tante sagen wollte, hätte er dieser auch schriftlich mitteilen können; es war nichts weiter, als dass er mit dem Torwärtler und einem der Gärtner gesprochen und beiden Vorsicht empfohlen hatte. Seine eigene Seelenruhe, seine Verpflichtung Horace gegenüber gebot es ihm sogar, den nächstbesten Vorwand zu benutzen, um sich zu entfernen und Mercy allein, wie er sie gefunden, im Zimmer

zurückzulassen. Er machte einen schwachen Versuch, dieser Stimme zu folgen, und zauderte. Es war verächtlich von ihm, er wusste es, und doch konnte er nicht anders, er musste sie anblicken. Ihre Augen begegneten sich — im nächsten Augenblicke stand Julian im Zimmer.

»Wenn es Sie nicht stört —« sagte er verwirrt, »so nehme ich Ihren gütigen Antrag an.«

Seine Befangenheit und gewaltsame Zurückhaltung, um ihrem Anblicke auszuweichen, raubten ihr die Sprache; sie senkte die Augen zu Boden und ihr Herz pochte immer heftiger.

In ihrem Innern rief es laut, dass noch ein Blick genügen würde, um ihr, zerknirscht zu seinen Füßen, das Geständnis der vollen Wahrheit zu erpressen!

Und Julian fühlte deutlich, dass, wenn er sie nochmals ansah, die Leidenschaft ihn übermannen und er ihr seine Liebe bekennen würde!

So schob er, die Augen auf den Boden geheftet, einen Stuhl für sie hin, welchen Mercy, ebenfalls, ohne aufzublicken, mit einer leichten Verbeugung nahm. Es entstand eine Totenstille. Ein schwer zu lösendes Missverständnis übte seine Gewalt.

Mercy ergriff den nebenstehenden Arbeitskorb und gewann durch das scheinbare Ordnen der farbigen Wollen darin Zeit, um sich wieder zu sammeln. Julian stand hinter ihr und betrachtete ihren zierlich geformten Kopf mit seinem üppigen Haarwuchse. Er schalt sich einen Schwächling, einen treulosen Freund, wenn er noch länger blieb — und doch blieb er.

Während der ununterbrochenen Stille öffnete sich auf einmal wieder leise die Tür des Billardzimmers und durch den schmalen Spalt blickte das Gesicht Grace Roseberrys verstohlen herein.

Mercy, die indessen den Mut gefunden hatte, zu sprechen, bat nun Julian, sich zu setzen. Sie vermied dabei noch immer, ihn anzusehen, und machte sich deshalb mit ihrer Arbeit zu schaffen.

Er suchte nach einem Stuhle — dabei hatte er sich aber so schnell umgewendet, dass er gerade noch sehen konnte, wie sich die Tür bewegte und hastig geschlossen wurde.

»Ist jemand dort in dem Zimmer?« fragte er Mercy.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie. »Mir war vorhin schon, als sähe ich die Tür sich öffnen und wieder schließen.«

Er ging, um in dem Zimmer nachzusehen. Da fiel eines der Wollknäuel zu Boden. Er hob es auf — dann stieß er die Tür auf und warf einen Blick in das Billardzimmer. Es war leer.

Sollte jemand da gehorcht haben und nun, um nicht entdeckt zu werden, entflohen sein? Das anstoßende Raucherzimmer — die Tür in dasselbe stand gleichfalls offen — war auch leer. Ein dritter Ausgang dagegen in eine kleine Vorhalle, die nach dem Garten führte, stand offen. Julian schloss sie ab und kehrte in das Speisezimmer zurück.

»Ich kann mir nur denken«, sagte er zu Mercy gewendet, »dass die Tür des Billardzimmers nicht gehörig geschlossen war und durch die Zugluft aus der Vorhalle bewegt worden ist.«

Sie hörte die Erklärung schweigend an. Auch er schien indes nicht ganz befriedigt. Unbehaglich sah er sich im Zimmer um; dann ergriff ihn wieder der Zauber ihrer Erscheinung, und er blickte nochmals bewundernd auf den schönen Kopf und seinen reichen Haarschmuck. Sie fühlte sich verpflichtet, jetzt, nachdem sie ihn veranlasst hatte, zu bleiben, ihm die entscheidende Frage vorzulegen; allein es fehlte ihr noch immer der Mut dazu. So saß sie fort eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt — so eifrig, dass sie ihn gar nicht zu bemerken schien. Das Schweigen ward unerträglich. Er brach es mit einer alltäglichen Frage in Betreff ihres Befindens.

»Ich fühle mich ziemlich wohl und schäme mich deshalb recht, so viel Angst und Störung hervorgerufen zu haben«, antwortete sie. »Ich habe heute zum ersten Male mein Zimmer verlassen und will nun versuchen, ob ich etwas arbeiten kann.« Dabei blickte sie auf den Korb, in welchem die verschiedenen Wollgattungen, teils in Knäuel, teils in losen Strähnchen wirr durcheinander lagen. »Da herrscht eine trostlose Unordnung!« rief sie schüchtern mit mattem Lächeln aus. »Wie soll ich damit fertig werden?«

»Ich will Ihnen dabei helfen«, sagte Julian.

»Sie?«

»Warum nicht?« fragte er mit dem feinen Humor, welchen Mercy so wohl an ihm kannte. »Ich bin ja Geistlicher, und diese haben das Vorrecht, sich jungen Damen nützlich machen zu dürfen. Lassen Sie mich nur versuchen.«

Er zog sich einen niederen Stuhl in ihre Nähe und begann die verwickelten Strähnen zu entwirren. Bald lagen die geglätteten Wollfäden in seiner Hand und er hielt Mercy das eine Ende hin, um sie aufzuwickeln. Es lag in dieser gewöhnlichen Tätigkeit, in der fast kindlichen Aufmerksamkeit, die sie beide darauf verwendeten, etwas, was ihre Furcht vor ihm beschwichtigte. Sie wand die Wolle von seinen Händen ab zu einem Knäuel und sprach das gewagte Wort, durch welches sie ihm das Geständnis seines Verdachtes, wenn er wirklich die Wahrheit ahnte, zu entlocken dachte.



12.

Der Schutzengel

»Sie waren dabei, nicht wahr, als ich ohnmächtig zusammenbrach?« begann sie. »Sie halten mich sicherlich, selbst als Frau, für recht feig.«

Er schüttelte den Kopf. »Dafür halte ich Sie durchaus nicht«, erwiderte er. »Diesen Schreck hätte der Mutigste nicht ruhig ertragen. Ich war gar nicht erstaunt, dass Sie darüber ohnmächtig und krank geworden sind.«

Sie hielt im Aufwinden der Wolle etwas inne. Was hatte diese unerwartete Teilnahme für sie zu bedeuten? War es eine Falle, die er ihr stellte? Dieser ernste Zweifel trieb sie an, mit der nächsten Frage kühner zu sein.

»Horace hat mir gesagt, dass Sie verreist waren«, sagte sie. »Haben Sie sich gut unterhalten?«

»Ich war nicht zu meinem Vergnügen nach dem Kontinent gereist, sondern vielmehr in der Absicht, dort in einer Sache Erkundigungen einzuziehen.« — Er stockte, um den für Mercy peinlichen Gegenstand nicht wieder zu berühren.

Ihre Stimme wurde schwächer und die Finger, in denen sie das Wollknäuel hielt, zitterten — doch überwand sie sich und fuhr fort

»Haben Ihre Erkundigungen einen Erfolg gehabt?« fragte sie.

»Keinen, der nennenswert wäre.«

Die Zurückhaltung, welche aus diesen Worten sprach, erregte in ihr neuerdings den schlimmsten Verdacht, dass er alles wisse. In heller Verzweiflung brach sie damit heraus.

»Ich will Ihre Meinung wissen« — begann sie.

»Nicht so heftig!« sagte Julian. »Sie verwirren ja sonst die Wolle wieder.«

»Ich will wissen, wie Sie über die Fremde denken, die mich so

entsetzlich erschreckt hat. Halten Sie sie« —

»Für was?«

»Für eine Abenteurerin?«

Bei diesen Worten wurden die Zweige eines Strauches im Wintergarten durch eine Hand in schwarzem Handschuhe geräuschlos auseinander gebogen und das Gesicht Grace Roseberrys tauchte undeutlich sichtbar zwischen den Blättern auf. Sie war unbemerkt aus dem Billardzimmer entschlüpft und hatte sich in den Wintergarten, in dies noch gesichertere Versteck, geschlichen. Hinter den Sträuchern konnte sie, ungesehen, selbst alles sehen und hören, was vorging und da wollte sie nun geduldig warten.

»Ich kann mich einer etwas milderen Anschauung nicht erwehren«, antwortete Julian. »Ich glaube, sie leidet an einer fixen Idee. Darum tadle ich sie auch nicht, sondern bedauere sie.«

»Sie bedauern sie?« wiederholte Mercy; dabei riss sie plötzlich die letzten ausgespannten Wollfäden von seinen Händen und warf sie samt dem halb aufgewundenen Knäuel in den Korb zurück. »Wollen Sie damit sagen«, fuhr sie aufgeregt fort, »dass Sie ihren Worten Glauben schenken?«

Julian erhob sich rasch und blickte Mercy erstaunt an.

»Guter Gott, Miss Roseberry! Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?«

»Ich bin Ihnen kaum mehr als eine Fremde«, versetzte sie, bemüht, einen leichten Ton anzuschlagen. »Sie haben jene früher als mich gekannt; da ist es ziemlich wahrscheinlich, dass Sie sie nicht bloß bedauern, sondern ihr auch Glauben schenken. Wie kann ich wissen, ob Sie nicht gegen mich Verdacht hegen?«

»Verdacht, gegen Sie!« rief er aus. »Da wissen Sie wohl nicht, wie sehr Sie mich damit betrüben, wie wehe Sie mir tun. Verdacht gegen Sie! Nicht im entferntesten habe ich jemals auch nur daran gedacht. Kein Mensch vertraut Ihnen so unbedingt, kein Mensch glaubt Ihnen so hingebend als ich.«

Seine Augen, Stimme, sein ganzes Wesen sagten ihr, dass diese

Worte wahrhaft vom Herzen kamen. Sie verglich das großmütige Vertrauen, welches er in sie setzte, und dessen sie doch unwürdig war, mit dem elenden Misstrauen, welches sie ihm gegenüber empfand. Sie hatte nicht bloß Grace Roseberry unrecht getan — sondern auch Julian Gray. Und konnte sie nun ihn, wie alle anderen betrügen, sein unbedingtes Vertrauen, seinen reinen Glauben an sie trotzdem hinnehmen? Noch nie hatte sie die Demütigung, die Erniedrigung, zu welcher sie sich selbst durch den begangenen Betrug verurteilt, mit so überwältigendem Abscheu erfüllt, wie eben jetzt. Im Entsetzen vor sich selbst, wendete sie den Kopf schweigend nach der Seite, denn sie schauderte, seinen Augen zu begegnen. Er bemerkte die Bewegung und legte sie sich in seiner Weise aus; dann trat er näher und fragte besorgt, ob er sie verletzt habe?

»Sie ahnen nicht, wie mich Ihr Vertrauen rührt«, sagte sie, ohne aufzublicken. »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie tief ich Ihre Güte empfinde.«

Sie stockte plötzlich, ihr feines Taktgefühl ließ sie ihre Dankbarkeit mit weniger feurigen Worten ausdrücken; sie mussten Julian notwendig übertrieben erscheinen und in Erstaunen setzen. Sie reichte ihm, ehe sie wieder sprechen konnte, den Arbeitskorb hin.

»Wollen Sie so freundlich sein, den Korb wegzustellen?« fragte sie etwas ruhiger. »Ich bin jetzt nicht im Stande zu arbeiten.«

Während er nun ihrem Wunsch entsprach und ihr dabei den Rücken kehrte, wandte sich ihr Denken und Fühlen von der Gegenwart ab und richtete sich auf die Zukunft. Durch einen Zufall könnte die wahre Grace eines Tages in den Besitz der Beweise ihres Rechtes gelangen, und dann stand sie vor ihm als das, was sie war. Was würde er dann wohl von ihr denken? Aber konnte sie ihn denn erforschen, ohne sich selbst dabei zu verraten? Sie beschloss, es wenigstens zu versuchen.

»Kinder sind bekanntlich nie damit zufrieden, dass man ihnen eine Frage beantwortet, und von den Frauen kann dasselbe gelten«, sagte sie, als Julian wieder zu ihr trat. »Haben Sie die Geduld, mir

zu folgen, wenn ich zum drittenmale auf das Wesen zurückkomme, von dem wir soeben sprachen?«

»Stellen Sie mich auf die Probe«, antwortete er lächelnd.

»Nehmen wir an, Sie hätten keinen Anlass, sie milder zu beurteilen?«

»Gut.«

»Nehmen wie vielmehr an, dass sie aus irgend einem persönlichen Grund sträflich gehandelt, nämlich andere betrogen habe, würden Sie sich nicht von einem solchen Geschöpf mit Entsetzen und Verachtung abwenden?«

»Gott bewahre mich, dass ich ein menschliches Wesen jemals von mir stoße!« antwortete er. »Wer von uns allen hätte dazu das Recht?«

Sie wagte kaum seinen Worten zu glauben. »Würden Sie sie trotzdem bedauern?« fragte sie weiter, »trotzdem Mitleid mir ihr haben?«

»Von ganzem Herzen.«

»O, Sie sind sehr gut!«

Er erhob die Hand dagegen. Seine Stimme klang tiefer und seine Augen schimmerten in weichem Glanz. Sie hatte das Heiligste in seiner großen Seele bewegt, es war der Glaube, in welchem er lebte und wirkte, die Richtschnur seines bescheidenen und doch so edel angewandten Daseins.

»Nein!« rief er, »das ist zu viel gesagt! Ich will meinen Nächsten lieben, wie mich selbst. Ein Pharisäer ist, wer überhaupt sich besser hält als andere; denn heute der erste, kann er, wenn es Gott gefällt, schon morgen der letzte von uns sein. Die wahre christliche Tugend gibt keinen Mitmenschen verloren; der wahre christliche Glaube vertraut auf die Menschen, wie auf Gott. Sind wir auch schwach und tief gesunken, die Reue trägt uns auf ihren Schwingen von dieser Erde zum Himmel empor. Die Menschheit ist heilig, sie ist zur Unsterblichkeit bestimmt; keines ihrer Glieder darf verstoßen werden; sie alle sind das Werk des Allmächtigen; und wem der Schöpfer selbst seinen Stempel aufgedrückt, den kann der Mensch

nicht verdammen.«

Er wandte sich einen Augenblick ab; Mercys Worte hatten ihn in große Aufregung versetzt.

Ihre Augen folgten ihm, sie strahlten in Entzücken — dann plötzlich hefteten sie sich wieder auf den Boden; die Reue war umsonst, sie kam zu spät. Ach! Wäre er ihr an jenem verhängnisvollen Tage als Freund und Ratgeber zur Seite gestanden, als sie zum erstenmale ihre Schritte nach Mablethorpe-House lenkte! Sie seufzte schwer bei dem Gedanken, dass das Geschehene nun nicht mehr zu ändern sei. Er hörte es und kehrte sich um; ihr Anblick befremdete ihn.

»Miss Roseberry«, sagte er.

Sie hörte es nicht; die Erinnerung an ihre traurige Vergangenheit beschäftigte jetzt ausschließlich ihr Denken und Fühlen.

»Miss Roseberry«, wiederholte er, näher tretend.

Sie sah betroffen auf.

»Gestatten Sie mir, eine Frage zu tun?« sagte er sanft.

Bei dieser Frage zuckte sie zusammen.

»Glauben Sie nicht, dass mich ledige Neugierde dazu treibt«, fuhr er fort. »Auch sollen Sie mir nicht antworten, wenn Sie damit ein in Sie gesetztes Vertrauen missbrauchten.«

»Vertrauen?« wiederholte sie. »Welches Vertrauen meinen Sie?«

»Es ist mir plötzlich der Gedanke gekommen, dass Ihr Interesse für die Fragen, die Sie mir soeben stellten, einen tieferen Grund haben müsse«, antwortete er. »Kennen Sie vielleicht gerade ein so unglückliches Wesen? — Denn, dass Sie nicht von der Fremden sprechen, versteht sich von selbst.«

Ihr Kopf sank auf die Brust herab. Es war klar, er hegte nicht den leisesten Verdacht gegen sie, er ahnte nicht, dass sie von sich selber sprach; sein Ton, sein Benehmen, alles bewies, wie fest er an sie glaubte. Und doch, die letzten Worte machten sie zittern; sie fühlte sich nicht stark genug, um etwas darauf erwidern zu können.

Er fasste jedoch das Neigen des Kopfes als Erwidern auf.

»Nehmen Sie näheren Anteil an ihr?« fragte er weiter.

Sie antwortete darauf mit einem kaum hörbaren »Ja«.

»Sprachen Sie ihr Mut zu?«

»Ich wagte nicht, es zu tun.«

Sein Gesicht leuchtete plötzlich auf vor Begeisterung. »Gehen Sie doch zu ihr«, sagte er, »ich gehe mit Ihnen, ich will Ihnen helfen, Sie aufzurichten!«

Matt und traurig klang es von ihren Lippen: »Es ist zu spät, sie ist bereits zu tief gesunken!«

Er unterbrach sie mit einer ungeduldigen Gebärde.

»Was hat sie denn verschuldet?« fragte er.

»Sie hat edle, harmlose Menschen, die ihr Glauben schenkten, hintergangen — schändlich hintergangen. Einer anderen hat sie — grausames Unrecht zugefügt.«

Zum erstenmale setzte sich Julian jetzt neben sie. Die Teilnahme, welche er nun für sie empfand, war über jeden Vorwurf erhaben; rückhaltlos durfte er mit ihr sprechen; ungescheut, reinen Herzens konnte er ihr in das Auge blicken.

»Sie urteilen hart über diese Unglückliche«, sagte er. »Kennen Sie auch alle die Versuchungen und Prüfungen, die an sie herangetreten sind?«

Keine Antwort.

»Lebt diejenige noch«, fuhr er fort, »welcher sie den Schaden zugefügt?«

»Ja.«

»Dann kann sie wieder gutmachen, was sie verbochen. Dann kann auch für diese Sünderin die Zeit kommen, wo wir ihr gerne verzeihen, und die verdiente Achtung wieder zollen.«

»Würden Sie sie achten können?« fragte Mercy traurig. »Sollte ein Mann wie Sie ein Verständnis für ihre Verirrungen, für ihr Elend haben?«

Ein flüchtiges, freundliches Lächeln erhellte seine aufmerksamen Züge.

»Sie vergessen, dass ich durch meinen Beruf das Unglück der Menschen in all seinen Gestalten kennen gelernt habe«, antwortete

er. »Obgleich ich jung bin, wird es kaum einen Mann geben, der, wie ich, weiß, wie Frauen sündigen und dafür leiden. Sie haben mir nicht viel von jener Unbekannten gesagt; aber ich begreife sie. Ich kann mir zum Beispiel denken, dass es für sie Versuchungen gab, denen nur übermenschliche Kräfte zu widerstehen vermögen. Habe ich recht?«

»Ja, Sie haben recht.«

»Vielleicht fehlte ihr ein freundlicher Beistand, der sie rechtzeitig warnte und beschützte. Ist es so?«

»Ja, es ist so.«

»Versucht und verlassen, den bösen Einflüssen des Augenblickes preisgegeben, mochte sie unüberlegt den Fehltritt begangen haben, welchen sie jetzt vergebens bereut. Vielleicht sehnt sie sich danach, für das Vergehen zu büßen, ohne zu wissen, wie. Ihre Kraft, ihr ganzes besseres Selbst geht zugrunde in der Verzweiflung, in dem Entsetzen über sich selbst, und doch entsteht daraus gerade die aufrichtigste Reue. Und dieses Geschöpf sollte ganz schlecht, sollte ganz verderbt sein? Ich glaube es nicht! Vielleicht birgt die Schale einen edlen Kern; vielleicht kommt dieser bei richtiger Behandlung zum Vorschein? Helft ihr auf — und das arme, gesunkene Geschöpf füllt wieder seinen Platz unter den Besten von uns aus; geehrt, vorwurfsfrei kann sie noch glücklich werden!«

Mercy hielt ihre Augen unverwandt auf ihn gerichtet und lauschte begierig seinen Worten; als er geendet, senkte sie den Blick verzweifelnd zu Boden.

»Derjenigen, die ich im Sinne habe«, antwortete sie, »winkt keine solche Zukunft. Ihr hilft niemand auf. Sie hat keine Hoffnung mehr.«

Julian dachte einen Augenblick ernsthaft nach.

»Wir müssen einander nur recht verstehen«, sagte er. »Sie hat einen Betrug begangen und eine zweite Person dadurch zu Schaden gebracht. So sagten Sie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und sie hat daraus einen Vorteil gezogen?«

»Ja.«

»Droht ihr Entdeckung?«

»Nein, davor ist sie gesichert — wenigstens für den Augenblick.«

»Das heißt, so lange sie selbst schweigt?«

»So ist es.«

»Nun, da bietet sich ihr die hilfreiche Hand dar!« rief Julian.
»Benutzt sie diese Gelegenheit, so liegt eine neue Zukunft vor ihr; sie kann von neuem hoffen!«

Mit gefalteten Händen, in atemloser Erwartung blickte Mercy in seine von edlem Eifer wie verklärten Züge und horchte auf die goldenen Worte, die er sprach.

»Erklären Sie sich deutlicher«, sagte sie. »Zeigen Sie ihr durch mich den Weg, den sie gehen soll.«

»Sie soll die Wahrheit bekennen«, antwortete Julian; »und zwar nicht aus kleinlicher Furcht vor Entdeckung, sondern um des Rechtes willen, das der Beschädigten gebührt; sie soll jetzt noch bekennen, so lange jene keine Macht hat, das Vergehen aufzudecken. Sie opfere alles, was sie durch den Betrug gewonnen, der heiligen Pflicht, denselben zu sühnen. Ist sie im Stande, so zu handeln — nur um ihres eigenen Gewissens, nur um des Allmächtigen willen, ungeachtet des persönlichen Nachtheiles, der Schande und Entehrung, die es ihr bringt — so hat sie mit dieser Reue den edlen Kern ihres Inneren geoffenbart; wir dürfen ihr dann wieder vertrauen, sie achten und lieben! Sähe ich dann die Pharisäer und religiösen Schwärmer dieser niedrigen Welt sie mit Verachtung von sich weisen, ich böte ihr vor allen die Hand und riefte der Verlassenen und Betrübten zu, erhebe dich, du armes, krankes Herz! Gottes Engel jauchzen über dich, du schöne, gereinigte Seele! Dir ziemt ein Platz unter den edelsten Geschöpfen dieser Erde!«

Wie unbewusst waren diese letzten Worte aus seinem tiefsten Innern hervorgedrungen; es waren dieselben, welche er vor Jahren zu der Versammlung in der Kapelle des Besserungshauses gesprochen hatte.

Mercy empfand ihre Macht und überzeugende Kraft in zehnfach erhöhtem Maße. Sie bewirkten in ihr eine plötzliche, ja geheimnisvolle Veränderung. Das bekümmerte Antlitz wurde noch

schöner, aus ihren großen grauen Augen wich der wechselnde Ausdruck von Schrecken und banger Ungewissheit, und an seine Stelle trat der stete, milde Glanz eines großen, reinen Entschlusses.

Es entstand eine Stille, deren beide bedurften. Julian brach zuerst das Schweigen.

»Sind Sie nun überzeugt«, fragte er, »dass sie die hilfreiche Hand, die ihr das Schicksal mit einer solchen Gelegenheit bietet, nur zu fassen braucht, um ihre Hoffnung neu aufzurichten?«

»Die Überzeugung habe ich gewonnen, dass sie in der Welt keinen treueren Freund besitzt als Sie«, antwortete Mercy sanft und mit dem Gefühl der Dankbarkeit. »Sie soll Ihr edles Vertrauen rechtfertigen, sie soll Ihnen beweisen, dass Ihre Worte nicht umsonst gesprochen worden.«

Er verstand sie nicht und schritt voran zur Tür.

»Benutzen Sie die kostbare Zeit«, sagte er. »Überlassen Sie sie nicht grausam ihren Qualen; wenn Sie nicht selbst zu ihr gehen können, so schicken Sie mich an Ihrer statt.«

Sie hielt ihn mit einer Gebärde zurück. Er blieb stehen und bemerkte erstaunt, dass sie keine Miene machte, sich von ihrem Sitze zu erheben.

»Bleiben Sie hier«, sagte sie in plötzlich verändertem Tone.

»Verzeihen Sie«, versetzte er, »ich verstehe Sie nicht.«

»Sie sollen mich gleich verstehen; lassen Sie mir nur etwas Zeit.«

Er stand noch unschlüssig an der Tür, die Augen forschend auf sie gerichtet. Sein edler Sinn, das unbedingte Vertrauen in sie ließ ihn nicht einmal Verdacht schöpfen.

»Wünschen Sie allein zu sein?« fragte er bedachtsam. Soll ich Sie indessen verlassen und später wiederkommen?«

Sie sah erschreckt auf. »Mich verlassen?« wiederholte sie; sie stockte plötzlich.

Beinahe die ganze Länge des Zimmers trennte sie voneinander. Es drängte sie, ihm jetzt, jetzt alles zu sagen, aber die Worte wollten nicht über ihre Lippen; nur der Ausdruck seines Gesichtes konnte sie dazu ermutigen. »Nein!« brach sie in ihrer Herzensangst hervor.

»Sie dürfen mich nicht verlassen! Kommen Sie näher!«

Er gehorchte schweigend. Schweigend deutete sie auf einen Stuhl neben ihr. Er setzte sich. Sie blickte ihn an und bezwang sich. Sie war entschlossen, die fürchterliche Wahrheit zu bekennen, aber immer noch zögerte sie; sie wusste nicht, wie beginnen. Der weibliche Instinkt riet ihr, in der Berührung von ihm Mut zu suchen! Einfach und unbefangen sagte sie: »Lassen Sie mich Ihre Hand fassen; es gibt mir Mut und Kraft.« Er antwortete nicht und blieb unbeweglich. Seine Gedanken schienen mit einem anderen Gegenstande beschäftigt, wie verloren ruhte sein Blick auf ihr; er war auf dem Punkt, das Geheimnis zu entdecken; noch einen Augenblick, und die ganze Wahrheit lag unverhüllt vor seinen Augen. Da gerade fasste sie schwesterlich seine Hand. Der sanfte Druck, mit welchem ihre Finger die seinen umschlossen, riss ihn aus seinem Brüten; die Leidenschaft für sie loderte in hellen Flammen auf und erstickte das reine Streben, welches soeben noch seine Seele erfüllt hatte; sein Scharfsinn, welcher hart daran gewesen, den Grund ihres verstörten Wesens, ihrer befremdenden Worte zu erraten, er war plötzlich wie gelähmt. Der ganze Mensch in ihm erzitterte vor Wonne, als sie ihn berührte. Der Gedanke an Horace jedoch verließ ihn nicht; er hielt ihre Hand untätig in der seinen; seine Augen wandten sich unbehaglich von ihr ab.

Unbefangen drückte sie seine Hand fester und sagte: »Wenden Sie sich nicht weg von mir, ein Blick in Ihre Augen gibt mir Mut.«

Ihre Worte, ihre Berührung bestrickten ihn, seine Hand erwiderte den Druck der ihren; in vollen Zügen genoss er das Entzücken ihres Anblickes. Seine Selbstbeherrschung war dahin; Horace, seine Ehre selbst existierten nicht mehr für ihn; und so hätte ihn die Leidenschaft sicherlich zu einem Geständnis hingerissen, das er zeitlebens bereut haben würde, wäre nicht Mercy unbewusst dem zuvorgekommen, sie sprach zuerst. »Ich habe Ihnen mehr zu sagen«, begann sie plötzlich im Gefühl der Kraft, ihr Inneres ihm nun endlich zu enthüllen — »mehr, viel mehr, als Sie bis jetzt gehört. Edler, barmherziger Freund, lassen Sie mich alles hier bekennen.« Bei diesen Worte versuchte sie, sich ihm zu Füßen zu werfen. Er

sprang auf und hielt sie zurück; sie mit beiden Händen fassend, zog er sie zu sich empor.

In den Worten, welche ihr soeben entschlüpft waren, in der befremdenden Gebärde, welche sie begleitet hatte, drängte sich ihm die Wahrheit auf. Es war kein Zweifel mehr, die Schuldige, von der sie sprach, war sie selbst.

Sprachlos lag sie in seinen Armen, ihre Brust an die seine gepresst. Da öffnete sich die Tür des Bibliothekzimmers und Lady Janet trat herein.

13.

Sie wird gesucht

Grace Roseberry, welche in ihrem Versteck bisher alles mitangehört hatte, erkannte jetzt in der Eintretenden die Herrin des Hauses und zog sich rasch zurück, um von dem Speisezimmer aus nicht gesehen werden zu können.

Lady Janet blieb auf der Schwelle wie angewurzelt stehen, als sie ihren Neffen und ihre Adoptivtochter in dieser Stellung überraschte.

Mercy sank in den nächsten Stuhl, während Julian neben ihr stehen blieb. Er war von der soeben gemachten Entdeckung wie betäubt; stumm und erschreckt richtete er seinen blick auf sie und schien außer ihr nichts zu sehen, nichts zu hören.

Lady Janet brach das Schweigen. Erbittert und streng wandte sie sich zu ihrem Neffen: »In der Tat, Mister Julian Gray!« sagte sie. »Es wäre besser gewesen, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr nur mich hier gefunden hätten. Ich halte Sie nun nicht mehr auf. Sie können mein Haus auf der Stelle verlassen.«

Julian kehrte sich betroffen nach ihr um. Sie deutete nach der Tür. In seinem gegenwärtigen Gemütszustand schnitt ihm dies ins Herz. Ohne wie sonst das Alter und die Stellung seiner Tante ihm gegenüber zu berücksichtigen, sagte er:

»Sie scheinen zu vergessen, Lady Janet, dass ich nicht Ihr Bedienter bin. Ernste Gründe, die Sie gar nicht einmal kennen, zwingen mich, hier zu bleiben, trotz Ihrer Aufforderung, das Haus zu verlassen. Lange, darauf können Sie sich verlassen, werde ich Ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch nehmen.«

Bei diesen Worten wandte er sich nach Mercy um und überraschte sie, wie sie schüchtern ihre Augen auf ihn gerichtet hielt. Ihre Blicke begegneten sich, und alsbald legte sich der heftige Sturm in seinem Innern. Trauer — teilnehmende Trauer für Mercy füllte sein Herz;

denn jetzt erst begriff er, was sie gelitten. Hatte er für jene ungenannte Sünderin schon Mitleid empfunden, so empfand er es für sie in zehnmal stärkerem Maße; und sein ehrlicher Glaube an die edle Natur dieser Fremden steigerte sich ihr gegenüber zur wahren Überzeugung. Er wandte sich abermals zu seiner Tante und sagte: »Diese Dame wünscht mir allein eine Mitteilung zu machen, doch hat sie es bis jetzt nicht getan. Dies ist der Grund und gleichzeitig die Entschuldigung für mein längeres Verweilen.«

Lady Janet stand noch unter dem Einfluss des Eindruckes, welchen sie beim Eintritt in das Zimmer gewonnen hatte. Sie blickte deshalb Julian zornig und erstaunt an, als verletze er noch jetzt Horace Holmcrofts Recht und dies dazu in Gegenwart seiner Verlobten. Sie sollte ihr sein Benehmen erklären. »Grace!« rief sie aus, »haben Sie seine Worte gehört? Und Sie erwidern nichts! Muss ich Sie erinnern —«

Sie stockte. Zum erstenmale, seit sie ihre junge Freundin kannte, hörte diese nicht auf das, was sie sprach. Mercy hatte nur Sinn für Julian, denn sein Blick sagte ihr, dass er sie endlich verstanden!

Lady Janet wandte sich noch einmal an ihren Neffen mit den strengsten Worten, die sie jemals ihrem Schwestersonne gegenüber gebraucht

»Wenn Sie noch ein Gefühl für Anstand haben«, sagte sie, » — von Ehre spreche ich gar nicht — so verlassen Sie sofort das Haus und brechen jeden Verkehr mit dieser Dame ab. Sparen Sie jede Entschuldigung; was ich bei meinem Eintritt hier gesehen, ist genug, um alles zu verstehen.«

»Sie missverstehen, was Sie gesehen haben«, antwortete Julian ruhig.

»Vielleicht habe ich auch missverstanden, was Sie mir vor kaum einer Stunde bekannt gaben?« gab Lady Janet zurück.

Julian warf einen Blick voll Unruhe auf Mercy. »Sprechen Sie davon nicht«, flüsterte er. »Sie könnte es hören.«

»Weiß Sie etwa nicht, dass Sie in sie verliebt sind?«

»Gott sei Dank, sie hat keine Ahnung davon.«

Der Ernst, womit er sprach, gab Zeugnis für seine Unschuld. Lady Janet trat einen Schritt zurück; sie war verwirrt und wusste nicht, was sie tun oder sagen sollte.

Es entstand eine Stille; da wurde an die Tür geklopft. Ein Diener trat ein. — In seinem verstörten Gesicht war deutlich zu lesen, dass er nichts Gutes zu berichten hatte.

Lady Janet, im Augenblick auf das höchste gereizt, empfand das Erscheinen dieses unschuldigen Menschen als eine offenbare Beleidigung. »Wer hat Sie gerufen?« fragte sie scharf. »Wer erlaubt Ihnen, uns zu unterbrechen?«

Der Diener stand verwirrt und stotterte eine Entschuldigung.

»Verzeihen Euer Gnaden. Ich wollte nur — mit Mister Julian Gray sprechen.«

»Was gibt's?« fragte Julian.

Der Mann zögerte und blickte verlegen auf Lady Janet, dann nach der Tür, als wünschte er schon wieder draußen zu sein.

»Ich weiß nicht, Sir, ob ich es hier sagen kann« — antwortete er.

Lady Janet erriet sofort, was dem zugrunde lag.

»Ich weiß, was geschehen ist«, sagte sie, »die greuliche Person ist abermals hier eingedrungen, habe ich recht oder nicht?«

Der Diener blickte hilfesuchend auf Julian.

»Ja oder Nein?« rief sie gebieterisch.

»Ja, Euer Gnaden.«

Julian erkannte es nun als seine Pflicht, sich näher zu erkundigen.

»Wo ist sie?« begann er.

»Wir glauben irgendwo im Garten, Sir.«

»Haben Sie sie gesehen?«

»Nein, Sir.«

»Wer hat sie denn gesehen?«

»Die Frau des Torwärters.«

Dann war sie es. Die Frau des Torwärters hatte gehört, was Julian ihrem Mann in Betreff der Personsbeschreibung gesagt hatte. Es war daher nicht wahrscheinlich, dass sie sich irrte.

»Wann hat sie sie gesehen?«

»Es ist noch nicht lange her.«

»Ich muss es genauer wissen. Wann?«

»Das weiß ich nicht, Sir.«

»Hat die Frau des Torwärters mit ihr gesprochen?«

»Nein, Sir, es ist ihr, scheint es, nicht gelungen. Sie ist ziemlich korpulent, wie Sie wissen, und war daher nicht im Stande, der anderen rasch genug zu folgen. Diese hatte sie gesehen und ist ihr gleich entwischt.«

»In welchem Teile des Gartens ist das alles geschehen?«

Der Diener deutete nach der Richtung des Vorhauses, welches seitwärts in das Freie führte. »Dort, Sir. Entweder im deutschen Garten, oder wo die Sträucher stehen. Ich weiß es nicht genau.«

Was Julian von dem Bedienten erfahren konnte, war, das sah er deutlich, nicht genügend; so fragte er, ob die Torwärterin hier im Hause sei.

»Nein, Sir. Ihr Mann durchsucht den Garten und sie überwacht indessen den Eingang am Tor. Sie haben nur ihren Jungen mit der Botschaft hierher geschickt; und so viel ich von dem erfahren kann, wäre es ihnen sehr lieb, wenn Sie ihnen weitere Befehle geben wollten.«

Julian überlegte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Fremde schon im Hause gewesen. Sie hatte offenbar vorhin im Billardzimmer gehorcht und, als er selbst sich näherte, um den Grund des fortgesetzten Tür-Öffnens und Schließens zu entdecken, rechtzeitig noch das Weite gesucht. Jetzt mochte sie nun allerdings — wie der Bediente sagte — »irgendwo im Garten« sein.

Die Sache war ernst und konnte bei der geringsten Unvorsichtigkeit zu argen Verwicklungen führen.

War es richtig, was aus dem nur angedeuteten Bekenntnisse Mercys hervorzugehen schien, so war die Fremde in der Tat diejenige, die sie hartnäckig zu sein behauptete, nämlich — die wahre Grace Roseberry.

Dann war es von höchster Wichtigkeit, sie allein zu sprechen; ein neuer Auftritt musste um jeden Preis verhindert und ein Zusammentreffen mit der Tochter des Hauses unmöglich gemacht werden. Die Wirtin, bei der die Fremde wohnte, hatte ihn schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass sie nur den Moment abwarte, wo sie »Miss Roseberry« allein überraschen konnte; war sie allein, ohne Lady Janet, ohne einen der Herren, die sich ihrer annahmen, so wollte sie ihr Aug' in Aug' gegenüber treten und dann — meinte sie — würde sich die Betrügerin selbst als das zu erkennen geben, was sie tatsächlich sei.

Nach alledem konnte man nicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Eine solche Begegnung könnte die schlimmsten Folgen haben. Alles hing davon ab, dass Julian die aufs äußerste gereizte Person geschickt zu behandeln wusste; und gerade jetzt war sie nirgends zu sehen.

Es blieb nichts übrig; Julian musste sich zuerst über ihr Erscheinen näher informieren und dann persönlich den Garten nach ihr durchsuchen.

Sein Entschluss stand fest, als er den Blick auf Mercy richtete. Es war ein hartes Opfer, jetzt, wo er mit namenloser Unruhe und Spannung einer Unterredung mit ihr entgegensah, dieselbe aufzuschieben.

Mercy war indessen aufgestanden. Was zwischen Julian und Lady Janet vorgefallen war, hatte sie augenscheinlich gar nicht berührt; dagegen horchte sie aufmerksam auf die unvollkommenen Berichte des Bedienten. Sie schien sich dafür beinahe ebenso zu interessieren wie Lady Janet, nur dass diese im höchsten Grade davon betroffen und erschreckt war, während Mercy ziemlich gleichgültig blieb.

Im Begriffe fortzugehen, sagte Julian zu seiner Tante:

»Beruhigen Sie sich einstweilen. Ich bin überzeugt, dass wir die Fremde irgendwo finden werden. Sie haben gar keinen Grund, sich deshalb zu ängstigen; ich werde selbst mitsuchen. Ich bin so bald als möglich wieder zurück.«

Lady Janet hörte seine Worte kaum. Sie schien etwas Besonderes

vorzuhaben. Im Vorübergehen nach der Tür in das Billardzimmer blieb Julian vor Mercy stehen. Es kostete ihn unsägliche Anstrengung, die heftigen, widerstreitenden Gefühle, welcher ihr bloßer Anblick in seinem Inneren hervorrief, zu unterdrücken. Mit klopfendem Herzen und einer tonlosen Stimme sagte er:

»Ich sehe Sie wieder. Sie können mehr als je auf meine treue Hilfe und warme Teilnahme für Sie zählen.«

Sie verstand, was er meinte. Ihre Brust hob sich in schweren Atemzügen, ihre Augen suchten den Boden — sie antwortete nicht. Julian traten Tränen in die Augen, als er sie so vor sich stehen sah. Er verließ rasch das Zimmer.

Als er die Tür schließen wollte, hörte er eben Lady Janet sagen: »Ich komme gleich wieder, Grace; gehen Sie indessen nicht fort.«

In der Meinung, seine Tante hätte irgend etwas im Bibliothekzimmer zu tun, schloss er die Tür. Er trat in das anstoßende Raucherzimmer; gleichzeitig öffnete sich die Tür hinter ihm wieder, und als er sich danach umkehrte, stand Lady Janet vor ihm; sie war ihm gefolgt.

»Wünschen Sie etwas von mir?« fragte er.

»Ich möchte gerne«, antwortete sie, »dass Sie mir, bevor Sie gehen, etwas geben.«

»Und das wäre?«

»Ihre Karte.«

»Meine Karte?«

»Sie haben mir zwar gerade gesagt, ich sollte keine Angst haben, deswegen habe ich sie aber doch. Ich bin nicht so fest überzeugt wie Sie, dass die Person im Garten ist. Sie mag ebenso gut im Hause irgendwo lauern, und sobald Sie den Rücken gekehrt haben, aus ihrem Versteck hervorkommen. Erinnern Sie sich, was Sie mir gesagt haben.«

Julian verstand die Anspielung. Er gab nichts zur Antwort.

»Sie sagten mir«, fuhr Lady Janet fort, »dass man auf der Polizeistation nur auf Ihre Karte warte, um einen verlässlichen Mann in gewöhnlicher Kleidung sofort nach der bezeichneten Adresse

abzuschicken. Zu Graces Schutz verlange ich Ihre Karte, bevor Sie gehen.«

Julian konnte jetzt unmöglich die Gründe angeben, weshalb seine eigenen Vorsichtsmaßregeln nun unberechtigt geworden waren — jetzt umsoweniger, als der dringende Notfall, in dem sie gebraucht werden sollte, wahrscheinlich bevorstand. Aber wie konnte er die wirkliche, wahre Grace Roseberry für wahnsinnig erklären? Wie konnte er sie in Gewahrsam bringen lassen? Auf der anderen Seite hatte er selbst damals, als es die Verhältnisse zu fordern schienen, seiner Tante dieses gesetzliche Mittel zur Verfügung gestellt, um sie vor weiteren Überfällen zu sichern. Jetzt stand sie da, die Hand nach der Karte ausgestreckt; denn sie war gewöhnt, jeden ihrer Wünsche gleich erfüllt zu sehen!

Was war zu tun? Um sich, wenigstens für den Augenblick aus dieser schwierigen Lage zu befreien, blieb nichts übrig, als die Karte herzugeben. Fand er die Fremde, so konnte er sie selbst vor einer unwürdigen Behandlung schützen; gelang es ihr, in seiner Abwesenheit sich in das Innere des Hauses zu stehlen, so stand ihm noch immer der Weg offen, mit einer zweiten Karte dem Polizeichef seine Einflussnahme in dieser Angelegenheit bis auf Weiteres zu untersagen; und damit war sie auch in diesem Falle vor jeder Beleidigung gesichert. Er überreichte seiner Tante die Karte, jedoch nur unter einer Bedingung.

»Ich kann doch wohl sicher sein, dass Sie nur im dringendsten Notfalle davon Gebrauch machen?« sagte er. »Außerdem knüpfe ich die Bedingung daran, dass Sie mir das Versprechen geben, über diesen Verkehr zwischen mir und der Polizei strengstes Stillschweigen zu bewahren —«

»Sie meinen, Grace soll es nicht erfahren?« warf Lady Janet dazwischen. Julian verneigte sich, die Frage bejahend. »Glauben Sie, ich habe Lust, sie abermals zu erschrecken? Weiß Gott, ich habe genug Angst ihretwegen ausgestanden. Sie soll kein Wort davon erfahren!«

Auch über diesen Punkt nunmehr beruhigt, eilte Julian in den Garten. Kaum war er verschwunden, so zog Lady Janet den

goldenen Bleistifthalter an ihrer Uhrkette hervor, und schrieb, es war die Instruktion für den Polizeibeamten, auf die Karte ihres Neffen: »Kommen Sie sofort nach Mablethorpe-House.« Dann steckte sie dieselbe in die Tasche und kehrte in das Speisezimmer zurück.

Grace hatte indessen, dem erhaltenen Befehl gemäß, hier gewartet.

Im ersten Augenblick herrschte tiefes Schweigen; keine von beiden sprach ein Wort. Lady Janet befand sich jetzt mit ihrer Adoptivtochter allein; ihr Benehmen gegen dieselbe war auf einmal kalt und streng geworden; die Entdeckung, welche sie vorhin beim Eintritt in das Zimmer gemacht, beschäftigte noch immer ihre Gedanken. Julian hatte zwar die Versicherung gegeben, dass sie den Auftritt falsch auslegte, und sie hatte ihm, obgleich ganz gegen ihren Willen, auch glauben müssen; allein Mercy war sehr bewegt und verdächtig schweigsam gewesen. Mochte auch Julian keine Schuld haben — sie gab dies zu — denn Männer waren stets unergründlich; aber Mercys Betragen war nicht zu entschuldigen; in der Regel fallen Frauen nicht Männern in die Arme, ohne zu wissen, was sie damit tun. Julian konnte sie freisprechen, Mercy nimmermehr. »Sie haben eine Geheimnis miteinander«, dachte die alte Dame, »und sie ist die zu Tadelnde; immer liegt die Schuld an den Frauen!«

Mercy wartete geduldig und schweigsam, dass Lady Janet zuerst spreche; einigermaßen befangen begann diese schließlich:

»Grace!« — Ihre Stimme klang scharf, als sie sie anrief.

»Ja, Lady Janet?«

»Wie lange werden Sie noch so dasitzen, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne vom Boden aufzustehen. Haben Sie denn gar nichts zu sagen in Betreff der Nachricht, welche Julian soeben erhalten hat? Sie haben doch gehört, was der Diener gesagt hat. — Sind Sie sehr erschrocken?«

»Nein, Lady Janet.«

»Nicht einmal aufgeregt?«

»Auch das nicht.«

»Ha! So viel Mut hätte ich Ihnen nach den Erfahrungen, welche ich vor einer Woche darüber gemacht, nicht zugetraut. Ich gratuliere zu Ihrer Genesung. Haben Sie gehört? Ich gratuliere zu Ihrer Genesung.«

»Ich danke Ihnen, Lady Janet.«

»Ich bin nicht so ruhig wie Sie. In meiner Jugend waren wir alle leicht erregbar, und dies ist mir bis heute geblieben. Ich bin aufgeregt. Hören Sie? Ich bin aufgeregt.«

»Ich bedauere Sie deshalb.«

»Sie sind zu gütig. Aber wissen Sie, was ich nun tun werde?«

»Nein, Lady Janet.«

»Ich werde das ganze Haus zusammenrufen, das heißt die Männer, die Frauen sind ja zu nichts zu brauchen. Doch Sie scheinen sich dafür sehr wenig zu interessieren?«

»Im Gegenteile, Lady Janet, ich höre Ihnen aufmerksam zu.«

»Sie sind wirklich recht gut. Ich sagte, die Frauen seien zu nichts zu brauchen.«

»Jawohl, ich verstehe.«

»Ich will an jeden Eingang einen der Bedienten als Wachtposten stellen; und zwar tue ich es sogleich. Wollen Sie mich begleiten?«

»Bedürfen Sie dabei meiner Unterstützung?«

»Nicht im geringsten; denn hier im Hause befehle ich — nicht Sie. Der Grund, weshalb ich Sie mitnehmen wollte, war ein anderer; ich wollte Sie hier nicht allein zurücklassen. Verstehen Sie mich nun?«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, Lady Janet; doch ich mache mir nichts daraus, allein hier zurückzubleiben.«

»Sie machen sich nichts daraus? Das klingt ja ordentlich heldenmütig, wie in einem Roman! Wenn nun aber diese wahnsinnige Person hierher kommt?«

»Ich würde jetzt über sie nicht mehr so erschrecken, wie damals.«

»Seien Sie nicht zu vorschnell! Gesetzt den Fall — guter Gott! Jetzt erst denke ich daran — da ist ja der Wintergarten. Nun — den Fall gesetzt, sie ist da drinnen versteckt; und Julian durchsucht einstweilen den Garten. Wer wird dann im Wintergarten suchen?«

»Wenn Sie es erlauben, ich tue es gleich.«

»Sie!!?«

»Ja, wenn es Ihnen recht ist, gleich.«

»Das überrascht mich in der Tat! Nun, der Mensch lernt nie aus, ist ein altes Sprichwort. Ich habe mir eingebildet, Ihren Charakter zu kennen. Jetzt sehe ich, dass mir darin noch manches neu ist!«

»Sie vergessen, Lady Janet — wenn ich mir erlauben darf, so zu sagen — dass die Sache jetzt etwas anders liegt. Das erstemal hat mich ihr Erscheinen überrascht, jetzt bin ich darauf vorbereitet.«

»Fühlen Sie sich aber auch in Ihrem Innern so ruhig als Sie äußerlich scheinen?«

»Ja, Lady Janet, ganz so.«

»Tun Sie denn, was Sie wollen. Eine Vorsicht will ich für den Fall, als Sie Ihren Mut überschätzt haben, gebrauchen, das ist nämlich, einen Diener im Bibliothekzimmer aufzustellen; Sie brauchen dann nur zu klingeln, wenn Ihnen irgendetwas zustößt. Er gibt dann das Zeichen und ich handle demgemäß. Ich weiß schon, was ich zu tun habe«, sagte Lady Janet in dem angenehmen Bewusstsein, die Karte in der Tasche zu haben. »Machen Sie nicht solche Augen, als wollten Sie es wissen. Ich sage Ihnen doch nichts weiter — als dass es mir genügt. Noch einmal, und jetzt zum letzten Male fragte ich Sie — bleiben Sie hier, oder gehen Sie mit?«

»Ich bleibe hier.«

Dabei öffnete sie voll Artigkeit die Tür des Bibliothekzimmers für Lady Janet, und diese schritt hinaus. Mercy hatte während der ganzen Unterredung ein zwar ehrerbietiges, aber kühles Verhalten Lady Janet gegenüber beobachtet; nicht ein einziges Mal hatte sie die Augen bis zu ihr erhoben. Die feste Überzeugung, dass sie vielleicht schon in wenigen Stunden aus diesem Haus entlassen würde, schnürte ihr die Kehle zu; moralisch fühlte sie sich von ihrer Gebieterin, deren Liebe sie in einer Verkleidung gewonnen, schon jetzt getrennt. Lady Janet war gänzlich unfähig, die Veränderung in Mercy auf ihren wahren Grund zurückzuführen. So hatte sie in großer Verwirrung, und als notwendige Folge davon, in argem Unmut das Zimmer verlassen, um ihre häusliche Garnison zu

versammeln.

Mercy stand nun, die Tür in der Hand, und sah ihr mit beklommenem Herzen nach, wie sie durch die Räume in das Vorhaus eilte. Sie hatte die wohlwollende, aufgeweckte alte Dame wahrhaft geliebt und verehrt. Der Gedanke, binnen kurzem in Lady Janets Achtung so tief zu sinken, dass diese es für eine Beleidigung halten würde, ihren Namen nur aussprechen zu hören, erfüllte sie mit namenloser Wehmut.

Doch sie schauderte nun nicht mehr vor dem fürchterlichen Bekenntnis; ungeduldig sogar erwartete sie Julians Rückkehr, denn das Vertrauen, welches er in sie setzte, sie wollte es sich verdienen.

»Sie soll die Wahrheit bekennen, und zwar nicht aus kleinlicher Furcht vor Entdeckung, sondern um des Rechtes willen, das der von ihr Beschädigten gebührt; sie soll sie jetzt noch bekennen, so lange jene keine Macht hat, das Vergehen aufzudecken. Sie opfere alles, was sie durch den Betrug gewonnen, der heiligen Pflicht, denselben zu sühnen. Ist sie im Stande, so zu handeln, nur um ihres eigenen Gewissens, um des Allmächtigen willen — ungeachtet des persönlichen Nachteiles, der Schande und Entbehrung, welche es ihr bringt — hat sie mit dieser Reue den edlen Kern ihres Inneren geoffenbart; wir dürfen ihr dann wieder vertrauen, sie achten und lieben.« So klang es in ihr wieder, als spräche er jetzt zu ihr. »Sähe ich dann die Pharisäer und religiösen Schwärmer dieser niedrigen Welt sie mit Verachtung von sich weisen, ich böte ihr vor ihnen allen die Hand und riefte der Verlassenen und Betrübten zu, erhebe dich, du armes, krankes Herz! Gottes Engel jauchzen über dich, du schöne, gereinigte Seele! Dir ziemt ein Platz unter den edelsten Geschöpfen dieser Erde!« Ihr Inneres erbebte noch bei der Erinnerung an die Größe dieser Worte. Wer einmal Julian Gray sie hatte sagen hören, der konnte nicht anders, als um jeden Preis sein Vertrauen zu rechtfertigen suchen. »O!« dachte sie mit sehnsüchtigem Verlangen, während ihre Augen Lady Janet bis an das Ende des Bibliothekszimmers verfolgt hatten, »geschähe es nur, wovor sie zittern; käme nur Grace Roseberry hierher, furchtlos träte ich ihr jetzt gegenüber!«

Sie schloss die Tür, während Lady Janet eben in das Vorhaus trat.

Als sie sich umwendete und nun wieder in dem Speisezimmer stand, entrang sich ein Aufschrei der Überraschung ihrer Brust.

Denn — gerade als hätte ihr Wunsch sie herbeigezaubert, saß auf dem Stuhl, welchen sie soeben verlassen — Grace Roseberry, triumphierend, in finsterem Schweigen ihrer harrend.

14.

Der böse Dämon

Nachdem sich Mercy von dem ersten übermannenden Schreck über diesen unerwarteten Anblick erholt hatte, wollte sie rasch auf sie zueilen und ihre Verzeihung erflehen. Allein Grace hielt sie mit einer drohenden Handbewegung zurück. »Kommen Sie mir nicht in die Nähe«, sagte sie verächtlich in befehlendem Tone. »Bleiben Sie dort stehen!«

Mercy war betroffen; auf ein solches Entgegenkommen von Seite Gracens war sie nicht vorbereitet. Sie fasste die Lehne eines Stuhles, der neben ihr stand, um nicht umzusinken. Grace fuhr in demselben gebieterischen Tone fort

»Ich erlaube Ihnen nicht, sich in meiner Gegenwart hier zu setzen. Sie haben überhaupt kein Recht, in diesem Hause zu sein. Vergessen Sie denn, wer Sie sind und wer ich bin?«

Diese Worte an und für sich waren schon im höchsten Grade beleidigend. Der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, trieb Mercy das Blut in die Wangen. Sie erhob trotzig den Kopf und war im Begriffe, zornig etwas zu erwidern. Doch sie bezwang sich; Julian Gray fiel ihr ein, und seines in in sie gesetzten Vertrauens wollte sie sich würdig zeigen. Ihm zu Liebe wollte sie von Grace, die von ihr betrogen worden war, jede Schmähung geduldig ertragen.

So blieb sie ruhig und ergeben stehen. Schweigend sahen sie einander an — zum erstenmale wieder waren sie beide allein seit ihrer Begegnung in dem französischen Häuschen. Welcher Gegensatz damals, wie sie sich jetzt gegenüber traten. Grace Roseberry saß in ihrem Stuhl; klein und unscheinbar, die harten, drohenden Züge von krankhafter Blässe bedeckt und die abgezehrte Gestalt in ärmliche, schwarze Kleider gehüllt, sah sie neben Mercy Merrick verkommen aus, als gehörte sie den untersten Klassen der

Gesellschaft an. Mercys große, schöne Gestalt stand in reichem Seidenkleide hoch aufgerichtet vor ihr; sie neigte anmutig den Kopf in sanfter Ergebung; eine vollendete Schönheit, deren Anblick ein Vorrecht, die bewundern zu dürfen eine Auszeichnung schien. Hätte ein Fremder unter diesen beiden Erscheinungen — welche ihre romanhaften Rollen im wirklichen Leben abgespielt — raten sollen, welche die wahre Verwandte der Lady Janet Roy sei, und welche die Betrügerin, die es versucht, sich in die Stelle der anderen einzuschleichen — er hätte, ohne sich zu besinnen, Grace für die letztere und Mercy für die erstere erklärt.

Grace brach zuerst das Schweigen, nachdem sie ihr Opfer vorher mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zum Fuße gemessen hatte.

»Bleiben Sie da stehen. Ich sehe Sie mir gerne an«, sagte sie mit boshafem Wohlbehagen. »Jetzt hilft Ihnen kein Ohnmächtigwerden. Jetzt ist keine Lady Janet Roy in der Nähe, um Sie zu laben, und auch keine Herren, um Sie aufzuheben. Mercy Merrick, endlich habe ich dich! Gott sei Dank dafür. Jetzt ist die Reihe an mir. Du entkommst mir nun nicht mehr!«

All die Kleinlichkeit des Herzens und des Verstandes, mit welcher Grace damals im französischen Häuschen Mercys traurige Lebensgeschichte angehört und aufgenommen hatte, trat auch jetzt hervor. Sie hatte damals die leidende und reumütige Sünderin von sich gestoßen, anstatt ihr hilfreich die Hand zu bieten; jetzt rächte sie sich für die erlittene Unbill mit wilder, erbarmungsloser Schadenfreude. Mercy antwortete ihr geduldig mit weicher, gedämpfter Stimme:

»Ich bin Ihnen durchaus nicht ausgewichen«, sagte sie. »Hätte ich gewusst, dass Sie hier im Hause sind, ich wäre von selbst zu Ihnen gekommen; denn es ist mein innigster Wunsch, Ihnen zu bekennen, dass ich mich so schwer gegen Sie versündigt habe, und alles tun will, um meine Schuld zu sühnen. Das Verlangen, Ihre Verzeihung zu gewinnen, ist zu mächtig in mir, als dass Ihr Anblick mich hätte erschrecken können.«

Sie sprach diese versöhnlichen Worte einfach und würdevoll; Grace Roseberry geriet jedoch dadurch in Wut.

»Wie können Sie es wagen, mich wie Ihresgleichen zu behandeln?« brach sie aus. »Sie benehmen sich ganz, als ob Sie hier in Ihrem Rechte wären, Sie Nichtswürdige! Das ist mein Platz hier — und was muss ich tun? Ich muss in dem Garten hin und her laufen, um von den Dienstleuten nicht erwischt zu werden, muss mich wie eine Diebin verstecken und wie eine Bettlerin draußen warten. Und warum alles das? Bloß, damit ich ein Wort mit Ihnen reden kann. Ja, mit Ihnen, der Zuchthäuslerin, der Straßendirne!«

Mercy ließ den Kopf noch tiefer sinken; zitternd hielt sich ihre Hand an der Stuhllehne fest.

Sie konnte die Schmähungen kaum ertragen. Allein Julian schwebte ihr vor und sie ertrug sie. Geduldig antwortete sie:

»Wenn es Ihnen Vergnügen macht, mich so schwer zu kränken — ich habe freilich kein Recht, mich dagegen aufzulehnen.«

»Sie haben überhaupt kein Recht!« gab Grace zurück. »Nichts gehört Ihnen, nicht einmal das Kleid, das Sie tragen. Sehen Sie sich an und dann mich?« Dabei flog ihr wilder, stierer Blick über das kostbare Seidenkleid, welches Mercy trug. »Von wem haben Sie dies Kleid, dieses Geschmeide? Alles von Lady Janet, ich weiß es. Sie schenkte es Grace Roseberry. Die sind Sie nicht. Das Kleid, die Armbänder, alles gehört mir; sie waren für mich bestimmt.«

»Sie werden sie sehr bald bekommen, Miss Roseberry; ich trage sie nicht mehr lange.«

»Was soll das heißen?«

»Sie sind zwar grausam gegen mich, allein meine Pflicht gebietet es, den Schaden, den ich verursacht, wieder gut zu machen. Ich will und werde — die Wahrheit bekennen.«

Grace lachte höhnisch.

»Sie wollen die Wahrheit bekennen!« sagte sie. »Meinen Sie, ich bin die Närrin, die dies glaubt? Sie sind nichts als eine schändliche, unverschämte Lügnerin von Anfang bis zu Ende! Sie sollten aus freiem Antrieb ihre Kleider, Ihre Kostbarkeiten, Ihre Stellung hier im Hause — Sie sollten alles aufgeben und in das Besserungshaus zurückkehren? Nein, Sie tun das nicht — Sie nicht!«

Über Mercys Gesicht zog allmählich eine leise Röte; doch sie hielt sich zurück; Julians veredelnder Einfluss wirkte noch in ihr fort; bis jetzt konnte sie noch zu sich selber sagen: »Lieber alles andere, als Julian Gray täuschen!« Seine Worte hatten ihr den Mut und die Kraft verliehen, ihre jetzigen Qualen geduldig zu ertragen; aber an einem zeigte es sich, welche Mühe sie dies kostete; sie unterwarf sich schweigend — ruhig zu sprechen, war sie nicht mehr im Stande.

Gerade dies stumme Dulden reizte Grace Roseberry aufs äußerste.

»Sie werden die Wahrheit nicht bekennen«, fuhr sie fort. »Sie hätten es eine volle Woche hindurch tun können und Sie haben es nicht getan. Nein, nein! Sie sind eine von denjenigen, die bis zum letzten Augenblicke lügen und betrügen. Um so besser, dann kann ich Sie vor dem ganzen Hause bloßstellen. Man wird mich dafür preisen, dass ich die Veranlassung war, Sie dorthin zurückzustoßen, woher Sie gekommen — in die Straßen. O! Beinahe alle erlittene Unbill könnte ich über der Lust vergessen, mit welcher ich Sie am Arme eines Polizisten, den höhrenden, schreienden Pöbel hinterdrein, in das Gefängnis führen sehe!«

Das war zu viel; eine solche Beschimpfung konnte sie nicht mehr ertragen. Sie musste sich gegen ihre Quälerein wehren.

»Miss Roseberry« sagte sie, »ich habe bisher ohne Murren jede Kränkung von Ihnen ertragen. Ersparen Sie mir jetzt jede fernere Beleidigung. Ich wiederhole es Ihnen abermals und abermals, Ihnen soll Ihr Recht werden. Es ist mein fester Entschluss — ich will alles bekennen!«

Ihre Stimme zitterte, als sie diese Worte sprach. Grace blickte sie, ungläubig lächelnd, mit unsäglicher Verachtung an.

»Sie brauchen nur nach der Glocke zu greifen«, sagte sie, »ziehen Sie daran.«

Mercy war sprachlos vor Überraschung; sie verstand sie nicht.

»Sie sind eine vollendete Büßerin — Sie können es nicht erwarten, die Wahrheit zu bekennen«, fuhr die andere fort. »Gut, so bekennen Sie vor aller Welt und auf der Stelle. Rufen Sie nur Lady Janet — Mister Gray — Mister Holmcroft — die Dienstleute — rufen

Sie sie alle herein; werfen Sie sich in ihrer Gegenwart auf die Knie und erklären Sie sich selbst als eine Betrügerin. Dann glaube ich Ihnen — aber früher nicht.«

»Treiben Sie mich nicht so weit, dass ich Ihre Feindin werde!« rief Mercy beschwörend.

»Was liegt mir daran, ob Sie meine Feindin sind oder nicht.«

»Treiben Sie es nicht weiter — o, tun Sie es nicht — um Ihrer selbst willen.«

»Um meiner selbst willen? Sie Unverschämte! Meinen Sie, mir etwa drohen zu können?«

Die Erregung in Mercy steigerte sich von Augenblick zu Augenblick; ihr Herz pochte immer heftiger, immer glühender brannten ihre Wangen; doch mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung bezwang sie sich.

»Haben Sie Erbarmen mit mir!« rief sie flehend. »Ich weiß, ich habe schlecht gehandelt, aber darum bin ich doch noch immer ein Weib wie Sie. Ich kann es nicht über mich gewinnen, meine Schuld vor allen Hausbewohnern aufzudecken. Lady Janet liebt mich wie eine Tochter; Mister Holmcroft soll in einer Woche mein Gatte werden. Ich kann nicht ihnen ins Gesicht sagen, dass ich sie hintergangen habe. Sie sollen es ja trotzdem alle erfahren; heute noch, ich schließe früher kein Auge, sage ich Mister Julian Gray die volle Wahrheit.«

Grace brach in ein lautes Lachen aus. »Aha!« rief sie mit wilder, roher Lustigkeit aus. »Jetzt ist es endlich heraus!«

»Nehmen Sie sich in Acht!« sagte Mercy. »Nehmen Sie sich in Acht!«

»Mister Julian Gray! Ich bin hinter der Billardzimmertür gestanden und habe gehört, wie Sie ihn freundlich einluden, hereinzukommen. O, diesem die Wahrheit zu bekennen, ist für Sie keineswegs fürchterlich; im Gegenteile!«

»Es ist genug, Miss Roseberry! Sprechen Sie nicht weiter. Um Gottes willen, sage ich Ihnen, bringen Sie mich nicht zum äußersten! Sie haben mich lange genug gefoltert.«

»Sie sind nicht umsonst in den Straßen umhergelaufen. Sie wissen sich zu helfen; es ist immer gut, wenn man Vorrat hat. Geht Mister Holmcroft nicht ins Netz, so bleibt Ihnen noch Mister Julian Gray. Ah! Sie machen es wirklich gut. Aber ich werde Mister Holmcroft die Augen öffnen; er soll erfahren, mit wem er sich verbunden hätte, wäre ich nicht gewesen.«

Sie stockte, eine weitere, noch härtere Beleidigung blieb unausgesprochen.

Das Wesen, welches sie so gröblich beschimpft hatte, kam jetzt auf sie zu. Grace starrte hilflos zu ihr empor; aus Mercys zornsprühendem Gesicht war plötzlich alles Blut gewichen, als sie sich drohend über ihre Quälerin beugte.

»Sie werden Mister Holmcroft die Augen öffnen«, wiederholte Mercy langsam; »er soll erfahren, mit wem er sich verbunden hätte, wären Sie nicht gewesen!«

Sie hielt inne. Dann richtete sie eine Frage an Grace Roseberry, bei welcher dieser ein Schrecken durch alle Glieder fuhr.

»Wer sind Sie?«

Die unterdrückte Wut in Blick und Ton, als sie diese Worte sprach, zeigten deutlicher als jeder heftige Ausbruch, dass Mercys Geduld nunmehr erschöpft war. In der Abwesenheit des Schutzengels hatte der böse Dämon sein Werk vollbracht. Julian Gray hatte ihr besseres Selbst emporgehoben, jetzt sank es wieder, durch die Bosheit eines Weibes schändlich vergiftet, in die Nacht zurück. Mercy brauchte nur zu wollen, sie konnte sich leicht und furchtbar rächen für den ihr zugefügten Schimpf. Außer sich vor Wut und Entrüstung zauderte sie nicht mehr — sondern ergriff das Mittel, das ihr zu Gebote stand.

»Wer sind Sie?« fragte sie noch einmal.

Grace stand auf und versuchte zu sprechen. Mercy hielt sie mit einer verächtlichen Handbewegung zurück.

»Jetzt erinnere ich mich erst!« fuhr sie mit verhaltenem Zorn im selben stolzen Ton fort. »Sie sind die Irrsinnige aus dem deutschen Hospital, die schon vor einer Woche hier gewesen ist? Ich fürchte mich nicht mehr vor Ihnen. Setzen Sie sich, Mercy Merrick und ruhen Sie sich aus.«

Kalt und unbekümmert redete sie sie bei diesem Namen an, als sei er der ihre; dann schritt sie an ihr vorbei und ließ sich in dem Stuhl nieder, welchen beim Beginn ihrer Unterredung Grace ihr verweigert hatte.

Grace sprang empor.

»Was soll das heißen?« fragte sie.

»Nichts anderes«, antwortete Mercy verächtlich, »als dass ich jedes Wort, das ich bisher gesprochen, wieder zurücknehme. Ich will und werde meinen Platz hier im Hause behaupten.«

»Sind Sie von Sinnen?«

»Sie stehen neben der Glocke. Ziehen Sie sie jetzt, wie Sie das vorhin mir geraten haben. Rufen Sie das ganze Haus zusammen und fragen Sie dann, welche von uns beiden die Wahnsinnige ist — Sie oder ich?«

»Mercy Merrick, Sie werden das bis an ihr Lebensende zu bereuen haben.«

Mercy erhob sich und starrte mit flammenden Augen auf die trotzig sprecherin vor ihr.

»Kein Wort mehr!« sagte sie. »Verlassen Sie das Haus sogleich, so lange Sie es noch verlassen können. Wenn Sie hier bleiben, so rufe ich Lady Janet Roy.«

»Das können — das dürfen Sie nicht!«

»Ich — nicht können — nicht dürfen. Sie haben nicht den Schatten eines Beweises gegen mich in Händen. Ich besitze die Papiere; dies hier ist mein Platz; Lady Janet hat mir ihr Vertrauen geschenkt. Und Sie müssen mir glauben — ich behalte meine Kleider, meine Armbänder, ich behaupte meine Stellung hier im Hause. Ich leugne es, dass ich ein Unrecht begangen. Die menschliche Gesellschaft hat mich grausam behandelt, ich bin ihr darum nichts schuldig. Ich habe sogar ein Recht, von ihr Vorteil zu ziehen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Ich leugne es auch, Ihnen einen Schaden zugefügt zu haben; wie hätte ich es denn wissen können, dass Sie wieder lebendig werden? Habe ich Ihrem Namen, Ihrem Charakter vielleicht Unehre gemacht? Ganz das Gegenteil davon; Sie können

sich bei mir bedanken, denn jedermann hier liebt und achtet mich. Glauben Sie, Lady Janet hätte Sie so lieb gewonnen wie mich? Niemals! Ich sage Ihnen ins Gesicht, dass ich Ihre Stelle tausendmal besser und würdiger ausgefüllt, als Sie es getan haben würden. Darum, ich gebe Ihren Namen nicht auf, ich gebe Ihnen das geraubte Recht nicht wieder zurück! Treiben Sie es also zum äußersten, ich trotze Ihnen!«

Unaufhaltsam waren diese schonungslosen Worte hervorgezungen. Es war nicht möglich, sie zu unterbrechen, bis sie endlich atemlos und erschöpft innehielt. Grace ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihr bot.

»Sie trotzen mir?« erwiderte sie entschlossen. »Sie werden es nicht mehr lange tun. Ich habe nach Kanada geschrieben. Meine Freunde dort werden für mich sprechen.«

»Und wenn sie es tun, was dann? Ihre Freunde sind hier fremd. Ich bin die Adoptivtochter Lady Janets, sie wird nicht ihnen glauben, sondern mir. Wenn sie an sie schreiben, wird sie die Briefe verbrennen; wenn sie hierher kommen, weist sie ihnen die Tür. Ich bin in einer Woche Mistress Horace Holmcroft; dann kann meine Stellung niemand mehr erschüttern, niemand mehr mich angreifen.«

»Warten Sie erst noch. Die Hausmutter im Besserungshaus haben Sie vergessen?«

»Finden Sie sie auf, wenn Sie können. Ich habe Ihnen ihren Namen verschwiegen; Sie wissen nicht einmal, wo das Besserungshaus ist.«

»Ich setze Ihren Namen in die Zeitung und erfahre so, wer die Hausmutter ist.«

»Tun Sie dies, in welcher Zeitung Londons Sie wollen. Glauben Sie denn, ich hätte einer Fremden, wie Ihnen, meinen wahren Namen gesagt? Mercy Merrick hieß ich erst, als ich England verließ. Dieser Name ist der Hausmutter völlig unbekannt; er ist es auch Mister Holmcroft. Er traf in dem französischen Häuschen mit mir zusammen, während Sie bewusstlos auf dem Bette lagen. Mein Krankenpflegerinkleid war unter meinem grauen Mantel versteckt; weder er, noch sonst jemand hat mich darin gesehen. Man hat auf

dem Kontinent Nachforschungen angestellt, doch — ich weiß es zufällig von der Person, die sie angestellt — sie blieben erfolglos. Ich bin in Ihrer Stelle sicher, man kennt mich unter Ihrem Namen. Ich bin Grace Roseberry und Sie sind Mercy Merrick. Beweisen Sie das Gegenteil, wenn Sie können!«

Sie sprach diese Worte mit stolzer Sicherheit, im Bewusstsein ihrer Unantastbarkeit und deutete nach der Tür des Billardzimmers.

»Sie sind da versteckt gewesen, Sie haben es selbst eingestanden«, sagte sie. »Sie kennen also den Weg, um von hier zu entkommen. Verlassen Sie das Zimmer!«

»Ich rühre mich nicht von der Stelle!«

Mercy schritt zu einem Seitentisch und legte die Hand auf den Drücker der Glocke.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür des Billardzimmers. Julian Gray, von seiner erfolglosen Durchsuchung des Gartens zurückkehrend, erschien auf der Schwelle.

Er hatte sie noch kaum überschritten, so ward auch die Tür des Bibliothekzimmers aufgestoßen; der dort drinnen aufgestellt gewesene Diener zog sich zurück und ließ Lady Janet Roy eintreten; ihr folgte auf dem Fuße Horace Holmcroft, das Hochzeitsgeschenk seiner Mutter für Mercy in der Hand.

15.

Der Polizeimann in Zivil

Julian ließ seinen Blick rasch durch das Zimmer schweifen und blieb in der geöffneten Tür wie angewurzelt stehen.

Seine Augen hafteten — zuerst auf Mercy, dann auf Grace.

Sie sahen beide so verstört aus, dass er keinen Augenblick über die Art ihrer Unterredung im Zweifel sein konnte. Was er gefürchtet hatte, war nunmehr wirklich geschehen; sie waren allein zusammengetroffen, ohne dass jemand sich ins Mittel gelegt hätte. Inwieweit sie sich von Wut und Hass hatten hinreißen lassen, war er jetzt noch gänzlich außer Stande zu beurteilen. Für den Augenblick, so lange seine Tante im Zimmer war, konnte er nur die Gelegenheit abwarten, um mit Mercy zu sprechen, und dann darüber wachen, dass Grace nicht unnötig und ungebührlich beleidigt werde.

Das Verhalten Lady Janets, als sie in das Speisezimmer trat, entsprach vollkommen ihrem ganzen Charakter.

Sie erkannte sofort die Fremde, welche hier eingedrungen war, und blickte Mercy streng an. »Habe ich es Ihnen nicht gesagt?« rief sie. »Sind Sie recht erschrocken? Nein! Nicht im Geringsten! Das ist merkwürdig!« Sie wandte sich zu dem Bedienten. »Warten Sie im Bibliothekzimmer, ich werde Sie vielleicht noch brauchen.« — Dann zu Julian. »Überlassen Sie alles mir, ich weiß, was ich zu tun habe.« Horace winkte sie, stehen zu bleiben und sich ruhig zu verhalten. Nachdem sie so jedem gesagt, was sie für notwendig befunden hatte, näherte sie sich der Stelle, wo Grace mit gerunzelter Stirn und trotzig geschlossenen Lippen stand.

»Ich will Sie weder beleidigen, noch Ihnen sonst durch eine harte Behandlung wehe tun«, begann Lady Janet ruhig. »Ich will Sie nur darüber aufklären, dass ihre wiederholten Besuche hier durchaus zu keinem für Sie befriedigenden Resultat führen werden. Hoffentlich

zwingen Sie mich nicht, Ihnen noch ärgeres zu sagen — Sie werden begreifen, dass ich wünsche, Sie mögen sich entfernen.«

So sprach sie rücksichtsvoll zu Grace, in Anbetracht ihres vermeintlich gestörten Geisteszustandes. Diese jedoch fuhr sogleich heftig auf.

»Um des Andenkens an meinen Vater, um meiner selbst willen«, antwortete sie, »fordere ich Gehör. Ich lasse mich nicht fortschicken.« Dabei setzte sie sich ohne weiteres in Gegenwart der Herrin des Hauses selbst auf einen Stuhl nieder.

Lady Janet wartete einen Augenblick — um nicht die Herrschaft über sich zu verlieren. Inzwischen ergriff Julian die Gelegenheit und versuchte, Grace zum Nachgeben zu bewegen.

»So halten Sie, was Sie versprochen?« fragte er sanft. »Haben Sie mir nicht Ihr Wort gegeben, Mablethorpe-House nicht mehr zu betreten?«

Da unterbrach ihn Lady Janet. Sie hatte die Herrschaft über sich wieder vollständig gewonnen und antwortete nun Grace mit einer nicht zu missdeutenden Handbewegung nach der Tür.

»Wenn Sie meinen Rat nicht befolgt haben, bis ich dort an der Tür angelangt bin«, sagte sie, »so sollen Sie sehen, dass Ihnen auch der Trotz nichts mehr nützen kann. Ich bin gewohnt, dass man mir gehorche, und verlange darum auch Gehorsam. Zwingen Sie mich nicht, strengere Maßregeln zu ergreifen; gehen Sie, ehe es zu spät ist!«

Sie schritt langsam dem Bibliothekszimmer zu. Julian wollte abermals versuchen, auf Grace zu wirken, allein seine Tante hielt ihn mit einer energischen Handbewegung zurück, als wollte sie ihm sagen: ich dulde keine Einmischung. Sein zweiter Blick fiel auf Mercy. Sie stand noch immer mit gesenktem Kopf regungslos da; es schien fast, als wollte sie an allem, was vorging, gar keinen Anteil nehmen; nicht einmal Horace gelang es, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Lady Janet stand jetzt an der Tür und blickte über die Schulter zurück nach der kleinen, unbeweglichen Gestalt auf ihrem Stuhle.

»Nun, wollen Sie gehen?« fragte sie zum letztenmale.

Grace sprang zornig auf und richtete ihre Gift sprühenden Augen auf Mercy.

»Ich lasse mich nicht aus dem Hause weisen, so lange diese Betrügerin noch vor mir steht«, sagte sie. »Der Gewalt weiche ich, aber nur ihr. Ich behaupte meinen Anspruch auf die Stelle, die dies Weib hier mir gestohlen hat. Es nützt auch nichts, wenn Sie mich deshalb schelten«, fuhr sie mürrisch zu Julian gewendet fort, »so lange diese Person unter meinem Namen in diesem Hause lebt, so lange gebe ich meine Besuche hier nicht auf. In Ihrer aller Gegenwart wiederhole ich, dass ich an meine Freunde in Kanada geschrieben! Sie soll nun vor Ihnen allen leugnen, wenn sie es kann, dass sie die Abenteurerin, die Verlorene, dass sie Mercy Merrick ist!«

Diese Herausforderung zwang Mercy, ihre untätige Haltung aufzugeben und um Ihrer eigenen Verteidigung willen sich an den Verhandlungen zu beteiligen. Sie musste jetzt Grace entgegentreten und ihr Trotz bieten. Sie wollte sprechen — Horace hielt sie zurück.

»Sie ist nicht wert, dass Sie ihr antworten«, sagte er. »Geben Sie mir Ihren Arm, wir verlassen das Zimmer.«

»Ja, führen Sie sie nur hinaus!« rief Grace. »Sie muss sich wohl schämen, einer ehrlichen Frau unter die Augen zu treten. An ihr ist es, das Zimmer zu verlassen — nicht an mir!«

Mercy zog die Hand aus Horacens Arm und sagte ruhig: »Lassen Sie mich hier.«

Horace gab nicht nach. »Ich kann es nicht hören«, versetzte er, »wie sie Sie beschimpft; es empört mich, wenn ich gleich weiß, dass man sie dafür nicht verantwortlich machen kann.«

»Beruhigen Sie sich«, sagte Lady Janet mit einem raschen Blick auf Julian. »Niemand soll mehr von ihr zu leiden haben.«

Dabei zog sie die Karte ihres Neffen aus der Tasche und öffnete die Tür des Bibliothekzimmers.

»Gehen Sie zu der nächsten Polizeistation«, sagte sie zu dem eintretenden Diener, »und übergeben Sie diese Karte dem diensthabenden Chef mit der Weisung, keinen Augenblick zu säumen.«

»Halt!« rief Julian, ehe noch seine Tante die Tür schließen konnte.

»Was soll das?« fragte Lady Janet scharf. »Ich habe meinen Befehl erteilt.«

»Lassen Sie mich vorerst noch ein paar Worte allein mit dieser Dame sprechen«, erwiderte Julian auf Grace deutend. »Dann«, fuhr er, sich in ziemlich auffälliger Weise an Mercy wendend, fort, »hätte ich an Sie die Bitte zu stellen, mir eine kurze Unterredung zu gewähren.«

Mercy verstand die Anspielung und bebte vor seinem Anblick zurück. Sie wechselte die Farbe und schwieg in peinlichster Aufregung. Julian hatte sie leise an ihr früheres Gespräch gemahnt und damit in ihrem Innern den Kampf mit ihrem bessern Selbst von neuem angefacht. Sie war nahe daran, das Edle in sich Herr werden zu lassen — sich zu jener Erhabenheit empor zu schwingen, welche selbst die schmerzlichste Kränkung vergessen kann — aber Gracens Bosheit sah in ihrem Zögern einen Anlass, um abermals in beleidigender Weise ihre Unterredung mit Julian Gray zu berühren.

»O, bitte, Sie brauchen sich nicht zu fürchten, wenn er mit mir allein ist«, sagte sie mit krampfhaft affektierter Höflichkeit. »Ich habe gar keinen Grund, an Mister Julian Gray eine Eroberung machen zu wollen.«

Horace, welchen schon Julians Bitte an Mercy eifersüchtig und misstrauisch gemacht hatte, wollte eben hierauf etwas erwidern, da kam ihm Mercy zuvor. Die Entrüstung hatte sie in diesem Augenblick übermannt.

»Ich danke Ihnen, Mister Gray«, sprach sie zu Julian gewendet, jedoch ohne ihn anzublicken. »Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen; ich werde Sie nicht weiter bemühen.«

Mit diesen raschen, unüberlegten Worten nahm sie das Bekenntnis zurück, zu dem sie sich selbst verpflichtet hatte, und trat wieder in ihre angemäÙte Stellung zurück im Angesichte des Wesens, dem sie dieselbe entzogen hatte!

Horace schwieg, allein er war keineswegs beruhigt. Er sah, wie Julian seine Augen traurig forschend auf Mercy heftete, während sie sprach und hörte ihn tief seufzen, als sie geendet hatte. Er bemerkte

endlich, wie dieser nach einem kurzen, ernsten Nachdenken und einem flüchtigen Blick auf die ärmliche, schwarze Gestalt hinter ihm — plötzlich, wie von einem Gedanken durchzuckt den Kopf erhob.

»Geben Sie mir die Karte«, rief er dem Diener in einem Tone zu, dem man die Entschlossenheit anhörte. Der Bediente gehorchte.

Ohne weiter darauf zu achten, dass Lady Janet in dieser Angelegenheit keine fremde Einmischung dulden wollte, zog er den Bleistift aus seinem Taschentuch hervor und fügte den auf der Karte bereits stehenden Worten noch seine eigenhändige Unterschrift bei. Als er damit fertig war, gab er dem Diener die Karte zurück und wandte sich zu seiner Tante:

»Verzeihen Sie, dass ich es gewagt, in diesem Falle etwas eigenmächtig zu handeln; ernste Gründe, die ich Ihnen zu einer passenderen Zeit mitteilen werde, haben mich dazu genötigt. Im übrigen will ich Ihnen in Ihrem weiteren Vorgehen in keiner Weise hinderlich sein. Was ich eben getan, wird im Gegenteil dazu beitragen, dass Sie Ihre Absicht erreichen.«

Bei diesen Worten hielt er den Bleistift, mit dem er seinen Namen unterschrieben, in die Höhe.

Lady Janet war überrascht und, vielleicht nicht ganz ohne Grund, verletzt. Sie antwortete nicht, sondern winkte nur dem Diener mit einer Handbewegung, die Karte zu bestellen.

Es entstand eine Stille im Zimmer. Die Augen aller Anwesenden richteten sich mehr oder minder ängstlich auf Julian. Mercy fühlte etwas wie Überraschung und Schrecken. Horace war gleich Lady Janet verletzt, ohne eigentlich zu wissen, warum. Sogar Grace Roseberry empfand das drückende Vorgefühl eines heranziehenden Ereignisses, auf welches sie nicht vorbereitet war. Julians Worte und Handlungen waren, seitdem er die Karte beschrieben, in undurchdringliches Dunkel gehüllt; niemand von allen, die ihn umgaben, konnte sich erklären, weshalb.

Dennoch wäre der Grund zu seinem Benehmen mit zwei Worten gesagt gewesen: er hielt an dem Glauben fest, dass Mercy edlerer Natur sei.

Nach der Sprache, welche Grace in seiner Gegenwart gegen

Mercy gebraucht, war es leicht zu erraten, wie schonungslos sie ihren Vorteil jener gegenüber ausgebeutet haben mochte, als Julian ihre Unterredung störte. Anstatt in Mercy das Mitgefühl und den Sinn für Recht zu erwecken — anstatt ihre Zerknirschung freundlich aufzunehmen, und sie zu vollständiger und unverzüglicher Sühne aufzumuntern — hatte Grace sie offenbar aufs äußerste verletzt und beschimpft. Dies hatte Mercys Geduld erschöpft, und so war sie dem Drucke unerträglicher Härte unterlegen.

Das einzige Mittel, das Unheil wieder gut zu machen, wäre — wie Julian vorausgesehen — eine Unterredung mit Grace allein gewesen. Er musste durch die Anerkennung ihrer gerechten Ansprüche sie zu besänftigen und zu bewegen suchen, dass sie es ihm überlasse, Mercy ihr Bedauern und ihre Entschuldigung für die ihr zugefügte Beleidigung auszudrücken und damit eine freundliche Verständigung zwischen ihnen herbeizuführen.

In diesem Sinne hatte er gewünscht, zuerst mit der einen und dann mit der anderen allein zu sprechen. Nach dem, was unterdessen vorgefallen, nach der neuerlichen Beschimpfung von Seite Gracens und der dadurch erpressten Antwort Mercys war es ihm nunmehr klar geworden, dass eine Einmischung, wie er sie beabsichtigt, nicht den geringsten Erfolg haben würde.

Es blieb nichts übrig, als das Schreckliche geschehen, das heißt die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen und dabei einzig und allein auf Mercys edlere Natur zu vertrauen.

Wenn der Polizeibeamte eintrat; wenn es ihr klar wurde, welche Folgen sein Einschreiten haben werde; wenn sie nur die Wahl hatte, entweder Grace in ein Narrenhaus gesteckt zu sehen oder selbst die Wahrheit zu bekennen — was würde sie dann tun? War das Vertrauen, welches Julian in sie setzte, begründet, so würde sie alle ihr angetane Schmähung großmütig verzeihen und der von ihr Beschädigten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Sollte jedoch sein Glaube nur der blinde Wahn eines durch Liebe betörten Mannes gewesen sein — sollte sie angesichts einer solchen Wahl dennoch auf ihrem Unrecht beharren, was dann?

Julian ließ diese Möglichkeit in seinen Gedanken gar nicht

aufkommen; für ihn bedurfte es nur des Erscheinens des Polizeibeamten, um ihr den rechten Weg zu zeigen. Er hatte vorher schon, um ein Unheil von Seiten Lady Janets zu verhüten, den Chef der Polizeistation die Weisung zukommen lassen, der auf der Karte angegebenen Aufforderung nur dann Folge zu leisten, wenn dieselbe seine Unterschrift trage. Er war sich der Verantwortlichkeit, welche er damit übernahm, völlig und bewusst und ebenso kannte er seine Stellung Mercy gegenüber, welche ihn durch das Zurückziehen eines Bekenntnisses außer Stand gesetzt hatte, sich auf dasselbe zu berufen — aber eben dies hatte ihn veranlasst, ohne Zögern seinen Namen zu unterzeichnen; und jetzt stand er — unter allen der einzig Gefasste — da, den Blick auf diejenige gerichtet, deren besseres Selbst er bis aufs äußerste zu verteidigen entschlossen war.

In Horace war die angefachte Eifersucht nicht wieder zur Ruhe gekommen. Argwöhnisch führte er Julians ernste Haltung und Mercys niedergeschlagenes Wesen auf ein geheimes Einverständnis zwischen beiden zurück. Da er nun keine Veranlassung hatte, offen dagegen einzuschreiten, so versuchte er, sie zu trennen.

»Sie haben eben den Wunsch geäußert«, wandte er sich an Julian, »mit dieser Person — er deutete dabei auf Grace — einige Worte unter vier Augen sprechen zu können. Sollen wir uns zurückziehen, oder gehen Sie mit ihr zu diesem Zwecke in das Bibliothekzimmer?«

»Ich habe ihm nichts allein zu sagen«, brach Grace aus, ehe noch Julian antworten konnte. »Ich weiß es genau, dass er der letzte ist, der mir Gerechtigkeit widerfahren ließe. Er ist völlig blind. Wenn ich überhaupt mit jemand unter vier Augen spreche, so ist es mit Ihnen, denn Sie haben mehr als alle anderen ein Interesse daran, die Wahrheit zu entdecken.«

»Was meinen Sie damit? Ich verstehe Sie nicht.«

»Haben Sie Lust, eine Straßendirne zu Ihrer Gattin zu machen?«

Horace trat einen Schritt näher. Sein zorniger Blick sagte deutlich, dass er jeden Augenblick dazu bereit sei, die unverschämte

Verleumderin eigenhändig aus dem Hause zu stoßen. Lady Janet hielt ihn zurück.

»Sie hatten recht mit Ihrem eben gemachten Vorschlag, dass Grace besser das Zimmer verlasse«, sagte sie. »Wir gehen alle drei. Julian soll hier bleiben und dem Manne, wenn er hierher kommt, die nötigen Weisungen geben. Kommen Sie.«

Aber nein. Sonderbar genug war es jetzt Horace, welcher selbst Mercy zum Bleiben zu bewegen suchte. Er war zu empört, um zu bemerken, dass er seiner Würde damit etwas vergab, wenn er sich mit einer Irrsinnigen, denn dafür hielt er sie ja doch, auf gleiche Linie stellte. Zum Erstaunen seiner Umgebung schritt er nach einem Seitentisch und ergriff ein Etui, welches er beim Hereinkommen dort hingestellt hatte. Es enthielt das Hochzeitsgeschenk seiner Mutter für Mercy, welches er eben mitgebracht hatte. Sein verletztes Selbstgefühl benutzte nun die willkommene Gelegenheit, um durch die öffentliche Überreichung dieser Gabe seine Verlobte zu rächen.

»Warten Sie!« rief er zornig aus. »Dieser Elenden gebührt vorerst eine Antwort. Zu hören und zu sehen vermag sie noch; so soll sie hören und sehen.«

Er öffnete das Etui und nahm ein prächtiges Perlenhalsband in antiker Fassung heraus.

»Grace«, sagte er in feierlichem Tone, »meine Mutter sendet Ihnen mit ihren Grüßen auch ihre Glückwünsche zu unserer bevorstehenden Vermählung und bittet Sie, diese Perlen als einen Teil Ihres Hochzeitsstaates von ihr anzunehmen. Sie hat sie selbst als Braut getragen und will Ihnen, die Sie demnächst ein Glied unserer Familie werden sollen, mit diesem Familienschmuck einen Beweis ihrer Liebe geben.«

Er hob die Perlenschnur empor und befestigte sie an Mercys Halse.

Julian beobachtete sie in atemloser Spannung, wie sie die Probe bestehen würde, zu welcher Horace sie ahnungslos verurteilt hatte.

Durch die beleidigende Haltung Grace Roseberrys war aber Mercys Stolz von neuem erwacht, und dieser litt es nicht, dass sie sich jetzt vor ihrer Feindin erniedrigte; sie würde in diesem

Augenblicke jeder besseren Einsicht Trotz geboten haben, nur um Gracens willen. Mit leuchtenden Augen, wie eben nur Frauenaugen beim Anblick von Juwelen leuchten können, empfing sie, den schönen Kopf anmutig neigend, das Halsband. Ihr Antlitz färbte sich in freudiger Erregung; der volle Reiz ihrer Schönheit trat hervor. Sie hatte Grace Roseberry gänzlich geschlagen! Julian senkte traurig den Kopf, sollte er sich in ihr getäuscht haben?

Horace ordnete die Perlen an Mercys Halse und sagte, sie mit Stolz betrachtend:

»Als Ihrem künftigen Gatten ist es mir erlaubt, Sie damit zu schmücken. So, und jetzt«, fügte er mit einem verächtlichen Seitenblick auf Grace hinzu, »können wir in das Bibliothekzimmer gehen. Sie hat nun gehört und gesehen; das wollte ich haben.«

Damit glaubte er, sie zum Schweigen gebracht zu haben; doch nein, ihr Widerstand war dadurch nur noch mehr gereizt.

»An Sie wird die Reihe kommen, zu sehen und zu hören«, gab sie zurück; »wenn ich nur erst meine Beweise aus Kanada habe. Sie werden hören, dass Ihre Gattin sich betrügerischerweise meinen Namen und meine Stellung angeeignet hat; Sie werden sehen, wie Ihre Gattin ehrlos aus diesem Hause gestoßen wird!«

Das war für Mercy zu viel. Mit einem wilden Ausbruch der Leidenschaft fuhr sie auf Grace los und rief:

»Sie sind wahnsinnig!«

Das zündete; es war, als ob plötzlich alle Gemüter von Zorn ergriffen würden. Auch Lady Janet stimmte ein und rief heftig:

»Sie sind wahnsinnig!«

Horace noch mehr; er war außer sich und wiederholte, die sprühenden Augen auf Grace geheftet, dieselben Worte:

»Sie sind wahnsinnig!«

Diese dreifache Anklage schmetterte sie zu Boden. Mit einem male erkannte sie, welch furchtbarem Verdachte sie sich ausgesetzt. Ein leiser Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, als sie zurück gegen einen Stuhl taumelte. Sie wäre sicherlich zu Boden gefallen, hätte nicht Julian, der ihr rasch beigesprungen war, sie rechtzeitig

aufgefangen.

Lady Janet schritt nach dem Bibliothekzimmer voran. Sie öffnete die Tür — stutzte — und trat plötzlich zur Seite, denn auf der Schwelle stand ein unbekannter Mann.

Er sah weder wie ein Gentleman, noch wie ein Arbeiter, noch wie ein Diener aus. Sein schwarzer Anzug war aus feinem glänzendem Tuche, passte ihm aber gar nicht. Der Überrock hing nur von seinen Schultern herab; die Weste war zu kurz und zu eng und die Beinkleider glichen viel eher zwei unförmlichen Säcken; die Handschuhe waren ihm zu groß und seine tadellos glänzenden Stiefel knarrten unausstehlich bei jedem Schritte. Zudem besaß er widerwärtig wachsame Augen, denen man es sogleich ansah, wie gut sie in der Kunst, durch die Schlüssellöcher zu gucken, bewandert waren; abstehende Ohren, groß, wie die eines Affen, verrieten ebenfalls deutlich, dass ihre Bestimmung sei, an den Türen der Leute zu horchen. Sein Wesen war ruhig vertraulich, wenn er sprach, und undurchdringlich gesammelt, wenn er schwieg; es lag überhaupt etwas eigentümlich Lauerndes in allem, was er tat. So trat er in das Zimmer und sah sich anscheinend gleichgültig — wenigstens ließ er keine Überraschung oder Bewunderung merken — in dem prächtig ausgestatteten Raume um.

Auf jedes der Anwesenden warf er einzeln einen flüchtigen, prüfenden Blick aus seinen schlaunen, wachsamen Augen. Er verbeugte sich gegen Lady Janet und wies, um sich einzuführen, die Karte vor, mittelst welcher er hierher berufen worden war, da stand er denn ganz gemächlich in seiner trostlosen, selbst geoffenbarten Eigenschaft als — Polizeibeamter in Zivilkleidern.

Niemand redete ihn an; jedem war zumute, als sei eine Schlange unter sie hereingekrochen.

Er blickte bei alledem ohne das geringste Zeichen von Verlegenheit einmal auf Horace, dann auf Julian.

»Kann ich mit Mister Julian Gray sprechen?« fragte er.

Julian führte Grace zu einem Stuhl. Sie blickte den Fremden starr an. Zitternd flüsterte sie: »Wer ist das?« Ohne ihr zu antworten, trat Julian zu dem Beamten.

»Warten Sie dort«, sagte er zu diesem und deutete dabei auf einen Stuhl im äußersten Winkel des Zimmers. »Ich werde sogleich mit Ihnen sprechen.«

Dieser schritt in seinen Stiefeln knarrend nach der bezeichneten Stelle hin; dabei berechnete er im Stillen, wie viel die Elle des Teppichs unter seinen Füßen gekostet haben mochte; an dem rechten Punkt angelangt, ließ er sich auf dem Stuhl nieder, auch da den Wert eines Dutzends solcher Möbel berechnend. Er fühlte sich vollkommen behaglich; ob er jetzt wartete und nichts tat, oder in die Privatverhältnisse eines jeden einzelnen der Anwesenden eingeweiht wurde, war ihm, so lange man ihn überhaupt zahlte, ganz einerlei.

Lady Janet war durch den Anblick dieses Menschen so unangenehm berührt, dass sie gar nicht mehr Miene machte, die Angelegenheit allein zu leiten. Sie überließ dies gerne ihrem Neffen. Julian warf einen flüchtigen Blick auf Mercy, ehe er einen Schritt weiter tat; denn er wusste, dass jetzt nichts mehr von ihm, sondern nur von ihr abhing.

Sie fühlte sein Auge auf ihr ruhen, während sie selbst nach dem Fremden blickte, dann wandte sie den Kopf — zögerte — und trat rasch auf Julian zu. Gleich Grace Roseberry flüsterte sie zitternd:

»Wer ist das?«

Julian sagte es ihr offen heraus.

»Was hat er hier zu tun?«

»Erraten Sie das nicht?«

»Nein!«

Horace verließ seinen Platz an Lady Janets Seite und trat zu Julian und Mercy; — dies geheime Zwiegespräch dauerte ihm schon zu lange.

»Störe ich Sie?« forschte er.

Julian verstand sogleich, was er meinte, und zog sich einen Schritt zurück. Er sah sich nach Grace um; sie saß, fast durch die ganze Länge des geräumigen Zimmers von ihnen getrennt, in ihrem Stuhl, gerade noch so, wie er sie darauf niedergelassen hatte. Der ärgste

aller Schrecken — der Schrecken vor etwas Unbekanntem — schien sie erfasst zu haben. Ihr Dazwischentreten war somit jetzt nicht mehr zu fürchten; sie hörte nicht einmal, was sie sprachen; nur durften sie nicht zu laut werden. Julian gab das Beispiel, um dies zu verhindern, indem er sich mit gedämpfter Stimme an Mercy wandte:

»Horace mag Ihnen darüber Auskunft geben, was der Polizeibeamte hier zu tun hat.«

Sie richtete sogleich die Frage an ihn: »Nun, weshalb ist er hier?«

Horace blickte quer über das Zimmer nach Grace hin und antwortete: »Er soll uns nämlich diese Person vom Halse schaffen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass er sie fortbringt?«

»Ja.«

»Und wohin bringt er sie?«

»Auf die Polizei.«

Mercy stutzte und blickte auf Julian, der noch immer jede kleinste Veränderung in ihrem Gesichte mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Ihr Blick fiel zurück auf Horace.

»Auf die Polizei?« wiederholte sie. »Wozu denn das?«

»Wie können Sie darum noch fragen?« sagte Horace gereizt.
»Natürlich nur, um unter polizeilicher Aufsicht zu sein.«

»Heißt dies, sie kommt ins Gefängnis?«

»Das heißt in ein Irrenhaus.«

Wiederum wandte sich Mercy zu Julian. Doch diesmal war Entsetzen und Überraschung in ihren Zügen zu lesen. »O«, sagte sie zu ihm, »das kann nicht sein; da irrt sich Horace sicherlich?«

Julian überließ es Horace, darauf zu antworten. Er hing mit allen seinen Sinnen an ihren Zügen, um sich nicht die leiseste Regung in denselben entgehen zu lassen. So war sie gezwungen, Horace abermals zu fragen:

»Sie meinen doch nicht wirklich ein wahrhaftes Irrenhaus?«

»Ja, das meine ich«, versetzte er. »Vielleicht kommt sie zuerst in das Zwangsarbeiterhaus — und später in das Irrenhaus. Übrigens sehe ich nicht ein, was Sie daran so überrascht? Sie haben es ihr doch gerade selbst in das Gesicht gesagt, dass sie wahnsinnig ist?«

Guter Gott! Sie werden ja plötzlich ganz blass! Was ist Ihnen?»

Sie wandte sich zum dritten Male an Julian. Es war ihr endlich klar geworden, dass sie vor einer fürchterlichen Entscheidung stand; sie hatte nur die Wahl, entweder die Beschäftigte in die ihr allein gebührenden Rechte wieder eingesetzt, oder in ein Irrenhaus gesperrt zu sehen! — Von ihr allein hing es ab! So sprach es in ihrem Innern. Der Entschluss war gefasst. Ehe sie noch die Lippen öffnete, hatte Julian in ihren Augen den Sieg ihres besseren Selbst gelesen. Er sah sie abermals in mildem Glanze strahlen; nur noch reiner, noch heller als zuvor. Es war, als spräche in ihrem Blicke das Gewissen, das er gekräftigt, die Seele, die er errettet, die Worte zu ihm: »Nun zweifle nicht mehr an uns!«

»Schicken Sie den Mann fort.«

So sprach sie mit klarer, entschlossener Stimme, dass es bis in die entfernteste Ecke des Zimmers drang — dabei deutete sie nach dem Polizeibeamten.

Ein verstohlener Händedruck Julians sagte ihr, dass sie auf seine brüderliche Teilnahme, auf seine Hilfe zählen könne. Alle Übrigen blickten in sprachlosem Erstaunen auf sie. Grace erhob sich von ihrem Stuhl; und sogar der Beamte sprang auf. Lady Janet — sie war auf Horace zugeeilt, dessen Bestürzung und Besorgnis sie in vollstem Maße teilte — fasste jetzt Mercy hastig beim Arm und suchte sie aus ihrer vermeintlichen Erschlaffung aufzurütteln. Doch Mercy blieb fest; sie wiederholte bestimmt die Worte: »Schicken Sie den Mann fort.«

Dies raubte Lady Janet die Geduld. »Was fällt Ihnen plötzlich ein?« fragte sie streng. »Wissen Sie denn auch, was Sie damit sagen? Wir haben den Mann hierher bestellt um Ihrer, um meiner Sicherheit willen; damit wir endlich von den Quälereien dieser Person erlöst werden. Und jetzt bestehen Sie darauf — in meiner Gegenwart noch dazu, dass er fortgeschickt werde! Was soll das heißen?«

»Sie sollen es erfahren, Lady Janet; in einer halben Stunde sollen Sie es erfahren. Auch bestehe ich nicht darauf — ich wiederhole nur meine inständige Bitte, dass Sie den Mann entlassen!«

Julian trat zur Seite — wohin ihm der zornige Blick seiner Tante folgte — und sprach mit dem Polizeibeamten. »Gehen Sie wieder auf die Station zurück«, sagte er, »und erwarten Sie dort weitere Befehle.«

Ein verstohlener Seitenblick aus den wachsamen Augen dieses widerlichen Menschen streifte Julian und Mercy. Er stellte über die Schönheit der Letzteren eine ähnliche Berechnung an, wie über den Teppich und die Stühle. »Immer dasselbe«, dachte er bei sich. »Der letzte Grund von allem ist doch immer wieder eine hübsche Frau, welche am Ende doch ihren Willen behält.« Dann schritt er mit dem unvermeidlichen Stiefelgeknarr auf die Herrin des Hauses zu, verbeugte sich vor ihr und verschwand mit einem boshaften Lächeln, welches verriet, dass er von allem, was er gesehen und gehört, das Schlechteste denke, durch die Tür des Bibliotheksimmers.

Lady Janet besaß feinen Takt genug, um nicht zu sprechen, so lange der Polizeibeamte es noch hätte hören können. Als sie davor gesichert war, wandte sie sich zu Julian.

»Sie scheinen um das Geheimnis, welches dieses sonderbare Vorgehen bestimmt hat, zu wissen?« sagte sie. »Sie werden darum wohl auch einen Grund haben, weshalb Sie der Autorität, welche ich in meinem Hause genieße, so entschieden entgegengetreten sind?«

»Ich bin mir nicht bewusst, jemals gegen die Ihnen gebührende Ehrerbietung verstoßen zu haben«, antwortete Julian. »Überdies werden Sie binnen kurzem erfahren, dass ich auch jetzt nicht dagegen verstoße.«

Lady Janet blickte nach der anderen Seite des Zimmers auf Grace. Diese horchte gespannt auf das, was gesprochen wurde; sie fühlte, dass sich während der letzten paar Minuten das Blatt zu ihren Gunsten gewendet hatte.

»Gehört es vielleicht mit in Ihren neuen Plan für meine Angelegenheiten«, fuhr Lady Janet fort, »dass diese Person hier im Hause bleiben soll?«

Der Schrecken, welcher Grace vorhin beinahe zu Boden geworfen, steckte ihr noch in allen Gliedern. Sie ließ Julian statt ihrer antworten. Ehe er jedoch sprechen konnte, schritt Mercy rasch durch

das Zimmer auf sie zu und flüsterte: »Lassen Sie mir nur so viel Zeit, um schriftlich mein Bekenntnis zu machen; mündlich, hier vor allen, mit diesem Schmucke an meinem Halse« — sie deutete auf die Perlenschnur — »kann ich's nicht.« Grace warf einen drohenden Blick auf sie und wandte sich dann plötzlich schweigend von ihr ab.

Mercy antwortete jetzt auf Lady Janets Frage. »Gewähren Sie ihr nur für eine halbe Stunde Zeit in Ihrem Hause«, sagte sie. »Bis dahin werden Sie auch wissen, weshalb ich Sie darum bat.«

So ließ es Lady Janet geschehen. Es lag etwas in Mercys Gesicht, in ihrer Sprache, das jede Erwiderung zum Schweigen brachte; sie fühlte das jetzt ebenso, wie es gerade zuvor Grace gefühlt hatte. Horace ergriff nun das Wort. Mit mühsam verhaltener Wut wandte er sich argwöhnisch an die neben Julian, ihm gegenüberstehende Mercy.

»Muss ich auch die halbe Stunde warten, um über Ihr befremdendes Benehmen aufgeklärt zu werden?«

Seine Hand war es gewesen, die ihr den Brautschmuck seiner Mutter um den Hals gelegt. Ein bitteres Weh erfasste sie jetzt, als sie in seinen Zügen die Betrübniß und Kränkung las, die sie hervorgerufen. Es traten ihr die Tränen in die Augen; matt und demütig antwortete sie:

»Ich bitte Sie«, war alles, was sie hervorbringen konnte; dann erstickte der Schmerz ihre Stimme und sie schwieg.

Horace fühlte sich jedoch zu sehr verletzt, um durch diese einfache Ergebung besänftigt zu werden.

»Ich kann Geheimnisse und bloße Vermutungen nicht leiden«, fuhr er sie barsch an. »In unserer Familie ist es von jeher eingeführt, dass eines dem anderen offen heraussagt, was es auf dem Herzen hat. Warum soll ich eine halbe Stunde warten, um eine Erklärung zu hören, die Sie mir jetzt schon geben können? Auf was soll ich überhaupt warten?«

Diese Worte brachten Lady Janet wieder zu sich.

»Das ist ganz meine Ansicht«, sagte sie. »Ich sehe nicht ein, worauf wir warten sollen?«

Diese deutliche, grausame Frage raubte sogar Julian seine Beherrschung; angstvoll sah er Mercys Antwort entgegen; würde ihr Mut ausreichen, um die Antwort zu geben?

Ruhig und fest sprach sie zu Horace: »Sie fragten, worauf sie eigentlich warten sollten? Ich sage es Ihnen jetzt. Sie sollen dann mehr von Mercy Merrick hören.«

Bei diesem Namen wendete sich Lady Janet voll Verdruss und Widerwillen ab.

»Verzeihen Sie — Sie wissen noch nichts von ihr. Ich, einzig und allein, kann Ihnen über sie Auskunft geben.«

»Sie?«

Sie neigte ehrerbietig den Kopf.

»Ich habe Sie gebeten, Lady Janet, mir eine halbe Stunde Zeit zu lassen«, fuhr sie fort. »Ich verspreche Ihnen hiermit feierlich, Ihnen, Lady Janet Roy und Mister Horace Holmcraft, nach Ablauf dieser Frist, Mercy Merrick hierher, vor Ihre Augen zu führen.«

Mit diesen Worten, die sie nun unwiderruflich zu dem Bekenntnis zwangen, löste sie die Perlenschnur von ihrem Halse und legte sie in das Etui zurück. Es Horace übergebend, sagte sie mit unsicherer Stimme: »Behalten Sie es indessen, bis wir uns wiedersehen.«

Horace nahm das Etui schweigend in Empfang; die Überraschung lähmte ihm die Zunge. Er bewegte mechanisch die Hand und blickte gedankenlos fragend Mercy nach. Lady Janet schien, obgleich in anderer Weise, seine eigentümliche Beklommenheit zu teilen. Ein undeutliches Gefühl, wie von Furcht und Trauer, hatte sie beschlichen. In diesem denkwürdigen Augenblick machten sich ihre Jahre geltend wie noch nie zuvor.

»Gestatten mir Lady Janet, auf mein Zimmer zu gehen?« fragte Mercy in ehrerbietigem Tone.

Lady Janet gab stumm ihre Einwilligung. Mercys letzter Blick, ehe sie das Zimmer verließ, fiel auf Grace. Ihre großen, grauen Augen schienen traurig zu fragen, ob sie jetzt mit ihr zufrieden sei? Grace wendete sich mit einer raschen, unfreundlichen Bewegung zur Seite. Doch einen Augenblick war es, als regte sich unwillkürlich selbst in

diesem engherzigen Geschöpf ein Funken von Mitleid.

Im Fortgehen sagte Mercy zu Julian:

»Sorgen Sie dafür, dass sie einstweilen in einem Zimmer hier warten kann; und sagen Sie ihr selbst, wenn die halbe Stunde abgelaufen ist.«

Mit diesen Worten stellte sie Grace unter Julians Schutz.

Er öffnete für sie die Tür des Bibliothekszimmers, und flüsterte ihr zu:

»Das war gut, das war edel gehandelt! Meine vollste Teilnahme, meine beste Hilfe gehört Ihnen.«

Sie dankte ihm durch aufsteigende Tränen mit einem stummen Blick. Auch seine Augen wurden feucht. Langsam schritt sie hinaus und war im Augenblicke verschwunden.

16.

Tritte im Korridor

Mercy war allein.

Sie hatte sich eine halbe Stunde ungestörter Zurückgezogenheit auf ihrem Zimmer gesichert und war entschlossen, in dieser Zeit ihr Bekenntnis in Form eines an Julian Gray gerichteten Briefes niederzuschreiben.

In der Stellung, welche sie auch jetzt noch Horace und Lady Janet gegenüber einnahm, konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihnen zu gestehen, dass sie sich unter fremdem Gewande in ihre Herzen einschlichen. Nur durch Julian war sie im Stande, ihre Schuld zu offenbaren, und damit Grace Roseberry in ihr Recht wieder einzusetzen.

Sollte sie ihm das Bekenntnis schriftlich mitteilen, oder es ihm von Angesicht zu Angesicht selbst sagen?

Nach allem, was zwischen ihnen vorgefallen war, hätte sie es als eine Erleichterung empfunden, ihr Herz dem Mann mündlich zu eröffnen, der sie so feinführend verstanden und in ihrer trostlosen Lage ihr so treu geholfen hatte. Allein Horace hatte schon zu wiederholten Malen seinen eifersüchtigen Argwohn gegen Julian kundgegeben; und so fühlte Mercy, dass sie sich selbst neue Hindernisse in den Weg legen und Julian in eine peinliche Verlegenheit bringen würde, wenn sie diesem, während Horace im Hause anwesend war, eine geheime Unterredung bewilligte.

Es blieb ihr somit nur das eine Mittel übrig; sie musste die lange, beschämende Erzählung des begangenen Betruges als Brief an Julian gelangen lassen.

Sie war entschlossen, ihm zu schreiben und am Schluss einige Winke über das Verhalten beizufügen, welches sie von ihm beobachtet zu sehen wünschte.

Es betraf die Mitteilung ihres Geständnisses an Lady Janet und Horace. Sie sollten im Bibliothekszimmer erfahren, dass Mercy, nach ihrem eigenen Bekenntnis, die Vermisste sei, welche sie sich verpflichtet hatte, ihnen vorzuführen; indessen sie selbst in einem anstoßenden Zimmer des Urteils harrte, das sie, nachdem sie die Wahrheit gehört, über sie sprechen würden. Es war ein Augenblick, der in ihr den Entschluss zur Reife brachte, jede Folge, die ihr Geständnis nach sich ziehen würde, zu ertragen; es war dies der Augenblick gewesen, da Horace — und Lady Janet hatte sich ihm hierin angeschlossen — in scharfem Tone um den Grund ihrer verzögerten Erklärung und um den Gegenstand derselben gefragt hatte. Der bittere Schmerz über seine Worte hatte ihr plötzlich den Gedanken eingegeben, sie wollte mit eigenen Ohren den Richterspruch über ihre Schuld hören, wenn der Brief an Julian ihnen dieselbe enthüllt haben wird. »Sie sollen mich nur zugrunde richten«, hatte es damals verzweifelnd in ihr gerufen; »ich habe nichts Besseres verdient.«

Sie verschloss die Tür und setzte sich an den Schreibtisch. Was sie zu tun sich vorgenommen, wollte sie jetzt tun.

Doch es war umsonst. — Nur solche, welche das Schreiben als eine Kunst betreiben, sind im Stande zu bemessen, wie wesentlich verschiedene Dinge es sind, einen Gedanken im Kopf zu haben und ihn in richtiger Form zum Ausdruck zu bringen. Die furchtbare Aufregung der letzten Stunde hatte Mercy für die schwierige Aufgabe, die verschiedenen Momente ihrer Erzählung nach der gehörigen Reihenfolge zu ordnen und in das entsprechende Verhältnis zu einander zu stellen, gänzlich unfähig gemacht. Immer und immer wieder fing sie den Brief von vorne an und immer wieder fand sie sich durch das Chaos ihrer Gedanken am Fortfahren gehindert. Hoffnungslos gab sie schließlich ihre Bemühung auf.

Sie fühlte ihren Mut sinken; immer drückender wurde die Last auf ihrem Herzen; nur durch Beschäftigung konnte sie sich jetzt vor krankhaftem Grübeln und grundlosen Befürchtungen retten.

Unwillkürlich trat ihr da zunächst der Gedanke an ihre eigene Zukunft vor die Seele. Da gab es keine Verwicklungen; da war nichts

unklar. Sie begann und endete mit der Rückkehr in das Besserungshaus, wenn sie die Hausmutter noch einmal aufnahm.

Julian Gray, das wusste sie, würde sie nie verlassen; sein edles Herz würde ihr unter allen Umständen Trost und Hilfe gewähren. Aber wie konnte sie sich arglos seiner Teilnahme hingeben, da ihre Schönheit und seine Jugend den geschäftigen bösen Zungen so viel Anlass zu übler Nachrede, ja vielleicht zu schändlicher Verdächtigung der reinsten, höchsten Freundschaft gab. Und er, nur er musste darunter leiden. Er besaß einen unbescholtenen Charakter — er war Geistlicher — und beides konnte er verlieren! Nein! Um seinetwillen, aus Dankbarkeit für alles, was er getan, musste ihr Abschied von Mablethorpe-House zugleich auch der Abschied von Julian Gray sein.

Die kostbarsten Minuten verrannen. Da entschloss sie sich, an die Hausmutter zu schreiben, sie um Verzeihung und um abermalige Aufnahme zu bitten. Der Brief war leicht zu verfassen; vielleicht stärkte er ihren Geist und klärte ihre Gedanken, dass sie nachher die Lösung der schweren Aufgabe noch einmal versuchen konnte. So stand sie, bevor sie die Feder wieder ergriff, einen Augenblick am Fenster und gedachte des vergangenen Lebens, in das sie so bald zurückkehren sollte.

Ihr Fenster lag nach Osten zu. Der trübe Widerschein der erleuchteten Straßen Londons hing am Himmel, als sie ihre Augen zu demselben emporhob. Ihr war, als zöge sie dieser Schein in die Nacht ihrer früheren Straßenexistenz zurück — als zeigte er ihr höhnend den Weg nach den Brücken, die sich über den schwarzen Fluss spannen — als riss er sie über das Brückengeländer mit einem Sprung hinein — in Gottes Arme oder in das Nichts — niemand weiß es.

Schaudernd trat sie vom Fenster weg. »Sollte dies dein Ende sein«, fragte sie sich selbst, »wenn die Hausmutter die Aufnahme verweigert?«

Sie begann den Brief.

»Teuere Frau — kaum wage ich es mehr, nach so langer Zeit wieder an Sie zu schreiben. Ich fürchte, Sie haben mich als eine

verstockte, unverbesserliche Sünderin bereits aus Ihrem Herzen ausgeschlossen und aufgegeben.

Ich habe bisher kein ehrliches Leben geführt; dies der Grund, weshalb ich Ihnen bis zum heutigen Tage nicht schreiben konnte. Heute will ich aber alles sühnen, was ich verschuldet, allen jenen ihr Recht werden lassen, die ich darum verkürzt habe; und so darf ich nun, mit der bittersten Reue im Herzen, wieder bei Ihnen anklopfen, bei der Freundin, die so viel Not und Elend mit mir getragen, die mich so viele Jahre hindurch gestützt und getröstet hat. O, verstoßen Sie mich nicht! Sie sind meine einzige Zuflucht!

Dürfte ich Ihnen meine ganze Schuld bekennen, vielleicht würden Sie dann milder urteilen und mir verzeihen können. Nehmen Sie mich noch einmal auf, und lassen Sie mich durch Arbeit mein Obdach und mein Brot verdienen.

Noch vor Anbruch der Nacht muss ich den Ort verlassen, von wo aus ich diese Zeilen schreibe; und ich weiß nicht, wohin ich meine Schritte lenken soll. Die kleinen Ersparnisse und das Wenige, was ich an Wertsachen jetzt besitze, muss ich hier zurücklassen; sie gehören nicht mir, ich habe sie unter falschen Vorspiegelungen an mich gebracht. Kein zweites Geschöpf auf Erden steht so hilflos da, wie ich in diesem Augenblick. Üben Sie christliche Barmherzigkeit, nicht um meinetwillen — um unseres Herren willen nehmen Sie mich auch diesmal auf.

Sie wissen, dass ich als Krankenwärterin brauchbar bin und auch mit der Nadel umzugehen verstehe; vielleicht können Sie mein Kraft in einer oder der anderen Richtung verwerten.

Gerne und uneigennützig möchte ich Kinder lehren. Allein, wie kann man von Eltern verlangen, dass sie ihr höchstes Gut so verrufenen Händen, wie den meinen, anvertrauen? Darauf darf ich nicht hoffen, und dennoch liebe ich die Kinder! Inmitten einer Kinderschar könnte ich mein Schicksal, wenn auch nicht glücklich, so doch befriedigend nennen. Gibt es denn keine Wohltätigkeitsanstalten, um verwahrloste Kinder vor dem Verderben zu erretten, das ihnen bei ihrem Leben auf den Straßen unausweichlich droht? Meine eigene unselige Kindheit schwebt mir

vor — o, wie glücklich wäre ich, andere Kinder vor dem Elend zu bewahren, das mich selbst zugrunde gerichtet hat. Für diesen Zweck würde ich freudig arbeiten und unermüdlich Tag und Nacht, dem würde ich mein ganzes Denken und Fühlen weihen; irdische, mit Glücksgütern gesegnete Frauen müssten mich darum beneiden. — Versuchen Sie es, sprechen Sie ein Wort für mich; vielleicht vertraut man mir die armen, dem Hunger und der Not preisgegebenen Kleinen an. Doch ist das zu viel gefordert, so vergeben Sie mir. Ich fühle mich so verlassen, so namenlos unglücklich. — Das Leben ist mir zur Last.

Nur eines noch. Mein Bleiben hier zählt kaum mehr nach Stunden. Wollen Sie mir freundlichst auf diesen Brief mit einem telegraphischen »Ja« oder »Nein« antworten?

Sie kennen mich unter einem Namen, der hier allen fremd ist. Ich bitte Sie daher, das Telegramm an den hochwürdigen Herrn Julian Gray, Mablethorpe-House, Kensington, zu adressieren. Er ist hier im Hause und wird es mir übergeben. Was ich ihm schulde, kann ich mit Worten gar nicht sagen. Er hat mich vor gänzlicher Verzweiflung gerettet — hat mich mir selbst zurückgegeben. Gott segne ihn dafür und lohne es ihm; er ist mein bester, treuester, mein einzig wahrer Freund!

So nehmen Sie denn zum Schluss nur noch meine Entschuldigung wegen des langen Briefes, und seien Sie überzeugt von der Dankbarkeit Ihrer —«

Sie fügte die Unterschrift bei, schloss den Brief und schrieb die Adresse. Da stellte sich ihr zum ersten Male ein Hindernis in den Weg, an welches sie bisher noch nicht gedacht hatte.

Mit der Post konnte sie den Brief nicht an seinen Bestimmungsort gelangen lassen; dazu war sein Inhalt zu dringend. Es brauchte somit einen eigenen Boten. Bisher hatte sie allerdings über die ganze Dienerschaft im Hause verfügen können; aber jetzt, wo ihr in einer halben Stunde die Entlassung drohte, konnte sie doch keine Dienstleistung für ihre eigene Person mehr beanspruchen. In diesem Falle war es noch besser, den Schritt zu wagen und ohne vorher eingeholte Erlaubnis im Besserungshause zu erscheinen.

Sie überdachte ihren Entschluss noch einmal; da ward sie plötzlich durch ein Klopfen an der Zimmertür aufgeschreckt. Sie öffnete und ließ die Zofe Lady Janets, mit einem zusammengelegten Blatt Papier in der Hand, eintreten.

»Ich soll Ihnen dies von meiner Herrin überbringen, Fräulein«, sagte diese, ihr den Zettel reichend. »Es ist keine Antwort darauf zu geben.«

Sie wollte wieder gehen. Mercy hielt sie zurück. Das Erscheinen der Zofe hatte sie auf einen Einfall gebracht; sie fragte, ob jemand von den Dienstleuten diesen Nachmittag in die Stadt gehe.

»Ja, Fräulein. Einer der Diener reitet dahin; er hat dem Wagenfabrikanten einen Auftrag von Lady Janet auszurichten.«

Da lag das Besserungshaus auf seinem Wege. Unter diesen Umständen hielt es Mercy für erlaubt, sich seiner zu bedienen.

»Wollen Sie so gut sein, dem Diener diesen Brief zur Besorgung zu übergeben«, sagte sie. »Der Ort der Bestellung liegt auf seinem Wege, und er braucht ihn nur abzugeben — sonst nichts.«

Die Zofe entsprach bereitwillig ihrem Wunsch. Als Mercy wieder allein war, betrachtete sie das Blatt Papier in ihrer Hand.

Zum ersten Male hatte ihre Wohltäterin, trotzdem sie beide nur durch Türen voneinander getrennt waren, diesen Umweg eingeschlagen, um ihr eine Mitteilung zu machen. Was hatte diese Abweichung Lady Janets von ihren sonstigen Gewohnheiten zu bedeuten? War es die Entlassung, die sie in diesem Zettel schickte? Sollte ihr Scharfsinn die Wahrheit herausgefunden haben? Mercy fühlte, wie ihre Nerven immer schlaffer und schlaffer wurden. Zitternd bog sie das Papier auseinander.

Ohne Einleitung, und ohne Unterschrift lautete der Brief folgendermaßen:

»Ich muss Sie bitten, Ihre versprochene Erklärung etwas aufzuschieben. In meinem Alter sind so peinliche Überraschungen wie ich sie eben erfahren, keine Kleinigkeit mehr. Ich muss mich erst beruhigen, bis ich Sie weiter hören kann; keinesfalls sollen Sie länger warten müssen als nötig ist. Inzwischen bleibt alles beim Alten. Mein Neffe Julian und Horace Holmcroft sowohl, als auch die

Dame, die ich im Speisezimmer angetroffen habe, bleiben auf meinen ausdrücklichen Wunsch hier im Hause, bis ich wieder im Stande bin, Ihnen allen gegenüberzutreten.«

Damit war der Brief zu Ende. Was war daraus zu entnehmen?

Hatte Lady Janet wirklich die Wahrheit erraten? Oder war es nur eine Vermutung, dass ihre Adoptivtochter in irgendeiner geheimnisvollen, für sie kompromittierenden Zusammenmachung mit Mercy Merrick stehe? Der Ausdruck »die Dame«, mit dem sie die zudringliche Fremde bezeichnete, bewies ziemlich deutlich, dass sie ihre frühere Ansicht bezüglich derselben geändert hatte. Aber konnte man bei alledem, nur auf einen einzelnen Ausdruck hin, annehmen, dass sie wusste, welcher Art Mercys Bekenntnis sei? Hierüber Gewissheit zu erlangen war kaum möglich; jetzt ebenso wenig wie späterhin. Denn Lady Janet verriet nie mit einem Worte, was an jenem Tage in ihrem Inneren vorging, wie tief der Kummer in ihr Herz gedrungen war.

Inmitten aller Ungewissheit lag nur das eine klar vor Mercys Augen: ihre Wohltäterin selbst hatte die ihr gegönnte Frist verlängert und die bevorstehende Eröffnung vielleicht um Stunden hinausgeschoben. In dieser Frist konnte sich wohl ihr Geist so weit beruhigen, dass sie im Stande war, den inhaltsschweren Brief an Julian Gray zu schreiben.

Der Zettel Lady Janets lag vor ihr. Den Kopf in die Hand gestützt, saß sie am Tische, und versuchte Schritt um Schritt ihre verworrene Vergangenheit in der Erinnerung noch einmal zu durchwandern; von dem ersten Zusammentreffen mit Grace Roseberry im französischen Häuschen bis zu ihrer zweiten Begegnung im Speisezimmer von Mablethorpe-House.

Ein Bild nach dem anderen rollte sich allmählich vor ihren Blicken auf.

Je mehr sie den Zusammenhang der Ereignisse verfolgte, desto auffallender trat es hervor, wie merkwürdig der Zufall oder das Schicksal ihr zuerst den Weg zu dem Betrüge geebnet hatten.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte sie eine erste Begegnung wohl kaum zu so vertraulichen Mitteilungen veranlasst, wie Grace

und Mercy sie in jener Nacht miteinander ausgetauscht hatten. So aber war die Art und Weise ihres Zusammentreffens, die Prüfung, die sie zu bestehen, die Gefahren, die sie umringt hatten, so ganz ungewöhnlich gewesen, dass es, im fremden Lande zumal, nur zu begreiflich war, wie zwei Frauen, ein und derselben Nation angehörend, sich gegenseitig ihre Herzen eröffneten. Darin war auch allein der Grund gelegen, weshalb Mercy gleich beim ersten Gespräche mit Grace so verhängnisvoll mit deren Stellung und Lebensverhältnissen bekannt geworden war — verhängnisvoll, weil nach der augenscheinlichen Tötung Gracens durch die Granate die furchtbare Versuchung notwendig an sie hatte herantreten müssen.

Auch im weiteren Verlaufe der Ereignisse, als Grace ihr nach England gefolgt war, zeigte es sich, wie der Zufall oder das Schicksal tätig gewesen, um auch jene zweite Begegnung in Mablethorpe-House herbeizuführen.

Sie erinnerte sich noch recht wohl, an jenem Tage als Lady Janets Stellvertreterin einer Versammlung beigezogen zu haben, welche von einem Wohltätigkeitsverein einberufen worden war. Auf Lady Janets ausdrückliches Verlangen war sie damals dorthin gegangen und gerade um dieselbe Stunde war Grace hier im Hause erschienen. Hätte sich ihre Rückkehr nur um einige Minuten verzögert, so wäre die vermeintliche Verleumderin durch Julian bereits fortgebracht gewesen; das fürchterliche Wiedersehen, infolge dessen Mercy besinnungslos zu Boden gefallen, wäre ihr für immer erspart geblieben. So aber war die Dauer ihrer Abwesenheit vom Hause für sie verhängnisvoll verkürzt worden, obgleich der Grund dafür an und für sich keineswegs außerordentlich genannt werden konnte. Die Versammlung hatte sich in Betreff des Gegenstandes, dessentwegen sie zusammenberufen worden war, nicht einigen können, und so war man genötigt gewesen, wie man in solchen Fällen eben zu tun pflegt, die Debatte zu vertagen. Aber gerade der Zufall dieser Vertagung oder das Schicksal hatte Mercy in dem Augenblicke nach Hause und in das Zimmer geführt, als Grace ungestüm der Betrügerin gegenübergestellt zu werden verlangte.

Noch nie war ihr dies alles in so düsterem Lichte erschienen wie

jetzt. Allein in ihrem Zimmer, stand sie nun an einem Wendepunkt ihres Lebens. Die fortwährenden Gemütsbewegungen hatten sie geschwächt, ja völlig aufgerieben und aufs tiefste erschüttert.

Die Einsamkeit, und die Beobachtung, wie Zufall oder Schicksal die Hand im Spiel gehabt, raubte ihr mit jedem Augenblicke mehr ihren inneren Halt. Ihr Herz zitterte vor abergläubischer Furcht. Undeutlich furchtbare Ahnungen stürmten durch ihre Seele; es war, als hänge eine unheilschwere Wolke über ihr. Die lustig flackernde Kerze wurde scheinbar immer trüber, das Stöhnen des Windes, der winterlich um die Mauern des Hauses blies, klang wie ein Gemurmel aus der Geisterwelt. Sie wagte nicht, sich umzusehen. Sie fühlte plötzlich ihr Gesicht von ihren eiskalten Händen bedeckt, ohne selbst zu wissen, wann und weshalb sie es getan.

In diesem Zustand der Hilflosigkeit und des Grauens vernahm sie plötzlich Tritte — es waren Männertritte — draußen im Korridor. Im gewöhnlichen Leben wäre sie darüber erschrocken, aufgefahren, jetzt löste das Geräusch den Bann, der sie gefesselt hielt. Die Tritte verkündeten Leben; Menschen waren nun in der Nähe; sie brachten eine willkommene Störung — gleichviel welche. Mechanisch ergriff sie wieder die Feder und besann sich, was sie eigentlich vorgehabt; der Brief an Julian Gray fiel ihr wieder ein.

Im selben Augenblicke machten die Tritte vor ihrer Tür Halt. Es wurde geklopft.

Sie zitterte am ganzen Leibe und war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Ein schwacher Ausruf des Schreckens entrang sich ihrer Brust. Doch ehe sich das Klopfen wiederholen konnte, hatte sie ihren Mut wieder zusammengerafft und die Tür geöffnet.

Horace Holmcroft stand vor ihr.

Sein rötliches Gesicht war jetzt leichenblass; das Haar, auf das er sonst besondere Sorgfalt verwandte, in wilder Unordnung. Die äußerliche Feinheit seiner Formen war verschwunden, und der wahre Mensch, voll finsternen Misstrauens und aufs äußerste gereizt, war zum Vorschein gekommen. Er richtete sein wachsam argwöhnisches Auge fest auf sie, und sprach ohne ein Wort der Einleitung oder der Entschuldigung in strengem, zornigem Ton:

»Wissen Sie, was unten vorgeht?«

»Ich habe mein Zimmer keinen Augenblick verlassen«, antwortete sie. »Ich weiß daher bloß, dass Lady Janet sich die Erklärung, zu der ich mich verpflichtet hatte, für eine spätere Zeit vorbehalten hat.«

»Hat Ihnen denn niemand gesagt, was Lady Janet tat, nachdem Sie uns verlassen hatten? Sie wissen also nicht, dass sie derselben Person, welche sie vor kaum einer halben Stunde aus dem Hause weisen lassen wollte, mit größter Bereitwilligkeit ihr eigenes Wohnzimmer zur Verfügung gestellt, und dass Mister Julian Gray es selbst übernommen hat, den so plötzlich hochgeehrten Gast dahin zu geleiten? Und ich stehe mitten unter diesen Veränderungen, Widersprüchen und Geheimnissen allein da — ohne eine Ahnung zu haben, was dem allen zugrunde liegt.«

»Darauf kann ich Ihnen sicherlich am wenigsten antworten«, sagte Mercy sanft. »Wer, ehe Sie hier anklopfen, hätte mir denn auch mitteilen sollen, was unten vorging?«

Er blickte sie mit einem ironisch gemeinten, erzwungenen Ausdruck der Überraschung an.

»Sie scheinen heute besonders vergesslich zu sein«, sagte er. »Ihr Freund, Mister Julian Gray, hätte das recht leicht tun können. Ich bin sehr erstaunt, zu erfahren, dass er noch nicht hier gewesen ist, um mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen.«

»Ich verstehe Sie nicht, Horace.«

»Sie brauchen mich auch gar nicht zu verstehen«, gab er gereizt zurück. »Julian Gray soll mich bloß verstehen; und er soll mir auch Rechenschaft geben, weshalb er hinter meinem Rücken in so vertrauliche Beziehungen zu Ihnen getreten ist. Jetzt weicht er mir noch aus; aber ich werde ihn schon zu finden wissen.«

Dabei nahm er eine so drohende Haltung an, dass Mercy in der aufgeregten, ängstlichen Gemütsverfassung dieses Augenblickes darin die Vorboten eines ernstesten Konfliktes zwischen ihm und Julian Gray erblickte.

»Sie irren sich sehr«, sagte sie mit Wärme. »Es ist undankbar von Ihnen, dass Sie Ihrem besten, Ihrem treuesten Freunde so misstrauen. Von mir rede ich gar nicht. Ihr argwöhnisches

Benehmen würde jede andere mit Grund beleidigt haben; warum ich mich geduldig darein füge, sollen Sie bald erfahren.«

»Lassen Sie es mich gleich erfahren. Jetzt! Auf der Stelle!«

Sie hatten bis dahin in einiger Entfernung voneinander gestanden; Mercy, auf der Türschwelle horchend; Horace, ihr gegenüber, an die Wand des Korridors gelehnt, sprechend. Bei den letzten Worten trat er plötzlich einen Schritt vor und fasste sie — mit einer gebieterischen Gebärde — beim Arm. Sein unsanfter Griff tat ihr beinahe weh; sie suchte sich von ihm loszumachen.

»Lassen Sie mich!« sagte sie. »Was wollen Sie von mir?«

Ebenso schnell, wie er ihren Arm ergriffen hatte, ließ er ihn jetzt auch wieder los.

»Sie sollen es gleich erfahren«, versetzte er. »Sie sind von einer fremden Person, deren einziger Entschuldigungsgrund ihr Wahnsinn ist — in gröblichster Weise beleidigt worden; und dieselbe Person wird auf Ihren ausdrücklichen Wunsch, ja beinahe Befehl in dem Augenblicke hier zurückgehalten, wo schon der Polizeibeamte wartet, um sie abzuholen. Ich fordere jetzt, dass Sie mir sagen, was dies zu bedeuten hat; ich habe das Recht dazu. Ich bin mit Ihnen verlobt; mir sind Sie verpflichtet, zu vertrauen, was Sie vielleicht anderen Leuten verschweigen möchten. Ich will nicht erst auf Lady Janet warten. Ich bestehe darauf — Sie zwingen mich, diesen Ausdruck zu gebrauchen — zu erfahren, in welcher Art Sie in die ganze Angelegenheit verflochten sind. Sie selbst haben mich genötigt, Ihnen hierher zu folgen; ich habe sonst keine Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen. Sie weichen mir aus und schließen sich vor mir in Ihr Zimmer ein; ich habe noch nicht die Rechte eines Gatten und kann Sie daher nicht zwingen, mich einzulassen. Aber andere Zimmer stehen zu unserer Verfügung. Das Bibliothekszimmer ist frei und ich werde Anstalt treffen, dass uns niemand darin stört. Ich gehe; aber eine Frage müssen Sie mir noch beantworten. Sie sollen in einer Woche meine Gattin werden; wollen Sie mich nun in Ihr Vertrauen ziehen oder nicht?«

Zögerte Mercy jetzt, so war sie verloren. Ihr Gerechtigkeitsgefühl sagte ihr überdies, dass er ja eigentlich nur fordere, was ihm

gebührte. Sie antwortete rasch:

»Ich folge Ihnen in das Bibliothekszimmer, Horace. In fünf Minuten komme ich nach.«

Überrascht und gerührt über ihre unerwartete und freimütige Willfährigkeit ergriff er ihre Hand.

Jede Kränkung, jeden zornigen Ausbruch seines verletzten Selbstgefühles hatte sie ertragen können; seine Dankbarkeit schnitt ihr ins Herz. Es war einer der bittersten Augenblicke ihres Lebens, als er jetzt ihre Hand an seine Lippen drückte und dabei zärtlich lispelte: »Meine einzige, wahre Grace!« Sie winkte ihm nun schnell, sie zu verlassen und eilte in ihr Zimmer zurück.

Als sie sich in demselben wieder allein befand, drängte sich ihr zum erstenmale die Frage auf, wie es ihr nie hatte einfallen können, dass ihr Verlobter die nächsten Ansprüche auf ein Bekenntnis von ihrer Seite hatte? Erst durch seine Forderung war ihr dies klar geworden. Horace oder Lady Janet zu gestehen, dass sie von ihr schnöde hintergangen worden, war ihr entsetzlich gewesen; und so war es gekommen, dass sie beide in diesem Falle bisher immer auf eine Linie gestellt hatte. Jetzt, zum erstenmale, sah sie ein, wie gleich verschieden die Rechte des einen und die des anderen an sie waren. Sie schuldete Horace Treue und Aufrichtigkeit, wie Lady Janet sie nicht beanspruchen konnte. Ihm die Wahrheit mit eigenen Lippen zu bekennen, war ihr jetzt Gebot. Sollte ihr das Opfer noch so schwer werden, sie musste es jetzt bringen.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, räumte sie das Schreibzeug weg. Es befiel sie jetzt wie Staunen, dass sie daran hatte denken können, Julian Gray als Mittelsperson zwischen ihrem Verlobten und sich selbst zu gebrauchen.

Nur dem tiefen Eindruck, welchen Julians Teilnahme auf sie gemacht haben musste, war es zuzuschreiben, dass sie ihre erste, unverkennbare Pflicht nicht sofort erkannt hatte.

Die fünf Minuten, die sie sich von Horace erbeten hatte, erschienen ihr fast zu lang.

Die einzige Möglichkeit, wie sie den Mut finden konnte, um ihn mit der furchtbaren Aufklärung über ihre Person und ihre Tat

niederzuschmettern, lag in einem raschen, überstürzten Geständnis, das ihr keine Zeit zum Nachdenken ließ. Denn sobald sie dachte, musste sie die Scham überwältigen.

Sie wendete sich nach der Tür, um ihm zu folgen.

Aber selbst in diesem entscheidenden Augenblick regte sich der echte Fraueninstinkt in ihr — der Instinkt persönlichen Selbstgefallens. Sie hatte sich schon früher zuweilen zum Hinabgehen angekleidet, manchen schweren Kampf zu bestehen gehabt. Dies fiel ihr ein und mechanisch lenkte sie ihre Schritte zurück, um sich in den Spiegel zu schauen.

Es war nicht Eitelkeit, die sie dazu trieb; sie tat es unbewusst, wie sie an einem Handschuh die gelösten Knöpfe geschlossen, oder ein verknittertes Kleid ausgestreift haben würde. Nicht im Entferntesten kam es ihr in den Sinn, zu prüfen, ob ihre Schönheit noch für sie sprechen könnte und sie deshalb in das beste Licht zu setzen.

Ihr Anblick im Spiegel entlockte ihr ein flüchtiges, müdes, hoffnungsloses Lächeln. »Entstellt, ein Schatten, vor der Zeit gealtert«, sprach sie zu sich selbst. »Nun! Vielleicht ist es besser so. Er wird es weniger fühlen — mich leichter verschmerzen.«

Mit diesem Gedanken ging sie hinab ins Bibliothekszimmer, wo er sie erwartete.

Bei großen, dringenden Anlässen in unserem Leben fühlen und handeln wir, wie es uns eben die Stimmung des Augenblickes eingibt; aber wir denken nicht. So stieg jetzt auch Mercy, keinen bestimmten Gedanken im Kopfe, die Treppe hinab; nur das eine war ihr klar und drängte sie unaufhaltsam vorwärts: sie wollte so rasch als möglich in das Bibliothekszimmer kommen. Doch vor der Tür angelangt, schien sich dies Gefühl plötzlich in das Gegenteil zu verkehren; sie blieb auf der Matte stehen, jetzt innerlich staunend über ihre bisherige Eile. Der Mut entsank ihr und die fieberhafte Aufregung machte einem eisigen Frösteln Platz, als sie nun die geschlossene Tür vor sich sah und sich ihr die Frage entgegendrängte, ob sie es auch wagen dürfe, dieselbe zu öffnen.

Ihre eigene Hand gab darauf die Antwort, indem sie die Klinke ergriff und sie umdrehen wollte. Doch zögernd ließ sie abermals den

Arm herabsinken.

Das Gefühl ihrer Unentschlossenheit erpresste ihr einen leisen Ausruf der Verzweiflung; dennoch war er, wie es schien, laut genug, um gehört worden zu sein. Die Tür wurde von innen geöffnet — und Horace stand vor ihr.

Er ließ sie eintreten, ohne ihr jedoch selbst zu folgen, vielmehr blieb er in der Türöffnung stehen und sprach, seine Hand an das Schloss gelegt

»Ist es Ihnen unangenehm, auf mich zu warten?«

Sie blickte ihn mit unverhohlenem Erstaunen an, als habe sie nicht recht gehört.

»Lange wird es nicht dauern«, fuhr er fort. »Ich bin selbst auf Ihre Mitteilung zu sehr gespannt, um sie ohne Not hinauszuschieben. Allein, die Wahrheit ist, dass Lady Janet mich rufen ließ.«

Lady Janet! Was konnte sie jetzt von ihm wollen, da sie ja doch eigens deshalb die Zurückgezogenheit ihres Zimmers aufgesucht hatte, um sich in Ruhe wieder fassen zu können?

»Eigentlich hat sie schon zweimal nach mir geschickt«, fuhr Horace fort. »Das erste Mal, als ich die Treppe herabkam; es hieß, Lady Janet wünschte, mich sogleich zu sprechen. Ich ließ mich entschuldigen. Dann kam die zweite Botschaft: Lady Janet nehme meine Entschuldigung nicht an und sehe sich in dem Falle, dass ich nicht zu ihr käme, genötigt, hierher zu mir zu kommen. Eine solche Störung muss nun notwendig verhindert werden; darum will ich auch so schnell als möglich die Sache abtun; es bleibt mir sonst keine Wahl. Ist es Ihnen unangenehm auf mich zu warten?«

»Nicht im geringsten. Haben Sie etwa eine Ahnung davon, weshalb Lady Janet Sie zu sich bitten lässt?«

»Nein. Aber was es auch sei, sie soll mich nicht lange von hier fernhalten. Sie sind ganz allein, die Diener haben den Auftrag, niemand hereinzuführen.« Mit diesen Worten verließ er sie.

Mercy empfand sein Fortgehen im ersten Augenblicke wie eine Befreiung; doch gleich darauf erkannte sie beschämt, dass es eine Schwäche gewesen, die in ihrer jetzigen Lage die vorübergehende

Befreiung von der Pflichterfüllung hatte willkommen erscheinen lassen. Auch dieses Gefühl verschwand, und an seine Stelle trat eine Regung der Ungeduld. »Hätte nur Lady Janet nicht nach ihm geschickt«, dachte sie bei sich selbst, »jetzt wäre vielleicht mein Schicksal bereits entschieden!«

Langsam und bange schlichen die Minuten dahin. Sie schritt im Bibliothekszimmer auf und ab, immer rascher in ihren Bewegungen, je unerträglicher die Aufregung und die qualvolle Ungewissheit dessen, was ihr bevorstand, auf ihr lastete. Bald ward ihr sogar das geräumige Zimmer zu eng; die ernste Eintönigkeit der langen, mit Büchern besetzten Fächer wirkte beklemmend. Sie stieß die Tür des Speisezimmers auf und trat ungestüm hinein, um dort andere Gegenstände zu sehen und im größeren Raume freier atmen zu können.

Beim ersten Schritt stutzte sie und blieb wie angewurzelt stehen. Ihre Gefühle drängten plötzlich nach einer anderen Richtung hin, eine eigentümliche Beruhigung überkam sie.

Das Zimmer war von dem verglimmenden Kaminfeuer nur schwach erleuchtet. Auf dem Sofa saß, in der Dunkelheit kaum sichtbar, eine Männergestalt, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände gedrückt. Er blickte auf, als durch die geöffnete Tür das Lampenlicht aus dem Bibliothekszimmer hereinfiel. Der milde Lichtschein traf sein Gesicht — es war Julian Gray.

Mercy stand mit dem Rücken gegen das Licht, so dass ihr Gesicht im Schatten blieb; allein ihre Gestalt und die Stellung, die diese unwillkürlich annahm, verriet ihm sofort, wer sie sei. So viel natürliche Anmut, diese zierliche Schönheit in jeder Linie besaß nur ein Wesen im Hause. Er stand auf und trat ihr entgegen.

»Ich habe mir immer gewünscht, Ihnen zu begegnen«, sagte er, »und im Stillen auf einen solchen Zufall gehofft, der Sie zu mir bringen möchte.«

Er bot ihr einen Stuhl. Mercy zögerte, ehe sie sich setzte. Zum ersten Male, seitdem sie durch Lady Janets Erscheinen gestört worden waren, stand sie ihm jetzt wieder allein gegenüber. Sollte er

die Gelegenheit benutzen wollen, um auf ihr Bekenntnis zurückzukommen? Fast ließ der Ton seiner letzten Worte dies vermuten. Sie fragte ihn offen darum.

»Ich bin allerdings sehr gespannt, zu hören, was Sie mir noch weiter zu bekennen haben«, antwortete er. »Aber trotzdem möchte ich Sie nicht drängen. Ich will gerne warten, wenn Sie es wünschen.«

»Ich fürchte, ich bin gezwungen, es zu wünschen«, versetzte Mercy. »Nicht um meinetwillen — aber weil die Zeit nicht mir gehört. Ich erwarte in ein paar Minuten Horace Holmcroft.«

»Wenn es noch einige Minuten dauert, wollen Sie mir diese schenken?« fragte Julian. »Ich habe meinerseits Ihnen etwas zu sagen, das Sie eigentlich wissen sollten, ehe Sie irgendjemand anderen sehen — Horace mit inbegriffen.«

Er sprach diese Worte mit einer Niedergeschlagenheit, die Mercy nach allem, was sie früher an ihm wahrgenommen, befremdend war. Sein Gesicht sah in dem rötlichen Schein des Feuers frühzeitig gealtert aus und wie von Gram verzehrt. Offenbar war während der kurzen Zeit ihrer Trennung etwas vorgefallen, das ihn betrübt und enttäuscht hatte.

»Gerne will ich Ihnen die wenigen Augenblicke, über welche ich verfügen kann, widmen«, erwiderte Mercy. »Hat übrigens das, was Sie mir zu sagen haben, irgend Bezug auf Lady Janet?«

Er gab darauf keine entschiedene Antwort. »Was ich Ihnen von ihr zu sagen habe«, sprach er ernst, »ist mit wenigen Worten gesagt. Insoweit es sie betrifft, können Sie beruhigt sein. Lady Janet weiß alles.«

Wie eine schwere Last hatte die bevorstehende Unterredung mit Horace auf ihr gelegen, doch dies Gefühl trat in den Hintergrund, als Julian mit diesen Worten ihre Frage beantwortete.

»Kommen Sie in das erleuchtete Zimmer«, sagte sie mit schwacher Stimme, »es ist zu fürchterlich, im Dunkeln zu hören.«

Julian folgte ihr in das Bibliothekszimmer. Jedes Glied an ihr zitterte, als sie sich jetzt in den nächsten Stuhl fallen ließ. Sie erlag der Macht seines Blickes, wie er, neben ihr stehend, aus seinen

großen, klaren Augen traurig auf sie niedersah.

»Lady Janet weiß alles!« wiederholte sie, den Kopf auf die Brust gesenkt; und dabei rollten ihr die Tränen über die Wangen. »Haben Sie es ihr gesagt?«

»Ich habe weder ihr, noch sonst jemand das geringste gesagt. Ihr Vertrauen halte ich heilig, und ich rede nicht, bis Sie nicht selbst gesprochen haben.«

»Hat Lady Janet Ihnen etwas gesagt?«

»Kein Wort. Die Liebe für Sie hatte ihr Aug' und Ohr geschärft — und so hat sie allein die Wahrheit herausgefunden, sie wird mit keinem lebenden Wesen davon sprechen; auch mit mir nicht. Aber ich weiß jetzt, wie teuer Sie ihr waren. Sie kann sich nicht von Ihnen losreißen, obgleich sie es möchte. Das Leben der armen Frau war freudelos; einer Natur wie der ihren ganz und gar unwürdig. Sie hatte ohne Neigung geheiratet, und ihre Ehe war auch kinderlos geblieben. Sie hat stets eine Menge Verehrer, aber niemals auch nur einen wahren Freund gehabt. Und so waren die besten Jahre ihres Lebens in der unbefriedigten Sehnsucht nach einem Gegenstand, den sie lieben konnte, hingegangen. Schon fast am Ende ihrer irdischen Laufbahn haben Sie die schwer empfundene Lücke ausgefüllt. Durch Sie wurde ihr Herz wieder jung und froh. Kann da bei ihrem Alter — kann überhaupt im Alter — ein so inniges Band durch das bloße Gebot der Verhältnisse grausam zerrissen werden? Nein! Eher wird sie alles erdulden, alles wagen, alles verzeihen, als auch nur sich selbst eingestehen, dass sie sich in Ihnen getäuscht hat. Es steht mehr noch als ihr Glück auf dem Spiel; es liegt Stolz, ein edler Stolz, in solcher Liebe, welche von den deutlichsten Beweisen nichts wissen will; ja die unwiderlegbarste Wahrheit zu leugnen sucht. So, wie ich ihren Charakter überhaupt kennen gelernt — und mehr noch, nach dem, was ich heute an ihr beobachtet habe, bin ich fest überzeugt, dass sie irgendeinen Grund finden wird, um Ihrem Bekenntnis auszuweichen. Ja noch mehr, sie wird, glaube ich — wenn es ihr Einfluss vermag — alles aufbieten, um zu verhindern, dass Sie irgendjemand im Hause über Ihre wahre Stellung aufklären. Ich nehme damit, dass ich Ihnen dies sage, eine schwere

Verantwortlichkeit auf mich — aber ich schrecke nicht davor zurück. Sie mussten und Sie sollen es wissen, welche Versuchungen noch an Sie herantreten, und welche harte Proben Sie noch zu bestehen haben werden.«

Er schwieg — um Mercy, wenn sie mit ihm sprechen wollte, Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

Dass sie mit ihm sprechen musste, fühlte sie jetzt selbst als eine Notwendigkeit. Er wusste offenbar nicht, dass Lady Janet schriftlich um den Aufschub der angekündigten Erklärung gebeten hatte. Dieser Umstand war schon an und für sich eine Bestätigung seiner eben geäußerten Ansicht. Darum sollte und wollte sie es ihm mitteilen. Aber sie war der Aufgabe nicht gewachsen. Die wenigen schlichten Worte, mit welchen er ihr Verhältnis zu Lady Janet berührt hatte, zerrissen ihr die Seele. Tränen erstickten ihre Stimme; sie konnte ihm nur winken, fortzufahren.

»Sie können sich mit Recht wundern«, sprach er, »dass ich nur auf meine eigene Überzeugung hin mich in so bestimmter Weise äußere; allein meine Beobachtung Lady Janets ist zu scharf gewesen, um mir in diesem Falle einen Zweifel zu lassen. Ich sehe sie vor mir so deutlich, wie ich jetzt Sie sehe, als in jenem Augenblicke die Erkenntnis der Wahrheit sie durchzuckte. Nicht allmählich ward es ihr klar — mit einem Schlage drängte sie sich ihr auf, wie sie sich mir aufgedrängt hatte. Sie ahnte nicht das Leiseste — die Entrüstung über Ihr plötzliches Einschreiten und Ihre befremdende Sprache war aufrichtig gemeint gewesen — bis Sie es auf sich nahmen, Mercy Merrick vorzuführen. Da — erst da brach die volle Wahrheit über sie herein; Ihre Worte, Ihre Stimme, Ihr Blick hatten sie ihr verraten. Da wurde sie plötzlich ganz verändert und blieb es, so lange sie im Zimmer war. Ich wage kaum zu denken, was sie im ersten Anfall der Verzweiflung über die gemachte Entdeckung vielleicht tut. Ich misstrauere — obgleich ich wahrlich von Haus aus nicht argwöhnisch bin — jedem scheinbar unbedeutendsten, geringfügigsten Umstand, der jetzt begegnen kann. Es war ein edler Entschluss von Ihnen, die Wahrheit zu bekennen. Halten Sie daran fest und bereiten Sie sich, noch ehe

dieser Tag zu Ende ist, darauf vor, abermals versucht und auf die Probe gestellt zu werden.«

Mercy erhob ihren Kopf. Der Ausdruck von Bekümmernis war aus ihren Augen gewichen und hatte jenem der Furcht Platz gemacht, als sie jetzt aufgeschreckt und forschend Julian ins Antlitz sah.

»Wie kann jetzt eine Versuchung an mich herantreten?« fragte sie.

»Darauf sollen Ihnen die kommenden Ereignisse selbst die Antwort geben«, sagte er. »Lange werden Sie nicht zu warten brauchen. Unterdessen habe ich Sie gewarnt.« Er bückte sich nieder und sprach die nächsten Worte in ernstem Ton ganz nahe an ihrem Ohr. »Halten sie fest an dem bewunderungswürdigen Mut, den Sie bisher bewiesen.« Dann fuhr er fort »Dulden Sie alles eher, als Ihre eigene Erniedrigung. Seien Sie jenes Weib, von dem ich sprach — das ich noch im Sinne habe — jene, die es im Stande ist, den edlen Kern ihres Innern herauszukehren! Und vergessen Sie niemals — dass der Glaube an Sie in mir fest steht!«

Stolz und dankbar blickte sie zu ihm auf.

»Ihren Glauben an mich muss ich rechtfertigen«, sagte sie. »Es steht nicht mehr in meiner Macht, mich hierin schwach zu zeigen. Horace hat mein Versprechen, dass ich ihm hier in diesem Zimmer alles erklären will.«

Julian fuhr auf.

»Hat Horace selbst dies von Ihnen begehrt?« forschte er. »Er ahnt die Wahrheit nicht einmal.«

»Horace hat mich an die Pflicht gemahnt, welche ich, als seine künftige Gattin, gegen ihn zu erfüllen hätte«, antwortete sie. »Er hat den nächsten Anspruch an mein Vertrauen, er nimmt mir mein Schweigen übel, und dies mit Recht. So fürchterlich es ist, ihm die Augen zu öffnen, ich muss es tun, wenn er es von mir verlangt.«

Während sie so sprach, blickte sie auf Julian. Es war ihr vom ersten Augenblick an ein Trost gewesen, den schweren Schritt des Bekennens mit ihm, der allein Mitleid mit ihr empfand und an sie glaubte, in Verbindung zu bringen; jetzt erschien ihr dieser Trost in einer neuen Gestalt. Der Gedanke, dass Julian ihre verhängnisvolle Unterredung mit Horace mit anhörte, würde ihr die Kraft geben,

jedem, auch dem Schrecklichsten, mutig zu begegnen. War es denn nicht möglich, dass er ihr auf diese Weise seinen Beistand lieh? Sie dachte eben darüber nach und fing einen Blick Julians nach der Tür auf, durch welche sie vorhin eingetreten waren. Rasch entschlossen betrat sie den weg, der sie zum Ziel führte. Sie hörte kaum die freundlichen Worte der Teilnahme und Ermunterung, die er an sie richtete und versuchte schüchtern, ihm ihre Absicht anzudeuten.

»Gehen Sie in das andere Zimmer zurück?« fragte sie.

»Ich wollte; aber wenn Sie etwas dagegen haben, unterlasse ich es«, erwiderte er.

»Ich habe nicht nur nichts dagegen, es ist mir sogar lieb, Sie dort zu wissen.«

»Während Horace hier bei Ihnen ist?«

»Ja, während er bei mir ist.«

»Soll ich, wenn alles vorbei ist, mich hier einfinden?«

Sie raffte sich auf und sagte ihm offen, was sie dachte.

Es wird mir lieb sein, wenn ich Sie in jenem schweren Augenblick in meiner Nähe weiß«, sagte sie. »Der Gedanke daran wird mir Mut geben, weil ich ebenso gut zu Ihnen wie zu Horace spreche. Auf Ihre Teilnahme kann ich rechnen — und Teilnahme ist mir jetzt von höchstem Wert! Fordere ich zu viel, wenn ich Sie bitte, die Tür offen zu lassen, nachdem Sie in das Speisezimmer zurückgekehrt sind? Denken Sie an die furchtbare Prüfung — die ihm sowohl, als mir bevorsteht! Ich bin nur ein schwaches Weib; ich fürchte, ich könnte unterliegen, wenn keine Freundeshand mich stützt; Sie aber sind mein einziger Freund.«

Mit diesen einfachen Worten versuchte sie zum ersten Male an ihm die Macht der Überredung.

17.

Der Mann im Speisezimmer

Bestürzt und betrübt, war Julian im ersten Augenblicke außer Stande, Mercy zu antworten. Seine Liebe für Mercy, die ein Geheimnis bleiben musste, lebte in seiner Seele ebenso fort, wie der feste Glaube an ihr besseres Selbst, den er frei gestehen durfte. Es war ein hartes Opfer, welches er der Pflicht gegen Horace und gegen sich selbst brachte, wenn er ihr in dieser schweren Stunde ihres Lebens seinen Beistand versagte — ja, es war noch mehr, dass er dem Bekenntnis aus dem Wege ging, welches sie doch ursprünglich ihm hatte machen wollen. Aber so schmerzlich es ihm war, auch nur dem Anschein nach sie in ihrer Not zu verlassen, er konnte ihre Bitte nicht gewähren, außer unter einer Bedingung, die jedoch fast gleichbedeutend war mit seiner Weigerung.

»Ich will für Sie tun, was tun kann«, sagte er. »Die Tür mag offen stehen und ich bleibe dort im Zimmer, aber das alles nur dann — wenn Horace davon unterrichtet ist. Unter anderen als diesen Umständen zu horchen, würde ich mich Ihres Vertrauens unwürdig machen. Sie begreifen das doch wohl so gut wie ich selbst.«

Daran hatte sie gar nicht gedacht. Nach Frauenart hatte sie bloß das Tröstende, Stärkende seiner Nähe im Auge gehabt. Jetzt begriff sie ihn. Ein schwaches Rot der Beschämung überzog ihre bleichen Wangen, als sie ihm dankte. Er suchte zartfühlend sie aus dieser Verlegenheit zu befreien, indem er eine, in diesem Augenblicke sich von selbst ergebende Frage an sie richtete.

»Wo bleibt Horace die ganze Zeit?« fragte er. »Weshalb ist er nicht hier?«

»Lady Janet hat ihn zu sich berufen«, antwortete sie.

Diese Erwiderung schien Julian nicht bloß in Erstaunen, sondern beinahe in Unruhe zu versetzen. Er kehrte zu dem Stuhl zurück, auf

dem Mercy saß und sagte erregt »Wissen Sie das auch gewiss?«

»Horace hat mir selbst gesagt, dass Lady Janet ihn durchaus zu sprechen wünsche.«

»Wann?«

»Es ist nicht lange her. Er bat mich, hier auf ihn zu warten, während er hinaufging.«

Julians Gesicht verfinsterte sich; ihm ahnte nichts Gutes.

»Das bestätigt meine schlimmsten Befürchtungen«, sagte er.
»Haben Sie seitdem in irgendwelcher Weise mit Lady Janet verkehrt?«

Mercy zeigte ihm, als Antwort darauf, den Zettel, welchen seine Tante ihr aufs Zimmer geschickt hatte. Er las ihn aufmerksam durch.



»Habe ich Ihnen nicht gesagt«, sprach er, »dass sie einen Grund finden wird, um sich Ihrem Geständnis zu entziehen? Zunächst sucht sie es nur zu verzögern, um Zeit für etwas anderes zu gewinnen, das sie im Sinne hat. Wann erhielten Sie diese Zeilen? Bald nachdem Sie uns hier verlassen hatten?«

»Es mag ungefähr eine Viertelstunde danach gewesen sein.«

»Wissen Sie, was in Ihrer Abwesenheit hier unten vorging?«

»Horace hat mir mitgeteilt, dass Lady Janet ihr Wohnzimmer Miss Roseberry zur Benutzung eingeräumt hat.«

»Sonst nichts?«

»Und dass Sie die Miss dahin geleitet haben.«

»Und was weiter geschah, hat er Ihnen nicht gesagt?«

»Nein.«

»So müssen Sie es von mir hören. Wenn ich auch sonst nichts tun kann, so will ich Ihnen doch wenigstens eine plötzliche Überraschung ersparen. Vor allem ist es nur recht und billig, dass Sie erfahren, warum ich Miss Roseberry auf ihr Zimmer begleitet habe. Ich wollte nämlich — um Ihretwillen — versuchen, ob ihre edlere Natur — wenn sie überhaupt eine solche besaß — eines mildereren Benehmens gegen Sie fähig sei. Ich gestehe, der Erfolg schien mir zweifelhaft — nach dem wie ich sie zu beurteilen Gelegenheit hatte, und ich habe mich darin nicht geirrt. Im alltäglichen Verkehr hätte ich sie für eine gewöhnliche, uninteressante Persönlichkeit gehalten. Wie ich sie aber jetzt, als wir allein waren, kennen lernte — mit anderen Worten, als ich einen tieferen Einblick in ihren Charakter gewann, muss ich bekennen, dass ich in der langen und traurigen Erfahrung meines Lebens noch keinem so engherzigen, unedlen, niedrig denkenden Geschöpf, wie sie ist, begegnet bin. Die plötzliche Veränderung in dem Benehmen Lady Janets gegen sie konnte ihr kaum entgangen sein und war ihr auch nicht entgangen; ihr einziger Gedanke dabei war jedoch gewesen, daraus den grausamsten Vorteil zu ziehen. Nicht bloß, dass sie keine Rücksicht für Sie kannte, fügte sie dem nur noch die Ausdrücke des bittersten Hasses hinzu. Sie widersetzte sich der Einsetzung in ihre Rechte durch Sie selbst, da Sie sich durch das freiwillige Geständnis der Wahrheit ein Verdienst erwerben würden, und bestand darauf, Sie in Gegenwart des ganzen Hauses anzuklagen und Sie dann durch Lady Janet ungehört vor den Augen der gesamten Dienerschaft entlassen zu sehen. »Jetzt kann ich mich rächen! Endlich fürchtet mich Lady Janet!« das waren ihre Worte und auf Ehre — ich schäme mich beinahe, sie zu wiederholen! — Sie wurden auf jede erdenkliche Weise herabgezogen; in Betreff der Lady Janet hielt sie keine Rücksicht auf Alter und Stellung zurück; nichts, gar nichts durfte sich ihrer Sache, ihrem wilden Triumph in den Weg stellen! So schamlos fordert sie ihr Recht; mit deutlichen Worten spricht sie es aus. Ich verlor keinen Augenblick meine Ruhe

und versuchte, sie in eine bessere Stimmung zu bringen; allein ich hätte ebenso gut zu einem Wilden sprechen können — oder besser — denn Wilde sind, wenn man es recht anfängt, oft Vorstellungen zugänglich — ich hätte ebenso gut versuchen können, einem hungrigen Raubtiere sein Futter, wie es vor ihm stand, zu entreißen. Da, ich hatte gerade voll Abscheu das vergebliche Bemühen aufgegeben, erschien die Zofe Lady Janets und brachte Miss Roseberry die Botschaft, dass ihre Herrin sich ihr empfehlen lasse und sie, sobald es ihr angenehm sein werde, auf Lady Janets Zimmer zu sprechen wünsche.

Das war eine neue Überraschung! Lady Janet lud Grace Roseberry zu einer Unterredung auf ihr Zimmer ein! Julian hätte es nicht für möglich gehalten, wäre er nicht dabei gewesen, wie die Aufforderung überbracht wurde.

»Sie erhob sich sogleich«, fuhr Julian fort, »um die Dame des Hauses nicht warten zu lassen, und befahl der Zofe, sie zu ihr zu führen. Dann winkte sie dieser, voranzugehen, und sprach, an der Tür nach mir umgewandt. Ihre freche Schadenfreude zu beschreiben, wie sie in jenem Augenblicke vor mir stand, ist unmöglich — ich kann nur ihre Worte wiedergeben: »Das habe ich gerade gewollt! Ich hätte nicht nachgegeben, ehe ich nicht dies erreicht. Lady Janet erspart mir wenigstens weitere Mühe; ich bin ihr dafür sehr verbunden!« Damit winkte sie mir zu und schloss die Tür hinter sich. Seitdem habe ich nichts von ihr gehört und gesehen. Nach meinem Dafürhalten ist sie noch dort und Horace wird wahrscheinlich mit ihr zusammengetroffen sein.«

»Was kann nur Lady Janet ihm zu sagen haben?« fragte Mercy erregt.

»Ich habe keine Ahnung davon. Als Sie mich vorhin im Speisezimmer sitzen fanden, dachte ich eben darüber nach; denn dass irgendein gleichgültiger Gegenstand zwischen den beiden Frauen verhandelt werden soll, will mir nicht recht in den Sinn. Wie Miss Roseberry gegenwärtig gestimmt ist, unterliegt es kaum einem Zweifel, dass sie schon innerhalb der ersten fünf Minuten, die sie im Zimmer war, Lady Janet gröblich beleidigt hat. Ich gestehe, ich

werde ganz irre. Nur das eine scheint mir ziemlich klar, dass nämlich Lady Janets Billet an Sie, die geheime Unterredung mit Miss Roseberry und die an Horace ergangene Aufforderung, vor der Dame des Hauses zu erscheinen, alles Glieder einer Kette von Ereignissen und Vorboten jener neuerlichen Versuchung sind, vor der ich Sie bereits gewarnt habe.«

Mercy hielt die Hand empor, damit er schweige. Sie blickte nach der Tür, die hinaus in das Vorhaus führte. Waren es wirklich Tritte gewesen, die sie gehört hatte? Nein. Es war alles ruhig. Noch immer kein Anzeichen, dass Horace zurückkam.

»O!« rief sie aus. »Was gäbe ich darum, wenn ich wüsste, was oben vorgeht!«

»Sie werden es bald erfahren«, sagte Julian. »Die Ungewissheit, in der wir uns gegenwärtig befinden, kann unmöglich lange mehr dauern.«

Er wendete sich, um in das Zimmer zurückzukehren, wo sie ihn getroffen hatte. Als Mann dachte er, konnte er ihr jetzt keinen besseren Dienst leisten, als sie der Vorbereitung für die kommende Unterredung mit Horace ungestört zu überlassen. Ehe er noch drei Schritte weit gegangen war, zeigte sie ihm, wie verschieden in solchen Fällen die Ansichten eines Mannes und einer Frau sind. Es war ihr gar nicht eingefallen, im Vorhinein zu überlegen, was sie eigentlich sagen sollte. Über dem Entsetzen, in jenem schweren Augenblicke sich selbst überlassen zu werden, vergaß sie jede weitere Rücksicht. Sogar die mahnende Erinnerung an das eifersüchtige Misstrauen, welches Horace Julian gegenüber bewies, strich so ohne Wirkung an ihr vorbei, als hätte sie gar nie etwas davon gewusst. »Verlassen Sie mich nicht!« rief sie. »Ich kann nicht allein hier warten. Kommen Sie zurück — kommen Sie zurück!«

Dabei stand sie unwillkürlich auf und wollte ihm in das nächste Zimmer folgen, falls er sie wirklich allein lassen wollte.

Einen Augenblick drückte Julians Gesicht Zweifel aus, als er jetzt seine Schritte wieder zurücklenkte und ihr winkte, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. War sie denn auch, so fragte er sich, der Aufgabe gewachsen, welche an ihre Entschlossenheit gestellt

wurde, wenn sie nicht einmal Mut genug besaß, um allein in einem Zimmer die Ereignisse abzuwarten? Doch Julian sollte es noch erfahren, dass der Mut des Weibes mit der Größe der ihr begegnenden Gefahr wächst. Verlangt man von einer Frau, dass sie auf einer Wiese zwischen zufällig da grasendem, übrigens ganz ungefährlichem Vieh hindurchgehe, so ist es unter zehn Fällen gewiss neunmal zweifelhaft, ob sie es tun wird; verlangt man aber von ihr, dass sie als Mitreisende auf einem brennenden Schiffe den Übrigen durch Fassung und Besonnenheit ein gutes Beispiel gebe, so ist es in zehn Fällen neunmal wahrscheinlich, dass sie der an sie gestellten Forderung entsprechen wird. Mercy war beruhigt, sobald Julian sich wieder neben sie gesetzt hatte.

»Sind Sie Ihrer Stärke sicher?« fragte er.

»Vollkommen«, antwortete sie, »so lange Sie mich nicht verlassen.«

Das Gespräch stockte; schweigend saßen sie nebeneinander, die Augen auf die Tür gerichtet, durch welche Horace kommen sollte.

Nach einer kurzen Pause lenkte ein Geräusch draußen im Garten ihre Aufmerksamkeit auf sich. Irgendein Wagen näherte sich deutlich hörbar dem Hause.

Jetzt hielt er, es wurde die Glocke gezogen; die Haustür wurde geöffnet. War Besuch gekommen? Man hörte keine Stimme fragen. Nur die Tritte des Dieners wurden in der Vorhalle laut. Dann war lange wieder alles ruhig; der Wagen blieb vor der Tür stehen. Es schien nicht, als ob jemand in demselben gekommen wäre, vielmehr, als ob er jemand abholen sollte.

Das Nächste, was geschah, war, dass der Diener wieder nach der Haustür zurückkehrte. Sie horchten abermals. Auch jetzt nur der eine Tritt. Die Tür ward geschlossen; der Diener schritt zum drittenmale durch die Halle; der Wagen fuhr fort. Nach dem Schall zu urteilen, war niemand gekommen, hatte aber auch niemand das Haus verlassen.

Julian blickte auf Mercy. »Verstehen Sie das?« fragte er.

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

»Wenn jemand in dem Wagen fortgefahren ist«, fuhr Julian fort,

»so kann es auf keinen Fall ein Mann gewesen sein; sonst hätten wir ihn im Vorhaus hören müssen.«

Diese Schlussfolgerung Julians nach dem geräuschlosen Abgang des vermeintlichen Besuches erregte plötzlich in Mercy Verdacht.

»Gehen Sie und erkundigen Sie sich«, sagte sie erregt.

Julian verließ das Zimmer und kehrte nach kurzer Abwesenheit mit allen Anzeichen einer ernsten Besorgnis in Miene und Haltung zurück.

»Ich sagte Ihnen, dass ich sogar die geringfügigsten Vorgänge um uns herum mit Unruhe beobachtete«, sagte er. »Und was jetzt geschehen, ist wahrlich kein geringfügiges Ereignis. Der Wagen, den wir ankommen hörten, stellt sich als ein Cab heraus, das man hierher hat holen lassen. Die Person, welche darin fortgefahren ist«

—

»Eine Frau, wie Sie meinten?«

»Ja.«

Mercy erhob sich rasch und aufgeregt von ihrem Stuhl.

»Grace Roseberry kann es doch nicht sein?« rief sie aus.

»Doch, sie war es.«

»Ist sie allein fort?«

»Allein — nach einer Unterredung mit Lady Janet.«

»Ist sie freiwillig gegangen?«

»Sie selbst hat nach dem Wagen geschickt.«

»Was hat das zu bedeuten?«

»Es ist überflüssig, da noch zu forschen. Binnen kurzem werden wir es erfahren.«

Beide nahmen ihre früheren Plätze wieder ein und warteten wie bisher, den Blick nach der Tür gerichtet.

18.

Lady Janet in Bedrängnis

Wie verlassen hier Julian und Mercy für einige Zeit und wenden uns nach den oberen Regionen des Hauses, um in Lady Janets Zimmer dem weiteren Verlauf der Ereignisse zu folgen.

Die Zofe hatte zuerst das Billet ihrer Herrin an Mercy bestellt und war dann nach dem Wohnzimmer gegangen, um sich hier ihres zweiten Auftrages an Grace Roseberry zu entledigen. Lady Janet saß am Schreibtisch in Erwartung derjenigen, die sie eben zu sich berufen hatte.

Ihre Augen betrachteten eine Photographie Mercys, welche, auf einer kleinen vergoldeten Staffelei hängend, von dem Lampenlicht grell beschienen wurde. Das sonst so frische, bewegliche alte Gesicht war seltsam und traurig verändert. Die starre Miene, der verzogene Mund machten es fast zu der Maske untätigen Widerstrebens und verhaltener Wut in ihrer schärfsten Form; nur das Licht und Leben in ihren Augen milderte diesen Ausdruck der Züge. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in dem durchdringend zärtlichen, verlangenden Blick, welchen sie auf das Bild heftete; und der stille, liebevoll geduldige Vorwurf in demselben erhöhte diese Rührung noch. Das Gefährliche, welches Julian mit Recht fürchtete, lag im ganzen Antlitz; die Liebe, die er so wahr geschildert, lag einzig und allein in den Augen. Sie verkündeten, wie grausam es gewesen sei, ihre Zuneigung zu missbrauchen, die doch die höchste Freude und einzige Hoffnung ihres dem Ende sich nähernden Lebens war. Die Miene verriet nur den einen festen Entschluss, auch von den Trümmern jener Freude nicht zu lassen, das verlöschende Licht jener Hoffnung von neuem zu beleben; die Lippen wurden nur beredt, um kühn die verhasste Gegenwart zu leugnen, und die selige Vergangenheit zu retten. »Mag mein Abgott auch in Stücke brechen, keines von euch soll darum wissen. Ich halte das Fortschreiten der

Entdeckung auf; die Wahrheit soll verstummen; mein Ohr ist taub gegen eure Worte; mein Augen blind gegen eure Beweise. Mit siebzig Jahren bedeutet für mich der Abgott auch das Leben. So soll er mein Abgott bleiben.«

Die Stille im Zimmer wurde durch das Gemurmel von Frauenstimmen vor der Tür unterbrochen.

Lady Janet richtete sich rasch in ihrem Lehnstuhl auf und nahm hastig die Photographie von der Staffelei herab. Sie schob sie, die Rückseite nach oben gekehrt, unter allerlei Papieren auf den Tisch — dann besann sie sich plötzlich eines Besseren und verbarg sie unter den dicken Falten eines Spizentuches, welches ihren Hals und ihre Brust bedeckte. Welche eine Welt voll Liebe lag in dieser einen Handlung und in dem weichen, innigen Blick, der dieselbe begleitete. Im nächsten Augenblick hatte Lady Janet die Maske vorgenommen, welche jeden oberflächlichen Beobachter zu der Annahme berechtigt hätte, sie sei eine hartherzige Frau!

Die Tür ward von der Zofe geöffnet; Grace Roseberry trat ins Zimmer.

Sie schritt mit trotzig zuversichtlicher Haltung und hochmütig zurückgeworfenem Kopf näher und ließ sich auf den von Lady Janet ihr angewiesenen Stuhl unsanft niederfallen, wobei sie deren ernste Verbeugung mit einem Kopfnicken und Lächeln erwiderte.

In jeder Miene, in jeder Bewegung dieses kleinen, kümmerlich aussehenden, armselig gekleideten Geschöpfes drückte sich empörender Hohn aus, als wollte sie sagen: »Jetzt ist die Reihe an mir.«

»Es ist mir recht angenehm, dass Sie mich selbst hierher berufen haben, Lady Janet«, sprach sie, ohne abzuwarten, dass diese sie zuerst anredete. »Ich wäre sonst allerdings genötigt gewesen, Sie um eine Unterredung direkt zu ersuchen.«

»Sie wären genötigt gewesen, mich um eine Unterredung zu ersuchen?« wiederholte Lady Janet gelassen. »Wieso das?«

Der Ton, in dem diese letzten Worte gesprochen wurden, versetzte Grace gleich zu Anfang in große Verlegenheit. Es war nicht anders, als sei die unsichtbare Entfernung, in welche sie

voneinander gerückt waren, nun sichtbar geworden und hätte sie samt ihrem Stuhl leibhaftig an das äußerste Ende des Zimmers getragen.

»Ich wundere mich, dass Sie mich nicht verstehen«, sagte sie, ihre Verwirrung mühsam zu verbergen suchend. »Insbesondere, nachdem Sie doch so freundlich waren, mir Ihr Wohnzimmer zur Verfügung zu stellen.«

Lady Janet blieb ganz unberührt. »Ich verstehe Sie trotzdem nicht«, sagte sie mit unveränderter Ruhe.

Da kam Grace ihr Charakter zu Hilfe. Sie fand ihre frühere Zuversicht wieder, die gleich ihr erstes Auftreten gekennzeichnet hatte.

»In diesem Falle«, begann sie von neuem, »muss ich mich denn näher erklären, um mir Gerechtigkeit zu verschaffen. Ich kann für die plötzliche Veränderung in dem Benehmen, das Sie unten gegen mich beobachteten, nur den einen Grund finden, dass die Aufführung jener verabscheuungswürdigen Person Ihnen endlich die Augen darüber geöffnet hat, dass Sie von ihr betrogen worden sind. Dennoch haben Sie sich, weshalb weiß ich nicht, bis jetzt noch nicht veranlasst gefunden, mich offen anzuerkennen. In dieser höchst peinlichen Lage bin ich es mir selbst, meiner Selbstachtung, schuldig, der Mercy Merrick um keinen Preis das Verdienst zu lassen, mich in die mir gebührende Stelle in diesem Hause einzusetzen; ich will ihr dies Verdienst nicht lassen; nach dem, was ich gelitten, könnte ich dies unmöglich ertragen. Ich hätte, wäre ich nicht von Ihnen selbst hierher bestellt worden, schon deshalb um eine Unterredung bitten müssen, um auf der sofortigen Entlassung der Einschleicherin aus Ihrem Hause zu bestehen. Ich fordere dieselbe jetzt als ein Zugeständnis, das mir gebührt. Sie oder Mister Julian Gray mögen tun, was Sie wollen; ich gebe um keinen Preis zu, dass diese Person als eine interessante Büsserin erscheint. Es ist wirklich mehr als zu viel, dass die unverschämte Abenteurerin sich selbst die Zeit bestimmte, wann sie ihre Enthüllungen machen will. Es war eine zu vorsätzliche Beleidigung, wie sie da aus dem Zimmer ging — wobei ihr ein Priester der englischen Kirche noch die Tür

öffnete — gerade als ob sie mich dadurch ihr gegenüber verpflichten wollte! Ich kann viel verzeihen, Lady Janet — so auch die Ausdrücke, mit denen Sie es für schicklich hielten, mich aus dem Hause zu weisen. Ich nehme den Antrag bezüglich Ihres Zimmers deshalb gerne an, weil ich darin den Ausdruck einer zu meinen Gunsten veränderten Stimmung sehe. Aber selbst die christliche Barmherzigkeit hat ihre Grenzen. Die Anwesenheit jener Elenden hier ist, erlauben Sie mir die Bemerkung, ebenso wohl ein Beweis Ihrer Schwäche, als auch eine durchaus nicht zu dulddende Beleidigung für mich.«

Da brach sie plötzlich ab — aber nicht, weil ihr die Worte fehlten, um weiterzusprechen, sondern weil ihr niemand zuhörte.

Lady Janet tat nicht einmal dergleichen, als ob sie ihr Aufmerksamkeit schenkte. Mit einer zu anderen Zeiten ihr gänzlich fremden, jetzt aber vorsätzlichen Unhöflichkeit war sie in größter Gelassenheit damit beschäftigt, die verschiedenen, auf dem Tische zerstreut umherliegenden Papiere zu ordnen. Einige band sie mit Schnürchen im Bündel zusammen; andere legte sie unter Briefbeschwerer; wieder andere wurden in den phantastischen Fächern eines kleinen japanesischen Kästchens untergebracht — das alles tat sie mit einem behaglichen Vergnügen an dieser systematischen Beschäftigung, und ohne, wie es schien, die Gegenwart einer zweiten Person im Zimmer überhaupt zu bemerken. Sie blickte, in beiden Händen Schriften haltend, auf, als Grace aufhörte zu sprechen und sagte gelassen:

»Sind Sie fertig?«

»Ließen Sie mich deshalb hierher rufen, Lady Janet, um mich mit ausgesuchter Unhöflichkeit zu behandeln?« gab Grace zornig zurück.

»Meine Absicht war, Ihnen etwas zu sagen, sobald Sie mich zu Worte kommen ließen.«

Die unerschütterliche Ruhe dieser Antwort wirkte auf Grace höchst überraschend. Sie wusste nichts darauf zu erwidern. In unverhohlenem Erstaunen schwieg sie, die Augen auf die Herrin des Hauses gerichtet.

Lady Janet legte ihre Schriften beiseite und setzte sich in ihrem Lehnstuhl zurecht, um nunmehr ihrerseits die Unterredung zu beginnen.

»Das Wenige, was ich Ihnen zu sagen habe«, sprach sie, »kann mit einer Frage ausgedrückt werden. Habe ich nicht recht, wenn ich annehme, dass Sie gegenwärtig ohne Stelle sind, und eine kleine Entschädigung an Geld — in feiner Weise geboten — Ihnen deshalb ziemlich erwünscht sein dürfte?«

»Wollen Sie mich damit beleidigen, Lady Janet?«

»Durchaus nicht. Ich will bloß diese Frage an Sie stellen.«

»Ihre Frage ist aber eine Beleidigung.«

»Meine Frage entspringt nur einer Freundlichkeit, die ich Ihnen auch durch die Tat beweisen wollte. Sie müssen sie nur recht verstehen. Übrigens mache ich Ihnen keinen Vorwurf daraus, wenn Sie sie nicht verstehen; ebenso wenig, als ich es Ihnen übelnehme, dass Sie schon zu wiederholten Malen, seit Ihrem Eintritt hier, gegen jede feinere Lebensart verstoßen haben. Ich war nur ehrlich bemüht, Ihnen irgendwie von Nutzen zu sein und Sie haben mein Entgegenkommen zurückgewiesen. Es tut mir leid. Übrigens lassen wir das.«

Nach diesen, mit der vollkommensten Beherrschung gesprochenen Worten nahm Lady Janet ihre frühere Beschäftigung mit den Schriften wieder auf, und bald hatte sie, wie es schien, zum zweiten Male vergessen, dass außer ihr noch jemand im Zimmer war.

Grace wollte eben mit dem ganzen Ungestüm ihres Zornes hervorbrechen, aber sie besann sich eines Besseren und bezwang sich. Mit Heftigkeit erreichte sie bei Lady Janet Roy einmal nichts; das wusste sie jetzt schon. Darum beschloss Grace, der Feindin auf dem neutralen Boden der Höflichkeit, von der sie sich unter den obwaltenden Umständen noch am meisten versprechen durfte, entgegenzutreten.

»Wenn ich vielleicht mit einem Ausspruche zu vorschnell gewesen bin«, begann sie, »so bitte ich, mich deshalb entschuldigen zu dürfen. Erlauben Sie mir nur noch die Frage, ob Sie mich bloß

deshalb rufen ließen, um über meine pekuniären Verhältnisse unterrichtet zu werden, und dies nur in der Absicht, um mir zu helfen?«

»So ist es«, sagte Lady Janet.

»In Betreff Mercy Merricks hatten Sie mir nichts zu sagen?«

»Gar nichts. Ich will von ihr nichts weiter hören. Haben Sie sonst noch eine Frage an mich?«

»Eine noch.«

»Und die ist?«

»Ob Sie mich in Gegenwart sämtlicher Hausbewohner als die Tochter des verstorbenen Obersten Roseberry anerkennen wollen?«

»Ich habe Sie bereits als eine Dame anerkannt, welche, abgesehen davon, dass sie sich in misslicher, pekuniärer Lage befindet, noch einem besonderen Anspruch auf meine Rücksicht und Schonung hat. Wenn Sie nun durchaus wollen, obgleich dies unsinnig wäre, dass ich diese Worte vor den Dienstleuten wiederholen soll, so bin ich bereit, Ihrem Wunsch zu willfahren.«

In Grace begann jetzt die Leidenschaftlichkeit über ihre klügeren Vorsätze von vorhin Herr zu werden.

»Lady Janet!« rief sie; »dies ist mir nicht genug. Ich muss Sie bitten, sich deutlicher zu erklären. Sie sprechen von besonderen Ansprüchen, die ich an Ihre Schonung hätte. Was meinen Sie damit?«

»Es würde für uns beide gleich peinlich sein, uns hierüber in nähere Erörterungen einzulassen«, erwiderte Lady Janet. »Ersparen Sie uns deshalb diese Unannehmlichkeit.«

»Ich bestehe vielmehr darauf, Madame.«

»Bitte, tun Sie das nicht.«

Allein Grace war jeder Vorstellung unzugänglich.

»Ich frage Sie mit deutlichen Worten«, fuhr sie fort, »geben Sie zu, von einer Abenteurerin, die sich dazu meines Namens bedient hat, betrogen worden zu sein? Und wollen Sie mich in die mir in diesem Hause gebührende Stelle rechtmäßig einsetzen oder nicht?«

Lady Janet nahm neuerdings das Ordnen der Papiere auf.

»Wollen Sie mir das Gehör verweigern, Lady Janet?«

Diese blickte mild, wie immer, von ihren Schriften empor.

»Wenn Sie in Ihren früheren Irrtum verfallen«, sagte sie, »so zwingen Sie damit auch mich, bei der Beschäftigung mit meinen Papieren zu bleiben.«

»Welchen Irrtum meinen Sie?«

»Den Irrtum, der eben diese Frage an mich richtet. Er macht es auch, dass Sie einen besonderen Anspruch auf meine Schonung haben; und nichts, was Sie sagen oder tun, wird mich hindern, diese Schonung gegen Sie auszuüben. Als ich Sie im Speisezimmer vorfand, ließ ich mich von meiner Heftigkeit zu einem ganz ungehörigen Verhalten hinreißen; es ist sehr unrecht und unklug von mir gewesen, nach dem Polizeibeamten zu schicken. Für dieses verletzende Benehmen schulde ich Ihnen, die Sie ohnehin leidend sind, eine entsprechende Genugtuung. Um diese zu leisten, habe ich Ihnen zunächst mein Wohnzimmer zur Benutzung eingeräumt, und eben deshalb habe ich Sie zu mir bitten lassen, hoffend, dass Sie es mir gestatteten, Sie zu unterstützen. Ihr Betragen gegen mich mag noch so unhöflich sein, Ihre Äußerungen über meine Pflgetochter noch so anzüglich, ich dulde alles, um Ihnen Genugtuung zu leisten. So lange Sie ein peinliches Gespräch nicht berühren, schenke ich Ihnen mit Vergnügen Gehör; sobald Sie aber darauf zurückkommen, wende ich meine Aufmerksamkeit meinen Schriften zu.«

Grace blickte ihr mit einem boshaften Lächeln ins Gesicht.

»Ich fange an, Sie zu verstehen«, sagte sie. »Sie schämen sich, einzugestehen, dass Sie sich gröblich haben täuschen lassen. Es bleibt Ihnen jetzt natürlich keine andere Wahl, als das Geschehene gänzlich unberücksichtigt zu lassen. Nun können Sie auf meine Schonung zählen. Ich bin keineswegs verletzt — die ganze Sache belustigt mich vielmehr; denn es kommt doch nicht alle Tage vor, dass sich eine so vornehme Dame, wie Sie sind, mir, einer fremden, untergeordneten Person gegenüber so bloßstellt. Ich glaube, Ihre menschenfreundliche Gesinnung gegen mich wurde erst dann geweckt, als Ihre Pflgetochter mit dem Wegschicken des

Polizeibeamten Ihnen das Beispiel gab?«

Lady Janet bewahrte auch bei diesem Angriffe ihre Fassung. Sie nahm die Frage Gracens als bare Münze auf.

»Ich bin nicht im geringsten überrascht«, erwiderte sie, »zu sehen, dass das Einschreiten meiner Pflgetochter zu Missdeutungen Anlass gegeben hat. Sie hätte sich vorerst mit mir allein verständigen sollen, ehe sie handelte. Aber das ist ihr Fehler — sie folgt zu sehr ihrem inneren Gefühl. Mir ist in meinem ganzen Leben noch kein so tief empfindendes Geschöpf, wie sie ist, vorgekommen. Immer nur zu viel für die anderen bedacht, und nie für sich selber! Das bloße Erscheinen des Polizeibeamten brachte Sie in eine so bemitleidenswerte Lage, dass sie sich sofort wie immer von ihrem Gefühle hinreißen ließ. Das ist mein Fehler! Alles mein Fehler!«

Grace änderte abermals ihre Haltung. Ihr Scharfsinn erkannte, dass jetzt eine Gelegenheit war, um Lady Janet mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

»Davon nun nichts mehr!« sagte sie. »Es ist Zeit, dass wir ernsthaft über die Sache sprechen. Ihre Pflgetochter — wie Sie sie nennen — ist Mercy Merrick — und Sie wissen dies.«

Lady Janet wendete sich ihren Schriften zu.

»Ich bin Grace Roseberry, der sie den Namen gestohlen hat — auch das wissen Sie?«

Lady Janet beachtete diese Worte nicht.

Grace erhob sich von ihrem Stuhle.

»Ihr Schweigen, Lady Janet«, sagte sie, »beweist mir deutlich, dass Sie vorsätzlich die Wahrheit unterdrücken wollen. Sie sind offenbar entschlossen, die Abenteurerin als diejenige anzuerkennen, die sie zu sein vorgibt, und scheuen sich nicht, ungeachtet der Folgen, die daraus entstehen können, mir in das Gesicht zu behaupten, dass ich verrückt sei. Ich lasse mir aber mein Recht nicht auf so unverschämte Weise rauben; Sie sollen noch von mir hören, sobald die Post aus Kanada hier in England angekommen sein wird.«

Sie schritt der Tür zu. Diesmal antwortete Lady Janet so rasch und

entschieden, als sie es nur immer wünschen konnte.

»Ich werde Ihre Briefe zurückweisen«, sagte sie.

Grace wendete sich drohend ein paar Schritte zurück.

»Den Briefen werden bald auch die Zeugen folgen«, fuhr sie fort.

»Ich werde auch diese nicht empfangen.«

»Tun Sie das auf Ihre Gefahr hin! Ich wende mich an das Gericht.«

Lächelnd sagte Lady Janet: »Ich will zwar nicht behaupten, dass ich viel davon verstehe, aber es würde mich wirklich sehr wundern, wenn Ihnen das Gesetz ein Recht gäbe, irgendeinen Anspruch an mich zu erheben. Übrigens — nehmen wir an, Sie sind im Stande, das Gericht für die Verfechtung Ihrer Sache zu gewinnen, dann wissen Sie so gut wie ich, dass es dazu vor allem eines Dinges bedarf, und das ist — Geld! Ich bin reich, und Honorare, Gerichtskosten und all dergleichen sind für mich keine Sachen von Belang. Darf ich fragen, ob dasselbe bei Ihnen der Fall ist?«

Diese Frage brachte Grace zum Schweigen. Nach jeder Richtung war sie gänzlich unfähig, ihre rachsüchtigen Gelüste zu befriedigen. Und die Herrin von Mablethorpe-House saß da vor ihr, aller dieser Umstände wohl bewusst.

Lady Janet deutete nach dem leeren Stuhl.

»Wollen Sie sich nicht wieder setzen?« redete sie ihr zu. »Wie mir scheint, sind wir allmählich zum Ausgangspunkt unseres Gespräches zurückgekommen. Möchten Sie nicht lieber, anstatt mir mit dem Gerichte zu drohen, näher erwägen, ob es denn überhaupt eine Beleidigung ist, wenn ich Ihnen meine Unterstützung antrage? Ich bin gar oft in dem Falle, Damen, die sich in bedrängter Lage befinden, meine Hilfe zu leihen, ohne dass außer meinem Haushofmeister — der die Rechnungen führt — und mir selbst, irgendjemand davon erfährt. Ich frage Sie nochmals, ob Ihnen eine kleine Geldentschädigung in feiner Weise geboten, willkommen sein würde?«

Grace kehrte langsam zu ihrem Stuhl zurück. Mit der einen Hand die Lehne fassend, stand sie da, die Augen mit einem höhnisch

forschenden Ausdruck auf Lady Janet gerichtet.

»Endlich rücken Sie mit der Farbe heraus«, sagte sie. »Sie geben mir Geld, damit ich schweigen soll!«

»Sie wollen also, dass ich mich wieder zu meinen Schriften wende«, versetzte Lady Janet. »Sie sind wirklich sehr hartnäckig!«

Gracens Hand umschloss immer fester die Stuhllehne. Sie stand jetzt allein da, ohne Zeugen, ohne Mittel. Das Gefühl ihrer Verlassenheit, ihrer Hilflosigkeit raubte ihr in diesem entscheidenden Augenblicke beinahe den Verstand. »Gegenwärtig«, dachte sie, »habe ich nur ein Mittel, um mit der Lady Schritt halten zu können; es ist, dass ich ihr möglichst teuer zu stehen komme.«

»O, haben Sie etwas Nachsicht mit mir«, sagte sie. »Ich bin nicht hartnäckig — nur ein wenig ungeschickt, um der Kühnheit einer vornehmen Dame mit dem gleichen Ton zu begegnen. Das wird mit der Übung besser werden. Ich rede, wie ich peinlich bemerke, nur gewöhnliches Englisch; erlauben Sie, dass ich es ablege und dafür Ihre Sprache annehme. Welche Entschädigung sind Sie gesonnen, mir auf feine Art anzubieten?«

Lady Janet öffnete ein Schubfach und holte ihr Scheckbuch heraus.

Endlich war der Augenblick der Befreiung gekommen! Es handelte sich nur mehr um die Höhe des Betrages. Sie überlegte; denn diese zu bestimmen, schien ihr einigermaßen auch Gewissenssache zu sein. Der Gehalt für fünf Jahre sofort ausgezahlt, und die Zusicherung auch fernerer Unterstützung, falls sie deren bedürfen sollte, war in Lady Janets Augen genügend, um ihr dem verstorbenen Obersten Roseberry gegebenes Versprechen erfüllt erscheinen zu lassen und zugleich Grace in freigiebiger Weise Genugtuung für ihr verletzendes Benehmen, welches diese sonst zu ihrem Vorteile ausnutzen konnte, zu leisten. Sie beschloss, zur noch größeren Beruhigung ihres Gewissens, Grace selbst die Summe aussprechen zu lassen, mit welcher sie sich für befriedigt erklären würde.

»Für mich ist es eine schwere Sache, Ihnen einen Antrag zu machen«, sagte sie, »und dies darum — weil Ihr Geldbedarf lediglich

davon abhängt, was Sie fernerhin zu tun gedenken. Und eben das weiß ich nicht.«

»Vielleicht wären Sie so gütig, mir hierin einen Rat zu erteilen?« sagte Grace höhnisch.

»Das kann ich ganz und gar nicht«, erwiderte Lady Janet. »Ich denke nur, Sie werden kaum in England bleiben wollen, wo Sie nicht eine Seele kennen; mögen Sie nun zu Gericht gehen oder nicht, Sie werden in jedem Falle selbst die Notwendigkeit einsehen, mit ihren Freunden in Kanada persönlich zu verkehren. Nicht wahr?«

Grace war schlau genug, um sofort den eigentlichen Sinn dieser Worte zu erfassen. Es war nichts anderes als: »Nimmst du die Geldentschädigung an, so unterwirfst du dich der Bedingung, die daran geknüpft ist, nämlich England zu verlassen, um mich nicht weiter mit deiner Anwesenheit zu behelligen.«

»Sie haben ganz recht, Lady Janet«, sagte sie. »Ich werde gewiss nicht in England bleiben. Ich werde mich mit meinen Freunden beraten und« — den Rest dachte sie sich — »wenn es irgend möglich ist, dann mit Ihrem Gelde zu Gericht gehen!«

»Sie kehren nach Kanada zurück«, fuhr Lady Janet fort; »dort werden Ihre Aussichten zunächst keine glänzenden sein. Wie hoch, denken Sie demnach, wird sich die Unterstützung belaufen müssen, deren Sie bedürfen?«

»Kann ich auf Ihre Güte rechnen, die mir etwaige Fehler in meiner Berechnung bemerklich machen wird?« fragte Grace unbefangen.

Auch diesen Worten lag eigentlich ein anderer Sinn zu Grunde. Ungefähr so: »Bei mir steht es fest, dass ich meine Ansprüche in die Höhe treibe, so lange, bis mir die Lady mit ihrem äußersten Anbot eine Grenze zieht.« Lady Janet verstand den Sinn; sie verneigte sich und erwartete ernst das Weitere.

Auch Grace war ernst, als sie begann:

»Ich fürchte, hundert Pfund werden kaum genug sein.«

Lady Janet ging darauf ein. »Das glaube ich auch.«

»Vielleicht sind sogar zweihundert noch zu wenig?«

»Wahrscheinlich.«

»Auch dreihundert? Vierhundert? Fünfhundert?«

Lady Janet zog jetzt die Grenze. »Fünfhundert Pfund, denke ich, werden einstweilen genug sein«, sagte sie.

Grace schoss das Blut in die Wangen und sie verriet wider ihren Willen die Heftigkeit ihrer inneren Erregung. Es lag jetzt etwas Grauenhaftes in dem gierigen, verlangenden Ausdruck ihrer Augen, wie sie Lady Janet scharf beobachteten, ob sie auch wirklich gewillt sei, mit einem Federzug ohneweiters fünfhundert Pfund Sterling zu verschenken.

In einem Augenblicke hatte Lady Janet den Scheck geschrieben, und schob ihn jetzt über den Tisch ihr hin.

Grace verschlang mit ihrem Blicke die Zeile, in welcher die goldenen Worte standen. »An mich oder an den Überbringer sind auszuführen — fünfhundert Pfund;« und darunter die eigenhändige Unterschrift: »Janet Roy.« Nun ihr das Geld gesichert war — sie brauchte es bloß zu nehmen — trat neuerdings ihre von Haus aus gemeine Natur hervor. Sie warf den Kopf zurück und ließ den Scheck unberührt auf dem Tische liegen, als wollte sie auffällig zeigen, dass ihr nichts daran gelegen sei.

»Sie erwarten doch wohl nicht, dass ich gleich zugreifen werde«, sagte sie.

Lady Janet lehnte sich in den Stuhl zurück und schloss die Augen. Sie konnte den Anblick Grace Roseberrys kaum mehr ertragen. Vor ihre Seele trat Mercys Bild; sehnsüchtig verlangte ihr Herz nach dem Labsal ihrer edlen, schönen Erscheinung, nach dem melodischen Klang ihrer sanften Stimme.

»Ich brauche Zeit, um es mir zu überlegen — ich bin es der Achtung vor mir selbst schuldig«, fuhr Grace fort.

Lady Janet winkte müde mit dem Kopf, dass ihr die Zeit bewilligt sei.

»Ihr Wohnzimmer steht mir wohl noch zur Verfügung?«

Lady Janet nickte bejahend.

»Und Ihre Dienerschaft auch, wenn ich sie gerade brauchen sollte?«

Lady Janet öffnete plötzlich die Augen. »Meinetwegen befehlen Sie über das ganze Haus!« rief sie zornsprühend. »Aber verlassen Sie mich auf der Stelle!«

Grace fühlte sich nicht im Entferntesten verletzt, viel eher befriedigt; es war ihr ein Triumph, Lady Janet zu diesem Ausbruch gereizt zu haben. Sie hatte sofort eine weitere Bedingung bereit.

»Wenn ich den Scheck annehmen soll«, sagte sie, »so gestattet es meine Selbstachtung nicht anders, als unter Couvert. Sie werden wohl die Güte haben, wenn es nötig ist, ihn einzuschließen. Guten Abend!«

Sie ging langsam der Tür zu und betrachtete dabei, nach allen Seiten blickend, mit Geringschätzung die wertvollen Kunstgegenstände, mit welchen die Wände ringsum geziert waren. Auch auf dem Teppich, dessen Zeichnung das Werk eines berühmten französischen Malers war, sahen ihre Augen nur mit Verachtung herab, als sei er nicht würdig, von ihrem Fuß betreten zu werden. Die Keckheit ihres Benehmens beim Eintritt in das Zimmer war schon auffallend genug gewesen; allein es war dies nichts im Vergleiche zu der beispiellosen Frechheit, mit welcher sie es jetzt verließ.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, so stand Lady Janet auf und schritt zum Fenster. Ungeachtet der frostigen Winterluft, die draußen strich, öffnete sie beide Flügel und rief, sich vor Ekel schüttelnd: »Puh! Sogar die Luft im Zimmer ist durch ihre Gegenwart vergiftet worden!«

Sie kehrte in veränderter Stimmung zu ihrem Stuhl zurück und nahm ihren früheren Platz wieder ein. Ihre Gedanken wendeten sich abermals Mercy zu. »O, mein Liebling!« murmelte sie leise. »Was habe ich alles geduldet, wie mich erniedrigt — nur um deinetwillen!« Doch die Erinnerung daran war zu unerträglich. Die angeborene Kraft der weiblichen Natur drängte vielmehr zu einem Ausbruche des Trotzes und der Verzweiflung hin. »Sie mag was immer begangen haben, so hat es die Elende nur verdient! Keine Seele hier im Hause soll wissen, dass sie mich betrogen hat. Übrigens hat sie mich nicht betrogen — sie liebt mich wirklich! Was liegt daran, ob sie mir ihren

wahren Namen gesagt hat oder nicht? Ihr Herz ist wahr und das hat sie mir geschenkt. Mit welchem Rechte wohl hat Julian ihre innersten Gefühle berührt und ihr Herz zu erforschen getrachtet? Mein armes, schwer versuchtes Kind! Ich will ihr Bekenntnis nicht mehr hören und zu keinem Menschen soll sie mehr ein Wort davon sprechen. Ich bin die Herrin — und ich befehle dies!«

Hastig holte sie ein Blatt Papier aus dem Behälter hervor, sie zögerte, dann warf sie es auf den Tisch hin.

»Warum lasse ich meinen Liebling nicht lieber zu mir kommen?« dachte sie. »Warum will ich ihr schreiben?« Sie zögerte wieder und verwarf den Gedanken. »Nein! Ich bin meiner nicht sicher! Ich kann es noch nicht wagen, sie zu sehen!«

Sie griff das Blatt Papier wieder auf und schrieb ein zweites Billet an Mercy; diesmal in liebevollem, vertraulichem Tone:

»Mein teures Kind — ich habe, seitdem ich Sie vorhin um Aufschiebung Ihrer versprochenen Erklärung bat, Zeit gehabt, nachzudenken. Ich verstehe und ahne bereits die Gründe, welche Sie zu jenem Schritte bewogen haben und verlange jetzt von Ihnen, dass Sie Ihre Erklärung ganz aufgeben. Es muss Ihnen, aus Rücksichten, die Sie am besten wissen werden, peinlich sein, jene von Ihnen erwähnte Person vorzuführen und ich mag, wie bereits gesagt, nichts weiter von ihr hören. Überdies wird Ihre Erklärung auch dadurch überflüssig, dass die Fremde, deren Auftreten hier für uns so schmerzlich und aufregend war, freiwillig England verlässt, nachdem ein Gespräch mit mir sie vollkommen beruhigt und befriedigt hat. Also kein Wort mehr, meine Teure, von dem, was heute in dem Speisezimmer vorgefallen ist, weder mir, noch meinem Neffen, noch sonst irgend jemand gegenüber. Wenn wir uns wiedersehen, so betrachten Sie es zwischen uns ausgemacht, dass von nun an und für immer alles in Vergessenheit begraben sei. Das ist nicht bloß die ernste Bitte, es ist, wenn es sein muss, der entschiedene Befehl Ihrer mütterlichen Freundin

Janet Roy.«

»PS. Ich werde trachten, ehe Sie Ihr Zimmer verlassen, sowohl mit meinem Neffen, als auch Horace Holmcraft einzeln zu sprechen;

Sie brauchen deshalb bei einem Zusammentreffen mit ihnen keine weitere Unannehmlichkeit zu fürchten. Schreiben Sie mir keine Antwort auf diese Zeilen, sondern sagen Sie der Zofe ein »Ja«; ich weiß dann, dass wir uns verstanden haben.«

Sie siegelte den Brief und adressierte ihn, wie sonst, an »Miss Grace Roseberry«. Eben wollte sie die Glocke ziehen, da erschien die Zofe als Gesandte aus Lady Janets Wohnzimmer. Ihre Miene verriet sofort, dass jetzt sie, wie früher ihre Herrin, von dem anmaßenden Benehmen Gracens zu leiden gehabt hatte.

»Ich bitte, Mylady, die Fremde unten wünscht« —

»Ich weiß, was sie wünscht, unterbrach Lady Janet mit verächtlichem Stirnrunzeln die Sprecherin gleich bei den ersten Worten. »Sie will einen Brief von mir haben?«

»Ja, Mylady.«

»Und sonst noch etwas?«

»Sie hat einen der Diener um einen Wagen geschickt. O, hätten Sie nur gehört, in welchem Ton sie ihm den Befehl erteilte!«

Lady Janet gab durch Zeichen zu verstehen, dass sie davon nichts wissen wolle; sie schloss den Scheck in ein Couvert ohne Aufschrift und gab es der Zofe.

»Bringen Sie ihr dies«, sagte sie, »und dann kommen Sie wieder hierher.«

Ohne Grace Roseberry in ihren Gedanken einer weiteren Berücksichtigung zu würdigen, saß Lady Janet, ihren Brief an Mercy in der Hand, und überdachte die Lage derselben, und was sie noch alles von ihr fordern sollte. Dabei fiel ihr ein, dass Horace und Mercy jeden Augenblick zusammentreffen konnten; bei der Stimmung, in welcher sich der Erstere jetzt befand, war es zu wahrscheinlich, dass er beharrlich auf der Erklärung bestehen würde, die sie um jeden Preis zu verhindern suchte. In der Angst vor diesem neuen Unheil unterbrach sie die wiederkehrende Zofe.

»Wo ist Mister Holmcroft?« fragte sie die Dienerin, als sie noch kaum im Zimmer war.

»Ich habe ihn gerade, als ich heraufkam, die Tür des

Bibliothekszimmers öffnen sehen.«

»War er allein?«

»Ja, Mylady.«

»Gehen Sie und sagen Sie ihm, dass ich ihn gleich zu sprechen wünsche.«

Die Zofe ging, um ihren Auftrag auszurichten. Lady Janet stand unmutig auf und schloss das Fenster. Ihre Ungeduld, sich Horacens zu versichern, trieb sie sogar in den Korridor hinaus; dort begegnete sie dem Dienstmädchen, welches ihr dessen Entschuldigung für sein Nichterscheinen überbrachte. Sie sandte ihm die zweite, bestimmte Botschaft, dass, wenn er nicht zu ihr kommen wolle, sie gezwungen sein würde, ihn aufzusuchen. »Doch warten Sie!« rief sie der Davoneilenden nach, als sie ihren Brief an Mercy noch da liegen sah. »Senden Sie mir die Zofe Miss Roseberrys her, ich habe ihr etwas zu übergeben.«

Dann schritt sie allein ein paarmal den Korridor auf und ab — plötzlich ward sie dessen müde und trat wieder in ihr Zimmer zurück. Die beiden Dienerinnen erschienen miteinander. Die eine, welche Horacens Ankunft gemeldet hatte, ward entlassen; die andere erhielt den Brief an Mercy zur Bestellung; nach wenigen Minuten kam sie mit der Nachricht, dass sie das Zimmer leer gefunden habe.

»Wissen Sie auch gar nicht, wo Miss Roseberry sein mag?«

»Nein, Mylady.«

Sie überlegte. Erschien Horace gleich jetzt vor ihr, so war es ihr offenbar gelungen, sein Zusammentreffen mit Mercy zu verhindern, ließ er verdächtig lange auf sich warten, so beschloss sie selbst, in den Empfangszimmern des Erdgeschosses nach Mercy zu suchen.

»Was haben Sie mit dem Brief getan?« fragte sie.

»Ich habe ihn im Zimmer der Miss auf den Tisch gelegt.«

»Gut. Halten Sie sich in der Nähe auf, damit Sie mich klingeln hören, wenn ich Ihrer bedarf.«

Im nächsten Augenblick war Lady Janet von ihrem Warten erlöst. Eine Männerhand klopfte an die Tür, und Horace trat eilig in das Zimmer.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er etwas ungehalten.

»Setzen Sie sich, Horace; Sie sollen es gleich erfahren.«

Ohne dieser Aufforderung nachzukommen, sagte er:
»Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen gestehe, dass ich in großer Eile bin.«

»Weshalb sind Sie in Eile?«

»Ich habe Gründe, um sobald als möglich mit Grace zu sprechen.«

»Ich habe aber meine Gründe«, versetzte Lady Janet, »um Sie das nicht eher tun zu lassen, als bis ich mit Ihnen gesprochen habe. Meine Gründe sind sehr ernster Natur. Setzen Sie sich.«

Horace stutzte. »Ernster Natur?« wiederholte er. »Das überrascht mich.«

»Sie werden noch mehr überrascht werden; lassen Sie mich nur erst beginnen.«

Bei diesen Worten begegneten sich die Blicke beider. Horace bemerkte an Lady Janet eine Erregung, die ihm noch nie an ihr aufgefallen war. Seine Züge nahmen einen finsternen, misstrauischen Ausdruck an, als er sich jetzt auf dem Stuhl niederließ.

19.

Der Brief Lady Janets

Hier verlassen wir Horace Holmcroft und kehren wieder in das Bibliothekszimmer zu Julian und Mercy zurück.

Es war schon einige Zeit vergangen — und, wie es den in banger Erwartung Harrenden schien, eine ziemlich lange Zeit, seitdem der Wagen mit Grace Roseberry davongerollt war. Die Minuten verrannen, und noch immer nicht ließ sich der verhängnisvolle Tritt Horacens auf dem Marmorpflaster der Vorhalle vernehmen. Ohne Übereinkunft vermieden es doch Julian und Mercy in gleicher Weise, den einen Gegenstand, der sie jetzt beide gemeinsam betraf, zu berühren. Während nun ihre Gedanken in Lady Janets Zimmer weilten und sich umsonst bemühten, den Inhalt der dort stattfindenden Unterredung zu erraten, versuchten beide über allerlei gleichgültige Dinge zu sprechen — allein, so oft sie damit begannen, so oft geriet das Gespräch wieder ins Stocken. Da, als abermals eine lange und letzte Pause eingetreten war, ereignete sich etwas. Die Tür, die aus der Vorhalle ins Zimmer führte, wurde plötzlich leise geöffnet.

War es Horace? Nein — auch jetzt nicht. Es war bloß Mercys Zofe, die jetzt in der Tür stand.

»Die Lady sendet Ihnen nebst ihrem Gruß dieses hier, wollen Sie so gut sein, es gleich zu lesen?«

Bei diesen Worten zog das Mädchen aus ihrer Schürze den zweiten Brief hervor, welchen Lady Janet an Mercy geschrieben hatte, und welcher, höchst eigentümlich, von einem mit einer Stecknadel zusammengehaltenen Streifen Papier umschlossen war. Mercy löste denselben los und fand auf der inneren Seite einige in größter Eile von Lady Janet hingeschriebene Zeilen. Sie lauteten:

»Versäumen Sie keinen Augenblick, um meinen Brief zu lesen.

Und merken Sie dies: wenn H. Zu Ihnen kommt — begegnen Sie ihm mit fester Haltung; sagen Sie ihm nichts.«

Nach den warnenden Worten, welche Julian zu ihr gesprochen, war Mercy keinen Augenblick im Zweifel, was diese sonderbare Mitteilung zu bedeuten habe. Anstatt den Brief sofort zu eröffnen, rief sie die Zofe an der Tür zurück. Julians Argwohn, mit welchem er jeden unbedeutenden Vorgang im Hause beachtete, war nunmehr auch auf sie übergegangen. »Warten Sie!« rief sie ihr zu. »Ich begreife nicht, was oben vorgehen mag; ich muss Sie etwas fragen.«

Die Dienerin kehrte zurück — jedoch nur widerstrebend.

»Wie wussten Sie, dass ich hier bin?« forschte Mercy.

»Die Lady sandte mich schon vor einer Weile mit diesem Brief nach Ihrem Zimmer, Miss. Sie waren nicht da; so legte ich ihn auf Ihren Tisch —«

»Das verstehe ich. Aber wie kamen Sie dazu, mir den Brief hierher zu bringen?«

»Die Lady hat nach mir geklingelt, Miss. Ehe ich jedoch an ihrer Tür geklopft hatte, kam sie selbst in den Korridor heraus, dies Stück Papier in der Hand —«

»Um Sie nicht in ihr Zimmer eintreten zu lassen?«

»Ja, Miss. Die Lady schrieb dann etwas sehr eilig auf das Papier und befahl mir, dasselbe mit einer Stecknadel um den Brief, den ich auf Ihrem Zimmer gelassen hatte, zu befestigen; dann sollte ich beides Ihnen überbringen, jedoch ohne dass mich jemand sähe. Sie finden Miss Roseberry im Bibliothekszimmer, hatte die Lady gesagt. Machen Sie schnell, schnell! Es ist kein Augenblick zu verlieren! Das waren ihre Worte, Miss.«

»Haben Sie vorher, ehe Lady Janet herauskam, irgendetwas im Zimmer drinnen gehört?«

Die Dienerin zögerte und blickte auf Julian.

»Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen soll, Miss.«

Julian machte Miene, fortzugehen. Mercy hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

»Durch mich, das wissen Sie, werden Sie deshalb in keine Unannehmlichkeiten kommen«, sprach sie zur Zofe gewendet. »Und vor Mister Julian Gray brauchen Sie ebenfalls keine Angst zu haben.«

Nach dieser Versicherung begann die Zofe:

»Um die Wahrheit zu sagen, Miss, vernahm ich in dem Zimmer der Lady die Stimme Mister Holmcrofts; nach dem Klang zu urteilen, war er sehr erzürnt. Mir kam es vor, als seien beide erzürnt gewesen — Mister Holmcroft und die Lady.« Sie wandte sich zu Julian. »Und gerade, ehe die Lady herauskam, Sir, hörte ich Ihren Namen nennen — als wären Sie der Gegenstand ihres Streites gewesen. Ich kann nicht genau sagen, was es war, ich hatte keine Zeit, um zuzuhören. Übrigens habe ich nicht gehorcht, Miss; die Tür stand halb offen; und es wurde so laut gesprochen, dass man hören musste, ob man wollte oder nicht.«

Es war jetzt unnötig, die Dienerin noch länger aufzuhalten. Mercy verabschiedete sich und wandte sich an Julian.

»Weshalb mögen sie sich Ihretwegen gezankt haben?« fragte sie.

Julian deutete auf den uneröffneten Brief in ihrer Hand.

»Die Antwort auf diese Frage dürften Sie wahrscheinlich da finden«, sagte er. »Lesen Sie den Brief, so lange Ihnen der Augenblick noch günstig ist; und wenn ich Ihnen raten darf, tun Sie es sofort.«

Mit eigentümlichem Widerstreben erbrach sie die Umhüllung des Briefes. Der Mut entsank ihr, als sie die Zeilen las, in welchem Lady Janet als »mütterliche Freundin« ihr befahl, das Bekenntnis, welches sie aus Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe zu machen sich verpflichtet hatte, zu unterdrücken. Ein leiser Ausruf der Verzweiflung entrang sich ihrer Brust, als sie erkannte, wie unverdient grausam sie die neue Verwicklung traf. »O, Lady Janet, Lady Janet!« dachte sie, »die einzige Prüfung, die mein hartes Schicksal mir bisher noch erspart hatte — Sie legen sie mir jetzt auf!«

Sie gab Julian den Brief. Er nahm ihn schweigend. Sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher, während er ihn las. Voll mitleidiger Teilnahme ruhten seine Augen auf ihr, als er ihn ihr zurückgab.

»Für mich«, sagte er, »werden hier durch Lady Janet selbst alle Zweifel gelöst. Ihr Brief sagt mir, was sie von Horace wollte, als sie ihn rufen ließ, und weshalb mein Namen zwischen ihnen erwähnt wurde.«

»Sagen Sie es mir!« rief Mercy erregt.

Julian antwortete nicht gleich; erst ließ er sich neben ihr auf seinem Stuhl nieder und deutete auf den Brief.

»Hat Lady Janet Sie in Ihrem Entschlusse wankend gemacht?« fragte er.

»Sie hat mich darin bestärkt«, antwortete Mercy. »Sie hat meinen Gewissensbissen noch eine neue Bitterkeit hinzugefügt.«

Es war nicht hart gemeint gewesen; aber in Julians Ohr klang diese Antwort hart. Sogleich regte sich der Edelmut in ihm; diese stärkste Seite seines ganzen Wesens; er, der früher in Mercy das Bewusstsein der Berechtigung und Pflicht zur Schonung ihres eigenen Wesens erweckt hatte, glaubte diese jetzt auffordern zu müssen, dass sie Lady Janet schonend beurteile. Mit überredender Sanftmut legte er, sich im Stuhl näher rückend, seine Hand auf ihren Arm.

»Beurteilen Sie sie nicht hart«, sagte er. »Sie hat unrecht daran getan, entschieden unrecht, indem sie, freilich ohne Arg und Falsch, Sie in Versuchung geführt hat. Jedoch, ist es edel — ist es selbst nur gerecht — sie in diesem Falle wie für ein wohlüberlegtes Vergehen verantwortlich zu machen? Sie steht am Abende ihres Lebens; sie kann nicht von neuem Gefühle der Zuneigung in sich erwecken. Sie sind ihr unersetzlich. Betrachten Sie ihre Lage in diesem Lichte, so werden Sie erkennen, wie ich es erkenne, dass nicht niedrige Gründe sie verleitet haben. Denken Sie an ihr wundes Herz, an ihr ödes Leben — und sagen Sie sich selbst vergebungsvoll, sie liebt mich!«

Mercys Augen füllten sich mit Tränen.

»Ich sage es mir!« antwortete sie. »Nicht vergebungsvoll, denn der Vergebung bedarf ich. Ich sage es mir mit dankbarem Gemüt, wenn ich an sie denke, mit Schmerz und Beschämung, wenn ich an mich denke.«

Zum ersten Male fasste Julian ihre Hand. Sein Blick, frei von jeder Schuld, haftete auf ihrem niedergeschlagenen Gesicht. Er sprach zu ihr, wie er in jener denkwürdigen Stunde, in der sie ein neues Wesen wurde, zu ihr gesprochen hatte.

»Ich kann mir keine härtere Prüfung denken«, sagte er, »als die, welche Sie jetzt bestehen haben. Die Wohltäterin, der Sie alles verdanken, verlangt von Ihnen nichts als Schweigen. Das Geschöpf, dem Sie das Unrecht zugefügt, ist nicht mehr da, um die Stimme Ihres Gewissens zu verstärken. Selbst Horace wird, wenn ich mich nicht ganz irre, auf die Erklärung verzichten, die Sie ihm versprochen. Die Versuchung, Ihre falsche Stellung hier im Hause beizubehalten, ist, ich kann es nicht anders sagen, nur zu unwiderstehlich. Schwester, Freundin! Können Sie noch meinen Glauben an Sie rechtfertigen? Wollen Sie noch die Wahrheit bekennen, und zwar nur um dieser selbst willen, nicht aus Furcht vor Entdeckung?«

Sie hob den Kopf empor; in ihren großen, grauen Augen lag wieder der milde, stetige Glanz fester Entschlossenheit. Ihre tiefe, weiche Stimme antwortete ihm, ohne zu stocken:

»Ich will es!«

»Wollen Sie jener, der Sie Unrecht getan, Gerechtigkeit widerfahren lassen — trotzdem sie eine Unwürdige ist; trotzdem sie jetzt nicht die Macht besitzt, sie bloßzustellen?«

»Ich will es!«

»Wollen Sie alles, was Sie durch den Betrug gewonnen, der heiligen Pflicht der Sühne opfern? Wollen Sie alles eher erdulden, selbst die Kränkung derjenigen, die Sie als eine zweite Mutter geliebt, die um Ihretwillen gefehlt hat — wollen Sie das eher erdulden, als Ihre eigene Entwürdigung?«

Ihre Hand umschloss fester die seine. Nochmals und zum letzten Male antwortete sie:

»Ich will es!«

Bisher hatte seine Stimme noch nicht gezittert; jetzt versagte sie ihm. Er sprach die nächsten Worte in schwachem, lispelndem Tone — für sich; nicht zu ihr.

»Dem Himmel sei Dank für diesen Tag«, sagte er, »an dem ich einem seiner edelsten Geschöpfe hilfreich die Hand bieten durfte!«

Eine leise Bewegung teilte sich, während er sprach, durch seine Hand der ihren mit. Wie ein Schauer durchdrang es ihre Glieder und verwob sich geheimnisvoll mit den feinsten Fäden ihres Empfindens; unvermerkt erschloss es ihr Herz dem ersten dunklen Ahnen jenes Gefühles, das sie in ihm erregt hatte. Ein schwacher Anflug von Röte, eben durch seine Schwäche reizend, schlich sich ihr über Gesicht und Nacken. Ihr zitternder Atem wurde rascher und rascher. Sie zog ihre Hand aus der seinen und seufzte, als sie sich von ihrer Berührung befreit hatte.

Er stand plötzlich auf und verließ sie; wortlos und ohne sie anzusehen, schritt er langsam das Zimmer hinab. Als er sich umwendete und zu ihr zurückkehrte, hatten seine Züge wieder ihren früheren Ausdruck gewonnen. Er war seiner Bewegung Herr geworden.

Mercy sprach zuerst. Sie lenkte das Gespräch von sich ab auf die Vorgänge in Lady Janets Zimmer.

»Eben erst sprachen Sie von Horace«, sagte sie, »und zwar in einer Weise, die mich überrascht hat. Sie schienen zu glauben, dass er mir meine Erklärung erlassen würde. Ist das einer der Schlüsse, die Sie aus Lady Janets Brief ziehen?«

»Ganz gewiss«, antwortete Julian. »Sie werden diesen Schluss ebenso richtig finden wie ich, wenn wir für einen Augenblick nochmals auf die Entfernung Grace Roseberrys aus dem Hause zurückkommen.«

Hier unterbrach ihn Mercy. »Können Sie denn wissen«, fragte sie, »mit welchen Mitteln Lady Janet sie zum Fortgehen gebracht hat?«

»Ich mag es kaum gestehen«, sagte Julian. »Aber eine Äußerung im Briefe drängt mir den Gedanken auf, dass Lady Janet ihr Geld geboten, und dass sie es angenommen hat.«

»O, das kann ich nicht glauben!«

»Kehren wir zu Horace zurück. Miss Roseberry ist fort; es bleibt für Lady Janets Wünsche nur ein Hindernis, und das ist Horace Holmcroft.«

»Wieso ist Horace ein Hindernis?«

»Er ist dies aus dem folgenden Grunde. Er ist mit Ihnen verlobt und soll Sie in einer Woche heiraten. Lady Janet will ihn, wie überhaupt jedermann, über die Wahrheit in Unwissenheit erhalten. Sie würde dies in jedem anderen Falle ohne Bedenken tun. Allein ihr angeborenes Ehrgefühl lässt sich nicht ganz beschwichtigen. Sie kann, sie wagt es nicht, zuzugeben, dass Horace unter der falschen Voraussetzung, Sie seien die Tochter des Obersten Roseberry, Sie zu seiner Gattin mache. Sie sehen das ein? Einerseits will sie ihn nicht aufklären und andererseits will sie ihn nicht blindlings das Bündnis eingehen lassen. Was soll sie in dieser schwierigen Lage tun? Ich sehe nur einen Ausweg. Sie muss Horace überreden — oder ihn dazu aufreizen — selbständig zu handeln und aus eigenem Entschluss das Verhältnis zu lösen.«

Mercy ließ ihn nicht weiter sprechen. »Unmöglich!« rief sie erregt. »Unmöglich!«

»Sehen Sie nochmals in Ihren Brief«, versetzte Julian. »Er sagt Ihnen deutlich, dass Sie bei einer nächsten Begegnung mit Horace nichts Peinliches zu fürchten haben werden. Wenn Worte etwas ausdrücken, so tun es diese, und zwar, dass er das Vertrauen, welches Sie in ihn zu setzen ihm versprochen haben, von Ihnen nicht begehren wird. Unter welchen Verhältnissen kann er jedoch davon abstehen? Nur dann, wenn Sie aufgehört haben, das erste und hauptsächlichste Interesse seines Lebens auszumachen.«

Doch Mercy blieb fest. »Sie tun Lady Janet Unrecht«, sagte sie.

Julian lächelte traurig.

»Versuchen Sie es«, antwortete er, »die Sache von dem Standpunkte Lady Janets aus zu betrachten. Meinen Sie, sie sieht in der Auflösung dieses Verhältnisses etwas für Sie Schimpfliches? Ich stehe Ihnen dafür, dass sie glaubt, Ihnen damit etwas Gutes zu tun. In einem gewissen Sinne wäre es dies auch; es erspart Ihnen die Beschämung eines demütigenden Bekenntnisses und möglicherweise noch Ärgeres — dass der Mann, den Sie lieben, Ihnen den Bruch ins Angesicht erklärt. Nach meiner Meinung ist die Sache bereits entschieden. Ich habe Gründe, die mich glauben

lassen, dass meine Tante ihre Absicht viel leichter erreichen wird, als sie vorher annehmen konnte. Horacens Charakter wird ihr dabei zu Hilfe kommen.«

Unwillkürlich begann Mercys Seele sich zu ihm hinzuneigen.

»Was meinen Sie mit Horaces Charakter?« forschte sie.

»Müssen Sie gerade mich das fragen«, sagte er, sich von ihr zurückziehend.

»Ja, ich muss es.«

»Ich denke aber, da ich von Horacens Charakter rede, an das unwürdige Misstrauen, mit welchem er meine Teilnahme für Sie betrachtet.«

Sie verstand ihn sogleich; ja mehr noch; sie bewunderte innerlich sein Zartgefühl, das seinen Gedanken in diese Worte kleidete. Kein anderer hätte sie so zu schonen getrachtet; jeder hätte deutlich gesagt: »Horace ist auf mich eifersüchtig.«

Julian wartete nicht, bis sie ihm antwortete. Er fuhr rücksichtsvoll fort:

»Eben aus dem erwähnten Grunde wird es ein Leichtes sein, Horace zu einer Handlung aufzureizen, die er in ruhigen Augenblicken niemals begangen hätte. Bis vorhin, als Ihre Zofe mit Ihnen sprach, war ich — um Ihretwillen — entschlossen, mich vor seinem Erscheinen hier zurückzuziehen. Jetzt, wo ich weiß, dass auch mein Name in der Angelegenheit genannt worden und oben Veranlassung zu Unheil gewesen ist, fühle ich — abermals Ihretwegen — wie notwendig es ist, dass ich Horace und seiner Stimmung Aug' in Aug' gegenüberrete, noch ehe Sie ihn sehen. Lassen Sie mich, wenn es möglich ist, ihn vorbereiten, dass er Sie höre, ohne weiter in seinem Herzen über mich Zorn zu empfinden. Wollen Sie, wenn er hierher zurückkommen sollte, nur für einige Minuten ins nächste Zimmer treten?«

In Mercy erwachte der Mut mit dem Anblicke der Gefahr. Sie weigerte sich, die beiden Männer allein zu lassen.

»Halten Sie mich nicht für gefühllos gegen Ihre Güte«, sagte sie.

»Wenn ich Sie mit Horace allein lasse, so setze ich Sie einer

Beleidigung aus; und das tue ich nimmermehr. Weshalb bezweifeln Sie sein Zurückkommen?«

»Sein langes Ausbleiben macht mir dasselbe unwahrscheinlich«, erwiderte Julian. »Ich glaube, die Heirat ist gelöst. Vielleicht geht er fort, wie Grace Roseberry fortgegangen ist. Vielleicht sehen Sie ihn nie wieder.«

Kaum war diese Meinung ausgesprochen, so wurde sie durch den Ankömmling selbst widerlegt. Horace öffnete die Tür des Bibliothekszimmers.

Das Bekenntnis

Er blieb an der Tür stehen. Sein erster Blick galt Mercy — Julian sein zweiter.

»Ich wusste es!« sagte er, mit einer kramphaften Ruhe in seiner Haltung. »Hätte ich Lady Janet nur zu der Wette vermocht, hundert Pfund wären jetzt in meiner Tasche.« Er näherte sich Julian; aus dem Hohn ward plötzlich finsterner Zorn. »Wollen Sie wissen, um was es sich bei der Wette gehandelt hat?« fragte er.

»Ich wollte lieber, dass Sie in Gegenwart dieser Dame sich zu beherrschen im Stande wären«, antwortete Julian gelassen.

»Ich bot Lady Janet zweihundert Pfund gegen eins«, fuhr Horace fort, »dass ich Sie hier finden würde, um hinter meinem Rücken Ihre Bewerbung bei Miss Roseberry ins Werk zu setzen.«

Mercy trat dazwischen, ehe noch Julian etwas erwidern konnte.

»Wenn Sie nicht anders, als in beleidigendem Tone sprechen können«, sagte sie, »so ersuche ich Sie, mit Mister Julian Gray gar nicht zu sprechen.«

Horace verbeugte sich gegen sie mit höhnischer Ehrerbietung.

»Bitte, seien Sie deshalb unbesorgt — ich bin durch mein Wort gebunden, gegen Sie beide die ängstlichste Artigkeit zu beobachten«, sagte er. »Lady Janet hat mich erst dann von sich gelassen, als ich ihr versprach, in jeder Weise Ihnen gegenüber die äußerste Höflichkeit zu wahren. Was kann ich anderes tun? Sie beide, mit denen ich zu unterhandeln habe, sind Personen, die ein Vorrecht genießen — die eine ein Geistlicher, die andere eine Frau. Den Geistlichen schützt sein Stand; die Frau ihr Geschlecht. Sie haben beide vor mir einen Vorteil voraus und sind sich dessen bewusst. Ich bitte mich zu entschuldigen, wenn ich diese Vorrechte vergessen haben sollte.«

»Sie haben mehr als das vergessen«; sagte Julian. »Sie haben vergessen, dass Sie durch Geburt ein Edelmann, durch Ihre Stellung ein Ehrenmann sind. Was mich betrifft, so verlange ich nicht, dass Sie sich meines Standes erinnern sollen — ich kehre diesen gegen

niemand hervor — aber Ihrer Herkunft, Ihrer Stellung sollen Sie sich erinnern. Genug, dass Sie einen alten Freund, der seiner Pflicht gegen Sie, gegen sich selbst niemals untreu geworden, grausam und ungerecht verdächtigen. Aber Ihrer noch unwürdiger ist es, dass Sie solchen Verdacht in Gegenwart der Dame bekennen, welcher Sie durch eigene Wahl eine doppelte Achtung schuldig sind.«

Er hielt inne. Einen Augenblick sahen beide Männer einander schweigend an.

Mercy, wie sie jetzt beide betrachtete, konnte der sich von selbst aufdrängende Vergleich zwischen Julians männlicher Kraft und Würde und Horacens weibischer Bosheit und Reizbarkeit unmöglich entgehen. Eine letzte warme Regung der Anhänglichkeit an den Mann, dem sie verlobt gewesen, trieb sie, Horace von Julian zu trennen, ehe er durch den Gegensatz, den er zu diesem bildete, in ihrer Achtung vollständig gesunken war.

»Um mit mir zu reden«, sprach sie zu ihm, »warten Sie besser ab, bis wir allein sind.«

»Gewiss«, antwortete Horace mit höhnischem Lachen, »wenn Mister Julian Gray uns dazu die Erlaubnis gibt.«

Mercy wendete sich gegen Julian; ihr Blick sagte deutlich, »bemitleiden Sie uns beide und verlassen Sie uns!«

»Wollen Sie, dass ich gehe?« fragte er.

»Fügen Sie all der Güte, die Sie mir erwiesen, noch die eine hinzu«, antwortete sie. »Erwarten Sie mich in dem Zimmer dort.«

Sie zeigte nach der Tür, die in das Speisezimmer führte. Julian zögerte noch.

»Versprechen Sie mir, es mich wissen zu lassen, wenn Sie meiner nur im Geringsten bedürfen?« sagte er.

»Ja, ja!« Sie folgte ihm, indem er sich entfernte, einige Schritte und flüsterte ihm rasch zu: »Lassen Sie die Tür offen!«

Er gab keine Antwort. Als sie zu Horace zurückkehrte, trat Julian ins Speisezimmer. Das eine, was er konnte, tat er für sie: geräuschlos schloss er die Tür; selbst ihrem feinen Ohr war es entgangen, dass er sie zugemacht hatte.

Mercy sprach zuerst, ohne abzuwarten, dass Horace es täte.

»Ich habe Ihnen eine Erklärung meines Benehmens zu geben versprochen«, sagte sie mit unwillkürlich zitternder Stimme. »Ich bin bereit, zu halten, was ich versprochen.«

»Bevor Sie dies tun, muss ich noch eine Frage an Sie richten«, versetzte er. »Können Sie die Wahrheit sagen?«

»Ich warte darauf, die Wahrheit zu sagen.«

»Ich will Ihnen dazu Gelegenheit geben. Sind Sie in Julian Gray verliebt, oder nicht?«

»Schämen Sie sich, eine solche Frage zu tun!«

»Ist das alles, was Sie darauf antworten können?«

»Ich war Ihnen niemals untreu, Horace, nicht einmal in Gedanken. Wäre ich jemals nicht wahr gegen Sie gewesen, so fühlte ich meine jetzige Lage nicht so schwer, wie ich sie fühle und so, wie Sie sehen müssen, dass ich sie fühle.«

Er lächelte bitter. »Ich habe meine eigene Ansicht von Ihrer Treue und seiner Ehrenhaftigkeit«, sagte er. »Nicht ins nächste Zimmer ließen Sie ihn gehen, ohne ihm vorher noch etwas zuzuflüstern. Das ist übrigens jetzt Nebensache. Sie wissen wenigstens, dass Julian Gray in Sie verliebt ist.«

»Niemand hat Mister Julian Gray auch nur ein Wort davon zu mir gesprochen.«

»Ein Mann kann auch, ohne es in Worten auszudrücken, zeigen, dass er eine Frau liebt.«

Mercy fühlte, dass diesen Zumutungen gegenüber ihre Geduld nicht mehr Stand hielt. Nicht Grace Roseberry hatte in so beleidigender Weise über Julian gesprochen, wie jetzt Horace. »Wer das von Mister Julian Gray sagt, lügt!« rief sie erregt.

»Dann lügt Lady Janet«, gab Horace zurück.

»Lady Janet hat das niemals gesagt; sie wäre dessen gar nicht fähig!«

»Sie mag es vielleicht nicht mit so vielen Worten gesagt haben; aber sie hat es nie geleugnet, wenn ich es sagte. Ich rief ihr ins Gedächtnis, wie Julian, als er zuerst von meiner Verlobung mit Ihnen

hörte, davon so überwältigt war, dass er kaum mehr gegen mich höflich sein mochte. Lady Janet war dabei und konnte es nicht leugnen. Ich fragte sie, ob sie seitdem irgend Zeichen eines vertraulichen Einverständnisses zwischen Ihnen beiden bemerkt hatte. Sie konnte auch diese nicht leugnen. Ich fragte sie, ob sie Sie beisammen gefunden hätte. Sie hatte es; am heutigen Tage selbst und unter Umständen, die einen Verdacht rechtfertigen. Ja! Ja! Blicken Sie nur zornig, so zornig Sie wollen! Sie wissen nicht, was oben vorgegangen ist. Lady Janet will unser Verhältnis lösen — und weshalb? Wegen Julian Gray.«

In Bezug auf Julian hatte Horace gänzlich Unrecht. Aber in Bezug auf Lady Janet gab er nur die Worte wieder, mit welchen Julian selbst Mercy gewarnt hatte. Sie war betroffen, allein noch hielt sie ihre Ansicht fest. »Ich glaube es nicht!« sagte sie bestimmt.

Er trat einen Schritt näher und heftete seinen zornigen Blick forschend auf sie.

»Wissen Sie, weshalb mich Lady Janet rufen ließ?« fragte er.

»Nein.«

»So will ich es Ihnen sagen. Lady Janet ist Ihnen eine zuverlässige Freundin; das ist nicht zu leugnen. Sie wollte mir mitteilen, dass sie in Betreff der angekündigten Erklärung über Ihr Verhalten sich eines anderen besonnen habe. »Bei reiflichem Nachdenken«, sprach sie, »habe ich die Überzeugung gewonnen, dass es keiner Erklärung bedarf; ich habe meiner Pflgetochter den gemessenen Befehl erteilt, sie darum aufzugeben. Hat sie dies getan?«

»Ja.«

»Nun, merken Sie wohl! Ich wartete, bis sie zu Ende war, dann fragte ich, was ich denn damit zu tun hätte? Lady Janet hat eine gute Eigenschaft — sie spricht sich offen aus. Sie antwortete, ich solle ihrem Beispiel folgen. Auch ich sollte die Erklärung als unnötig aufgeben und die ganze Angelegenheit fortan vergessen sein lassen. »Meinen Sie das im Ernst?« fragte ich sie. »Vollkommen.« »In diesem Falle muss ich Ihnen sagen«, fuhr ich fort, »dass Sie mehr fordern, als Sie vielleicht meinen — Sie fordern damit die

Lösung meines Verhältnisses zu Miss Roseberry. Entweder sie gibt die Erklärung, die sie mir zugesagt, oder ich weigere mich, sie zu heiraten.« Wie, glauben Sie, nahm Lady Janet dies auf? Sie presste ihre Lippen zusammen, breitete ihre Hände aus, und ihr Blick sagte mir geradezu: »Tue, wie du willst! Weigere dich; mir macht das nichts!«

Er hielt einen Augenblick inne. Auch Mercy verharrte in Schweigen; sie ahnte, was kommen würde. Hatte sich Julian darin geirrt, dass er meinte, Horace werde das Haus verlassen, so war auch der Schluss unrichtig gewesen, dass jener dort oben zur Lösung seines Verhältnisses angeregt worden sei.

»Verstehen Sie mich so weit?« fragte Horace.

»Vollkommen.«

»So will ich Ihre Geduld nur mehr kurz in Anspruch nehmen«, fuhr er fort. »Ich sagte zu Lady Janet: »Antworten Sie mir gütigst in klaren Worten. Bleiben Sie dabei, Miss Roseberry Schweigen aufzuerlegen?« »Ich bleibe dabei«, war ihre Antwort. »Es bedarf keiner Erklärung. Denken Sie so niedrig, um Ihre Braut zu verdächtigen, so bin ich gerecht, an meine Pflegetochter zu glauben.« Darauf erwiderte ich — und ich bitte Sie, wohl zu merken, was ich jetzt sagen werde — »Es ist nicht recht von Ihnen, mir eine solche Denkart zur Last zu legen. Ich verstehe weder die vertraulichen Beziehungen, in denen sie zu Julian Gray steht, noch ihr Betragen gegenüber dem Polizeibeamten. Ich fordere es als mein Recht, in beiden Punkten die Wahrheit zu erfahren — es gebührt mir, der ich sie heiraten soll, die Wahrheit zu wissen!« Das war meine Antwort. Mit allem Weiteren will ich Sie verschonen. Ich habe nur wiederholt, was ich Lady Janet sagte. Sie gebietet Ihnen, zu schweigen. Folgen Sie ihr, so bin ich es mir und meiner Familie schuldig, unser Verhältnis zu lösen. Wählen Sie nun zwischen der Pflicht, die Sie gegen Lady Janet, und der, die Sie gegen mich haben.«

Endlich war er seiner selbst Herr geworden. Er sprach mit Würde und in dem Sinne, wie es ihm zukam. So wie er jetzt dastand, forderte er nur sein Recht.

»Ich hatte gewählt«, antwortete Mercy, »als ich Ihnen oben das Versprechen gab.«

Sie wartete einen Augenblick ab; die Enthüllungen, die sie zu geben im Begriffe war, machten sie beben und raubten ihr fast die Beherrschung. Sie schlug vor seinem Blicke die Augen nieder; ihr Herz pochte rascher und rascher — doch die Selbstbeherrschung behielt in ihr die Oberhand. Mit verzweifelterm Mut trat sie der unabweislichen Notwendigkeit gegenüber. »Wenn Sie mich anhören wollen«, fuhr sie fort, »will ich Ihnen nun sagen, weshalb ich darauf drang, dass der Polizeibeamte fortgeschickt werde.«

Horace erhob mahnend seine Hand.

»Halt!« rief er. »Das allein ist es nicht.«

Seine törichte Eifersucht auf Julian, er deutete ihre Erregung in verhängnisvoller Weise falsch, misstraute ihr auch jetzt, da sie sprechen wollte.

Sie hatte über die eine Frage — Einschreiten vor dem Diener der Gerechtigkeit — Aufklärung geben wollen; die andere Frage wegen ihrer Beziehungen zu Julian hatte sie wohlbedacht zu übergehen gesucht. Horace zog daraus sofort seine unedlen Schlüsse.

»Lassen Sie uns einander nur recht verstehen«, sagte er. »Was Sie mir über den Grund Ihres Verhaltens in jenem Zimmer dort mitzuteilen haben, ist nur ein Teil Ihrer Verpflichtungen gegen mich. Sie haben sich auch noch wegen etwas anderem zu verantworten. Haben Sie die Güte, lieber damit anzufangen.«

Sie blickte ihn mit unverstellter Überraschung an.

»Weswegen sollte ich mich noch weiter zu verantworten haben?« fragte sie.

Er wiederholte, was er Lady Janet erwidert hatte.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt«, sprach er, »dass ich wissen will, in welchem Verkehr Sie mit Julian Gray stehen.«

Mercy stieg das Blut in die Wangen; ihre Augen glänzten vor Zorn.

»Reden Sie davon nicht«, rief sie mit ausbrechendem Widerwillen. »Um Gottes willen setzen Sie sich nur in diesem Augenblicke nicht in meiner Achtung herab!«

Dieses Appellieren an sein besseres Gefühl spornte nur noch seine Hartnäckigkeit an.

»Ich werde davon reden!«

Sie hatte sich vorgesetzt, alles von ihm zu ertragen — zur Strafe für den Betrug, dessen sie sich schuldig gemacht. Aber sie hätte kein Weib sein müssen, um in dem Augenblicke, wo ihre bebenden Lippen die ersten Worte des Bekenntnisses sprechen wollten — Horacens unwürdigen Verdacht gegen sie ruhig hinzunehmen. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und blickte ihm fest ins Auge.

»Ich könnte mich und Mister Julian Gray nur entwürdigen«, sagte sie, »wenn ich Ihnen hierauf antwortete.«

»Bedenken Sie, was Sie damit tun«, versetzte er. »Ändern Sie Ihren Sinn, ehe es zu spät ist!«

»Sie haben meine Antwort bereits gehört!«

Diese entschlossenen Worte, dieser feste Widerstand schienen ihn rasend zu machen. Er packte sie ungestüm beim Arm.

»Sie sind falsch wie die Hölle«, schrie er. »Zwischen uns ist es aus!«

Der laute, drohende Ton, mit dem er gesprochen, war durch die geschlossene Tür in das Speisezimmer gedrungen. Die Tür öffnete sich jetzt, und Julian trat wieder herein.

Er tat eben den ersten Schritt, da klopfte es an der anderen Tür, die nach der Vorhalle führte. Ein Diener erschien mit einer telegraphischen Depesche in der Hand. Mercy gewährte sie zuerst. Es war die Antwort der Hausmutter auf den Brief, den sie in das Besserungshaus geschrieben hatte.

»Ist sie an Mister Julian Gray?« fragte sie.

»Ja, Miss.«

»Geben Sie sie mir.«

Sie winkte dem Diener, sich zu entfernen und gab selbst Julian das Telegramm. »Es ist auf mein Ansuchen an Sie gerichtet«, sagte sie. »Sie werden den Namen der Absenderin erkennen und darin eine Nachricht für mich enthalten finden.«

Horace trat dazwischen, ehe Julian Zeit hatte, das Telegramm zu

eröffnen.

»Sie haben da eine neue Heimlichkeit miteinander!« sagte er.
»Geben Sie mir das Telegramm.«

Julian blickte ihn mit Verachtung an.

»Es ist an mich gerichtet«, antwortete er — und erbrach den Umschlag.

Der Inhalt lautete: »Ich fühle nicht weniger Teilnahme für sie, als Euer Hochwürden. Sagen Sie ihr, dass ich ihren Brief erhalten habe und sie von Herzen im Besserungshaus willkommen heiße. Geschäfte führen mich heute Abend in ihre Nähe; ich werde selbst in Mablethorpe-House bei ihr vorsprechen.«

Die Botschaft erklärte sich von selbst. Freiwillig hatte sie sich der vollständigsten Buße unterworfen! Freiwillig kehrte sie zum Märtyrertum ihres früheren Lebens zurück! Im Bewusstsein, dass er in Horaces Gegenwart jedes zweideutige Wort, jede zweideutige Handlung vermeiden müsse, verriet Julian nur in dem glühenden Blick, den er auf Mercy richtete, welche hohe Bewunderung er für sie empfand. Horace aber gewährte den Blick. Er sprang vor und versuchte, Julian das Telegramm zu entreißen.

»Geben Sie es mir!« rief er zornig. »Ich will es haben!«

Julian schob ihn schweigend auf Armeslänge zurück.

Völlig wahnsinnig vor Wut erhob er drohend seine Hand. »Geben Sie es mir«, wiederholte er zwischen den Zähnen, »oder Sie sollen sehen, was Ihnen geschieht!«

»Mir geben Sie es!« rief Mercy und trat plötzlich zwischen sie.

Julian gab es ihr. Sie reichte es Horace mit festem Blicke, mit fester Hand.

»Lesen Sie«, sagte sie.

Julians edler Sinn bemitleidete den Mann, der ihn beleidigt hatte. Seine große Seele sah in ihm nur den Freund aus früheren Tagen.

»Schonen Sie ihn!« sprach er zu Mercy. »Bedenken Sie, dass er nicht vorbereitet ist!«

Sie regte sich nicht und antwortete nicht. Nichts löste die Erstarrung, mit der sie sich in ihr Schicksal ergeben hatte. Sie fühlte,

dass ihre Zeit gekommen war.

Julian wandte sich zu Horace.

»Lesen Sie nicht!« rief er. »Hören Sie erst, was sie Ihnen zu sagen hat!«

Horace antwortete ihm mit einer verächtlichen Handbewegung. Seine Augen verschlangen gierig Wort für Wort das Telegramm der Hausmutter.

Er blickte auf, als er es durchgelesen hatte. Sein Gesicht, das er jetzt Mercy zuwandte, war furchtbar verändert.

Sie stand wie eine Bildsäule zwischen den beiden Männern da. Alles Leben schien aus ihr gewichen; nur in ihren Augen, wie sie jetzt auf Horace gerichtet waren, schimmerte Festigkeit und Milde.

Nichts unterbrach die Stille, als ein leises Gemurmel Julians. Er hatte das Gesicht mit seinen Händen bedeckt — er betete für sie.

Horace sprach — den Finger auf das Telegramm gelegt. Wie sein Gesicht, war auch seine Stimme verändert. Sie klang tonlos und zitternd. Niemand hätte sie als Horaces Stimme erkannt.

»Was bedeutet dies?« sprach er zu Mercy. »An Sie kann das nicht sein?«

»Es ist an mich.«

»Was haben Sie mit einem Besserungshause zu tun?«

Ohne eine Miene zu verziehen, ohne zu zucken, sprach sie die verhängnisvollen Worte:

»Ich bin in einem Besserungshaus gewesen und kehre dahin zurück, Mister Horace Holmcroft — ich bin Mercy Merrick!«

21.

Eine große Seele und eine kleinliche Seele

Es entstand eine Pause.

Die Augenblicke verrannen. Keines von allen dreien sprach ein Wort. Ungehört erstarben die flehenden Worte auf Julians Lippen. Sogar ihn verließ die Kraft unter dem zermalmenden Drucke banger Erwartung. Die erste, welche durch eine geringfügige Bewegung den Gedanken an Veränderung und ein undeutliches Gefühl der Erleichterung hervorrief, war Mercy. Unfähig, die Anstrengung des Stehens noch länger zu ertragen, trat sie einen Schritt zurück und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Keine Äußerung einer inneren Erregung entschlüpfte ihr. Sie saß da — eine totenähnliche Erstarrung in ihrem Antlitz — und erwartete schweigend ihr Urteil von dem Manne, dem sie in einem Satze die ganze fürchterliche Wahrheit enthüllt hatte!

Julian erhob seinen Kopf, als sie sich rührte. Er blickte auf Horace; dann trat er einige Schritte vor und blickte ihn nochmals an. Plötzlich wendete er sich mit einem Ausdrücke von Furcht im Gesichte gegen Mercy.

»Reden Sie ihn an!« flüsterte er. »Reißen Sie ihn aus seinem dumpfen Brüten, ehe es noch zu spät ist!«

Sie machte eine mechanische Bewegung in ihrem Stuhle; ihre Augen hefteten sich unwillkürlich auf Julian.

»Was soll ich ihm noch weiter sagen?« fragte sie mit schwacher, tonloser Stimme. »Habe ich ihm mit meinem Namen nicht alles gesagt?«

Der natürliche Klang ihrer Stimme hätte vielleicht auf Horace keine Wirkung ausgeübt; der veränderte weckte ihn aus seiner Apathie.

Er näherte sich mit stumpfer Überraschung in seinen Zügen dem Stuhle, auf dem Mercy saß, und legte zögernd und unsicher seine

Hand auf ihre Schulter. In dieser Stellung verharrte er eine Weile, den Blick schweigend auf sie herabgesenkt.

Der eine Gedanke, den er in Worte kleidete, war Julian. Ohne die Hand zu rühren, ohne von Mercy emporzusehen, sprach er jetzt zum erstenmale, seitdem der Schlag über ihn hereingebrochen war.

»Wo ist Julian?« fragte er sehr ruhig.

»Hier bin ich, Horace — neben Ihnen!«

»Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?«

»Gewiss. Womit kann ich dies tun?«

Er überlegte einen Augenblick, ehe er antwortete. Seine Hand, die auf Mercys Schulter gelegen hatte, fuhr jetzt zum Kopfe empor — dann glitt sie an der Seite herab. Er sprach die nächsten Worte in trauriger, hilfloser Verwirrung.

»Mir kommt es vor, Julian, als sei ich einigermaßen zu tadeln. Ich habe eben vorhin eine harte Sprache gegen Sie geführt. Ich weiß nicht mehr recht, weshalb. Es ist meinem Naturell in diesem Hause viel zugemutet worden; ich war an solche Dinge, wie sie hier vorgehen, nicht gewöhnt — Geheimnisse, rätselhafte Vorgänge und abscheuliche, niedrige Streitigkeiten. Bei uns zu Hause gibt es das nicht. Und schon gar Streit — lächerlich! Meine Mutter und meine Schwester sind Frauen von feiner Bildung — Sie kennen sie — Edelfrauen im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn ich bei ihnen bin, stört mich nichts in meiner Ruhe. Zu Hause quälen mich nicht Zweifel, wer die Leute wirklich sind, ob die Namen wahr oder falsch sind und so weiter. Der Gegensatz mag meinen Geist etwas arg bestürmt und in Unordnung gebracht haben. Man hat mich hier übermäßig argwöhnisch gemacht — und das Ende ist, dass ich aus den Zweifeln und Befürchtungen gar nicht mehr herauskomme: Zweifel über Sie und Befürchtungen meinerseits. Ich habe etwas, das ich meinerseits fürchte. Da sollen Sie mir helfen. Oder soll ich mich erst entschuldigen?«

»Kein Wort davon. Sagen Sie, was ich für Sie tun kann.«

Zum erstenmale kehrte er sein Gesicht Julian zu.

»Sehen Sie mich einmal an«, sagte er. »Kommt es Ihnen vor, als

ob es mit meinem Verstande nicht richtig sei? Sagen Sie mir die Wahrheit, alter Freund.«

»Ihre Nerven sind erschüttert, Horace. Aber sonst nichts.«

Er überlegte abermals nach dieser Erwiderung; seine Augen hafteten noch immer ängstlich auf Julians Gesicht.

»Meine Nerven sind erschüttert«, wiederholte er. »Das ist wohl wahr, ich fühle es. Ich möchte, wenn es Ihnen recht ist, mir darüber Gewissheit verschaffen, dass es nichts ärgeres ist. Wollen Sie mir bei dem Versuch, die Richtigkeit meines Gedächtnisses zu prüfen, behilflich sein?«

»Bei allem, was Sie wollen.«

»Ah! Sie sind ein guter Junge, Julian — und ein gescheiter Junge obendrein, was gerade jetzt von großer Wichtigkeit ist. Sehen Sie! Ich meine, vor ungefähr einer Woche hat in diesem Hause das Unheil begonnen. Ist das wahr?«

»Ja.«

»Die erste Veranlassung dazu war das Erscheinen einer Fremden, die aus Deutschland hierher kam, und sich dort im Speisezimmer sehr ungestüm benahm. Habe ich recht, insoweit?«

»Ganz recht.«

»Die Person tat gar groß. Sie nannte den Obersten Roseberry — nein, ich will ganz genau sein — sie nannte den verstorbenen Obersten Roseberry ihren Vater. Sie erzählte weiter eine lange Geschichte, dass sie durch eine Betrügerin ihrer Papiere und ihres Namens beraubt worden sei, und dass diese Letztere sich für sie ausgegeben habe. Sie nannte die Betrügerin mit dem Namen Mercy Merrick. Und später setzte sie dem allen die Krone auf, indem sie auf die Dame, die mit mir verlobt ist, zeigte und behauptete, sie sei Mercy Merrick. Sagen Sie mir nochmals, habe ich recht oder unrecht?«

Julian antwortete ihm darauf wie zuvor. Horace fuhr fort und sprach nun zuversichtlicher und erregter als bisher.

»Jetzt geben Sie wohl Acht, Julian. Ich gehe jetzt von der Erinnerung dessen, was vor einer Woche geschah, auf das über,

was vor fünf Minuten geschah. Sie waren zugegen; ich will es wissen, ob Sie es auch gehört haben.« Er hielt inne und deutete, ohne seine Augen von Julian abzuwenden, nach rückwärts auf Mercy. »Dies ist die Dame, die ich heiraten soll«, nahm er das Gespräch wieder auf. »Habe ich recht gehört oder nicht, dass sie sagte, sie sei in einem Besserungshaus gewesen und kehre dahin zurück? Habe ich recht gehört oder nicht, dass sie sagte, ihr Name sei Mercy Merrick? Antworten Sie mir, Julian. Mein treuer Freund, antworten Sie mir, um vergangener Zeiten willen.«

Bei diesen beschwörenden Worten ward seine Stimme unsicher. Unter der gleichgültigen Maske seines Gesichtes regten sich die ersten Anzeichen einer inneren, allmählich hervorbrechenden Erregung. Die Betäubung, in der sich sein Geist befunden, begann dem wiederkehrenden Leben zu weichen. Julian nahm die Gelegenheit wahr, um ihm vollends dazu zu verhelfen und ergriff sie. Er fasste Horace sanft beim Arme und deutete auf Mercy.

»Da haben Sie die Antwort!« sagte er. »Sehen Sie! — und fühlen Sie Mitleid mit ihr.«

Mercy hatte die beiden Männer während ihres Gespräches auch nicht einmal unterbrochen; nur ihre Stellung hatte sie wieder verändert. Neben dem Stuhl, auf dem sie saß, stand ein Schreibtisch; auf diesem ruhten jetzt ihre ausgestreckten Arme. Ihr Kopf war auf die Arme herabgesunken, und so das Gesicht verdeckt. Julian hatte richtig geurteilt; das gänzliche Selbstvergessen, das sich in ihrer Stellung aussprach, antwortete Horace, wie keine menschliche Sprache ihm hätte antworten können. Er blickte sie an. Ein schmerzliches Zucken flog über sein Gesicht. Er wandte sich abermals an den treuen Freund, der ihm vergeben hatte; sein Kopf sank auf Julians Schulter; er brach in Tränen aus.

»O Gott!« rief sie. »Was habe ich getan!«

Julian beruhigte sie durch eine Bewegung seiner Hand.

»Sie haben mir geholfen, ihn zu retten«, sprach er. »Lassen Sie den Tränen ihren Lauf. Warten Sie.«

Sein Arm umschlang Horace, um ihn zu stützen. Die männliche Zärtlichkeit, welche darin lag, und die volle, edle Verzeihung aller

früheren Kränkungen, die sie verriet, rührten Mercy aufs tiefste. Sie ging zu ihrem Stuhl zurück. Scham und Schmerz übermannten sie, und sie verbarg von neuem ihr Gesicht vor fremden Augen.

Julian führte Horace zu einem Stuhl und wartete schweigend neben ihm, bis er seine Beherrschung wieder gewonnen hatte. Er ergriff dankbar die Hand, die ihn gestützt hatte und sprach einfach, beinahe kindlich: »Ich danke Ihnen, Julian. Mir ist schon besser.«

»Sind Sie so weit gefasst, dass Sie hören können, was Ihnen gesagt werden soll?« fragte Julian.

»Ja, wollen Sie mir etwas sagen?«

Julian trat, ohne ihm gleich zu antworten, von ihm zu Mercy hin.

»Der Augenblick ist da«, sprach er. »Sagen Sie ihm alles — offen, ohne Rückhalt, wie Sie es mir sagen würden.«

Sie schauderte bei seinen Worten. »Habe ich ihm noch nicht genug gesagt?« fragte sie. »Soll ich ihm das Herz brechen? Sehen Sie ihn an! Sehen Sie nur, was ich bereits getan habe!«

Horace bebte vor den Enthüllungen ebenso zurück, wie Mercy.

»Nein! Nein! Ich kann es nicht hören! Ich wage es nicht zu hören!« rief er und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen.

Julian hatte das gute Werk begonnen; er wurde darin keinen Augenblick schwankend. Horace hatte sie geliebt — wie sehr, erfuhr Julian jetzt zum erstenmale. Es blieb noch immer die Möglichkeit, dass sie, wenn sie selbst ihre Sache führte, seine Verzeihung erringen konnte. Verzieh ihr Horace, so ward der geheimen Liebe in seinem Herzen der Todesstoß gegeben. Aber er zögerte nicht. Mit einer Entschlossenheit, welcher der Schwächere nicht zu widerstehen vermochte, fasste er den Freund beim Arm und führte ihn auf seinen Platz zurück.

»Um Ihrer beider willen sollen Sie sie nicht ungehört verurteilen«, sprach er in festem Tone zu Horace. »Eine Versuchung nach der anderen, um Sie zu hintergehen, ist an sie herangetreten; und sie hat allen widerstanden. Ohne die Entdeckung fürchten zu müssen; im Besitz eines Briefes ihrer liebevollen Wohltäterin, der ihr Schweigen gebietet; ja dessen bewusst, dass sie mit dem

Bekenntnis ihrer Schuld alles verlieren müsse, was einem Weibe teuer ist — hat dies Weib dennoch einzig um der Wahrheit willen die Wahrheit gesprochen. Und verdient das von Ihrer Seite nicht auch eine Erwiderung? Achten Sie sie, Horace — und hören Sie sie an.«

Horace gab nach.

Julian wandte sich zu Mercy:

»Sie haben mir erlaubt, Sie bis hierher zu leiten«, sprach er. »Wollen Sie mir das auch noch weiter zu tun gestatten?«

Sie heftete die Augen auf den Boden; ihr Busen hob und senkte sich in raschen Atemzügen. Julians Einfluss auf sie behauptete seine Gewalt. Sie neigte den Kopf in wortloser Ergebung.

»Sagen Sie ihm«, fuhr Julian in beschwörendem, nicht befehlendem Tone fort, »sagen Sie ihm, was Ihr Leben gewesen ist. Sagen Sie ihm, wie Sie geprüft und versucht worden sind, ohne einen Freund zu haben, der Sie gerettet hätte. Und dann«, fügte er, sie vom Stuhl emporziehend, hinzu, »soll er Ihr Richter sein — wenn er es kann!«

Er versuchte, sie durch das Zimmer nach dem Platz zu führen, welchen Horace einnahm. Aber ihre Unterwürfigkeit hatte ihre Grenzen. Auf halbem Weg blieb sie stehen und weigerte sich, weiter zu gehen. Julian bot ihr einen Stuhl; sie wies ihn zurück. Die Hand auf die Stuhllehne gelegt, wartete sie auf das Wort von Horace, welches ihr gestatten würde, zu sprechen. Sie war in ihr Schicksal ergeben; ihr Antlitz ruhig; ihr Geist klar. Die ärgste Demütigung, die sie zu erdulden gehabt — ihren Namen einzugestehen — war überwunden. Es blieb ihr nichts mehr zu tun, als Julian ihre Dankbarkeit damit zu beweisen, dass sie sich seinem Wunsche fügte und von Horace Verzeihung erbat, ehe sie auf ewig voneinander schieden. Binnen kurzem erschien die Hausmutter hier — und dann war alles vorbei.

Ohne es zu wollen, blickte Horace auf sie. Plötzlich brach seine frühere Heftigkeit wieder hervor.

»Ich kann es selbst noch nicht glauben!« rief er. »Ist es wirklich wahr, dass Sie nicht Grace Roseberry sind? Sehen Sie mich nicht so an! Antworten Sie mir mit einem Wort — ja oder nein!«

Demütig und traurig antwortete sie »Ja.«

»Sie haben das wirklich getan, dessen Sie jene Person beschuldigte? Soll ich das glauben?«

»Sie sollen es glauben, Sir.«

Bei dieser Antwort enthüllte Horace die ganze Schwäche seines Charakters.

»Elende!« rief er aus. »Welche Entschuldigung haben Sie für den schnöden Betrug, den Sie an mir verübt? O, es ist zu schlecht! Zu schlecht! Für Sie gibt es keine Entschuldigung!«

Sie nahm seine Vorwürfe mit unerschütterlicher Ergebung hin. »Ich habe es so verdient!« war alles, was sie zu sich sprach. »Ich habe es so verdient!«

Julian versuchte es nochmals, Mercy zu verteidigen.

»Warten Sie erst ab, Horace, ob es gewiss keine Entschuldigung für sie gibt«, sprach er ruhig. »Gewähren Sie ihr Gerechtigkeit, wenn Sie ihr nicht mehr gewähren können. Ich lasse Sie allein!«

Er schritt nach der Tür ins Speisezimmer. Horacens Schwäche zeigte sich abermals.

»Lassen Sie mich nicht allein mit ihr!« brach er hervor. »Es ist mehr, als ich ertragen kann!«

Julian blickte auf Mercy. Aus ihren Augen leuchtete es vorübergehend wie eine Erleichterung, und verriet ihm, welchen wahren Freundschaftsdienst er ihr durch seine Anwesenheit im Zimmer erweisen würde. Das mittlere Bogenfenster des Bibliothekszimmers bildete eine Nische und darin bot sich ein passendes Versteck. Seine Gegenwart konnte da bemerkt und nicht bemerkt werden, wie es eben die Stimmung der Sprechenden mit sich bringen würde.

»Ich will so lange hier bleiben, Horace, als Sie es wünschen.« Nach diesen Worten schritt er dem Fenster zu und blieb im Vorbeigehen vor Mercy stehen. Sein scharfer, wohlwollender Blick sagte ihr, dass er ihr vielleicht noch nützen könne. Ein Wink von ihm konnte ihr den kürzesten und leichtesten Weg zeigen, das Bekenntnis zu machen. In zarten und in wenigen Worten gab er ihr

den Wink. »Als ich Sie zum erstenmale sah«, sprach er, »erkannte ich, dass Sie ein schweres Leben durchzumachen gehabt hatten. Lassen Sie uns jetzt hören, wie es so gekommen ist.«

Er zog sich in die Nische zurück. Zum erstenmale, seit jenem verhängnisvollen Abend, an welchem Mercy Merrick mit Grace Roseberry in dem französischen Häuschen zusammengetroffen war, blickte sie jetzt wieder auf das irdische Fegefeuer ihres vergangenen Lebens zurück, und erzählte ihre traurige Geschichte, einfach und getreulich in folgenden Worten.

22.

Magdalenens Lehrjahre

»Mister Julian Gray hat mich aufgefordert, ihm und Ihnen, Mister Holmcroft, zu erzählen, wie schweres Schicksal über mich gekommen ist. Sein Anfang reicht über meine Erinnerung hinaus. Es ward mit mir geboren.

Meine Mutter, so habe ich sie sagen hören, zerstörte als ganz junges Mädchen dadurch ihre Aussichten für die Zukunft, dass sie einen der Diener ihres Vaters — den Reitknecht, der sie zu begleiten pflegte — heiratete. Sie musste ihr Vergehen büßen wie jede, die sich eines solchen schuldig macht. Nach kurzer Zeit trennte sie sich von ihrem Manne, wobei dieser zur Bedingung machte, dass sie ihm das ganz kleine Vermögen, welches sie eigentümlich besaß, zum Opfer bringe.

Meine Mutter war nun frei geworden, damit aber auch dem Hunger preisgegeben, wenn sie sich nicht selbst ihr Brot verdiente.

Ihre Familie hatte sie für immer verstoßen; so schloss sie sich einer herumziehenden Schauspielergesellschaft an.

Auf diese Weise lebte sie dürftig, als sie mein Vater zufällig kennen lernte. Er war ein hochgestellter Mann, stolz auf seine Stellung und in der damaligen Gesellschaft wohl bekannt wegen seiner vielseitigen Talente und seiner vornehmen Geschmacksrichtung. Die Schönheit meiner Mutter fesselte ihn. Er nahm sie von der Schauspielertruppe fort und umgab sie mit dem höchsten Luxus, den eine Frau in ihrem Hause nur wünschen kann.

Wie lange sie so zusammen gelebt haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass zu der Zeit, bis zu welcher meine Erinnerung zurückreicht, mein Vater sie bereits verlassen hatte.

Sein Verdacht gegen sie war, dass sie ihm untreu geworden — ein Verdacht, der ihr grausames Unrecht tat, wie sie bis zu ihrem Tode

behauptet hat. Ich glaubte ihr, weil sie meine Mutter war. Doch ich kann es von anderen nicht erwarten, dass sie das Gleiche tun — ich kann nur wiederholen, was sie gesagt hat. Mein Vater verließ sie in bitterster Armut. Er sah sie nie wieder und weigerte sich zu kommen, als sie nach ihm verlangte.

Die erste Erinnerung, die ich von ihr habe, findet sie abermals bei einer Schauspielergesellschaft. Für mich war das keine unglückliche Zeit. Ich war der Liebling der armen Künstler und ihr Zeitvertreib. Sie lehrten mich singen und tanzen, und das in einem Alter, wo andere Kinder eben erst lesen lernen. Mit fünf Jahren fing ich an das Handwerk zu treiben, und gründete mir meinen kleinen, armen Ruf in den Buden der Landjahrmärkte. So früh, Mister Holmcroft, hatte ich mich schon daran gewöhnt, unter einem angenommenen Namen zu leben — es war der hübscheste, den man für mich erfinden konnte, damit er sich auf dem Theaterzettel gut ausnehme. Es kostete uns manchmal bei schlechter Einnahme einen harten Kampf, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Als ich für die Bühne geschult wurde, da hieß es gar oft: Vor dem Publikum singen und tanzen, und daheim Hunger und Kälte leiden. Und doch habe ich so viel erlebt, dass ich auf jene Tage unter den wandernden Schauspielern als auf die glücklichsten Tage meines Lebens zurückblicke!

Ich war zehn Jahre alt, als mich das erste schwere Unglück, dessen ich mich erinnere, traf. Meine Mutter starb in der Blüte ihrer Jahre, von Gram verzehrt. Und nicht lange danach ward die Truppe durch eine Reihe von Misserfolgen, aller Mittel bar, zur Selbstaflösung gezwungen.

So blieb ich ohne Namen, ohne Geld, ein Auswürling in der Welt, zurück mit dem verhängnisvollen Erbteil — Gott weiß, nach dem, was ich durchgemacht, kann ich es ohne Eitelkeit sagen — der Schönheit meiner Mutter.

Meine einzigen Freunde waren arme, ausgehungerte Schauspieler. Zwei davon, Mann und Frau, erhielten eine Anstellung bei einer anderen Gesellschaft und ich ward in den Handel mit eingeschlossen. Der neue Direktor, dem ich unterstand, war ein

roher Mensch und Trunkenbold. Eines Abends ließ ich mir bei der Vorstellung einen kleinen unbedeutenden Fehler zu Schulden kommen — und ward dafür aufs Grausamste geschlagen. Vielleicht hatte ich etwas vom Geiste meines Vaters geerbt — jedoch, hoffe ich, ohne etwas von seinem hartherzigen Wesen. Gleichviel, ich beschloss, unbekümmert, was weiter aus mir werden sollte, dem Manne, der mich geschlagen hatte, keinen Augenblick länger zu dienen. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch öffnete ich die versperrte Tür unserer elenden Behausung und trat nun, zehn Jahre alt, mein kleines Bündel in der Hand, allein in die Welt hinaus.

Meine Mutter hatte mir in den letzten Augenblicken, ehe sie starb, den Namen meines Vaters und die Adresse seiner Wohnung in London anvertraut. Vielleicht wird er mit dir Mitleid haben, sagte sie, wenn er auch mit mir keines hat. Versuche es. Ich besaß ein paar Shillings, die letzten armseligen Reste meines Soldes, und nach London hatte ich nicht weit. Aber ich ging nicht zu meinem Vater, trotzdem ich ein Kind war, wäre ich lieber verhungert, als zu ihm gegangen. Ich hatte meine Mutter innig geliebt und darum hasste ich den Mann, der sich von ihr, als sie auf dem Sterbebette lag, abgewandt hatte. Dass er zufällig mein Vater war, änderte in meinen Augen daran nichts.

Sind Sie über dieses Bekenntnis empört? Sie sehen mich an, Mister Holmcraft, als ob Sie es wären?

Bedenken Sie nur, Sir. Verdammen mich meine eben gesprochenen Worte als herzloses Geschöpf, schon in so früher Kindheit? Was ist ein Vater seinem Kinde, wenn er es niemals auf seinen Knien geschaukelt, ihm niemals einen Kuss oder ein Geschenk gegeben hat? Wären wir einander in der Straße begegnet, wir hätten eines das andere nicht gekannt. Vielleicht habe ich in späteren Tagen, als ich in London darben musste, ohne es zu wissen, meinen Vater angebettelt — und vielleicht hat er seiner Tochter einen Penny hingeworfen, um sie loszuwerden und hat es auch nicht gewusst! Wie können in einem solchen Verhältnis die Beziehungen eines Vaters zu seinem Kinde heilige sein? Selbst die Blumen auf dem Felde brauchen die Hilfe von Licht und Luft, um zu

wachsen. Wie soll da die Liebe des Kindes gedeihen, wenn niemand sie pflegt?

Meine geringen Ersparnisse würden wohl bald aufgezehrt worden sein, auch wenn ich alt und stark genug gewesen wäre, um damit hauszuhalten. So aber wurden mir meine Paar Shillings bald von Zigeunern abgenommen. Ich hatte keinen Grund, mich zu beklagen. Sie gaben mir das Essen und Obdach in ihren Zelten; außerdem machten sie sich meine Person auf verschiedene Art zu Nutzen. Nach einiger Zeit kamen auf für die Zigeuner schlechte Zeiten, wie sie für die wandernden Schauspieler gekommen waren. Einige wurden eingesperrt; die übrigen zerstreuten sich. Es war gerade die Jahreszeit für Hopfenpflücken. Ich ward zunächst als Hopfenpflückerin angestellt, und hierauf ging ich mit meinen neuen Freunden nach London.

Ich will Sie nicht durch nähere Ausführung dieses Teiles meiner Kindheit ermüden und quälen. Genug, wenn ich Ihnen sage, dass ich immer tiefer und tiefer sank, bis ich schließlich in den Straßen Zündhölzchen verkaufte. Das Vermächtnis meiner Mutter brachte mir gar manches Sixpencestück ein, welches, wäre ich hässlich gewesen, meine Zündhölzchen den Taschen der Fremden nimmermehr entlockt hätten. In jenen Tagen war mein Gesicht, das späterhin mein größtes Unglück werden sollte, mein bester Freund.

Erinnern Sie sich, Mister Holmcroft, bei Gelegenheit des Lebens, das ich jetzt zu schildern versuchen will, des Tages, als wir vor nicht langer Zeit zusammen spazieren gingen?

Ich habe Sie damals überrascht und verletzt, ich weiß es; und doch konnte ich da unmöglich eine Aufklärung über mein Benehmen geben. Entsinnen Sie sich des kleinen, umherirrenden Mädchens mit dem armseligen verwelkten Strauß in der Hand, das uns nachlief und um einen halben Penny bat? Ich habe Sie beunruhigt, als ich über des Kindes Flehen, ihm ein Stück Brot zu kaufen, in Tränen ausbrach. Jetzt wissen Sie, weshalb sie mir so leid getan. Jetzt wissen Sie, weshalb ich Sie am nächsten Tage kränkte, indem ich mich von der Verabredung mit Ihrer Mutter und Ihren Schwestern losmachte und das Kind in seinem elenden Heim aufsuchte. Nach

dem, was ich bekannt, werden Sie zugeben, dass meine arme, kleine Unglücksschwester das erste Anrecht auf mich hatte.

Lassen Sie mich fortfahren. Es tut mir leid, wenn ich Sie betrübt habe. Lassen Sie mich fortfahren.

Den verlassenen Herumstreichern in den Straßen steht — nach meiner Erfahrung — immer ein Weg offen, um ihre Leiden zur Kenntnis ihrer reichen und mildtätigen Mitmenschen zu bringen. Sie brauchen bloß gegen das Gesetz zu verstoßen — und dann erscheinen sie vor der Öffentlichkeit eines Gerichtshofes. Sind die Umstände, mit denen ihr Vergehen in Verbindung gebracht wird, interessanter Art, so gewinnen sie noch einen zweiten Vorteil: sie werden durch die Zeitungsberichte in ganz England bekannt.

Ja, sogar ich bin mit dem Gesetze bekannt geworden. Ich weiß, dass es mich gänzlich übersah, so lange ich dasselbe achtete; aber bei zwei verschiedenen Gelegenheiten wurde es in Folge des Trotzes, mit dem ich mich gegen dasselbe auflehnte, mein bester Freund. Das erste glückliche Vergehen beging ich im Alter von zwölf Jahren.

Es war Abend; ich war halbtot vor Hunger. Es regnete; die Nacht brach herein. Ich bettelte — offen, laut, wie nur ein hungriges Kind betteln kann. Eine alte Dame, die vor einer Ladentür im Wagen saß, beklagte sich über mich. Der Polizeimann tat seine Pflicht. Das Gesetz gab mir diese Nacht ein Abendessen und ein Obdach im Polizeihaus. Ich erschien vor dem Polizeirichter und erzählte da, von dem Beamten darum befragt, getreu meine Geschichte. Es war die Alltagsgeschichte von Tausenden von Kindern meiner Art; aber ein interessanter Umstand war dabei. Ich gestand, dass mein Vater — er war damals schon tot — ein vornehmer Mann gewesen sei und sagte — ebenso offen — hinzu, dass ich, im Rückblick auf seine Behandlung meiner Mutter, mich niemals an ihn um Hilfe gewandt hatte. Dieser Umstand war wahrscheinlich neu; er brachte meinen »Fall« in die Zeitungen. Die Berichterstatter halfen mir noch weiter, indem sie mich als »hübsch und interessant« schilderten. Das Gericht erhielt Beträge für mich zugesandt. Ein wohltätiges Ehepaar, in einer geachteten Lebensstellung, kam in das Arbeitshaus, um

mich zu sehen. Ich machte einen günstigen Eindruck auf sie — besonders auf die Frau. Ich war buchstäblich ganz verlassen — ich hatte keine unwillkommenen Verwandten, die Ansprüche an mich erheben konnten. Die Frau war kinderlos; ihr Mann ein gutmütiger Mensch. Das Ende war, dass sie mich mit sich nahmen, um mich in ihrem Dienste zu verwenden.

Ich hatte immer, gleichviel wie tief ich gesunken sein mochte, danach gestrebt, mir eine höhere Stellung zu erringen, mich auch ohne Hilfe des Glückes über das vom Zufall über mich verhängte Los emporzukämpfen. Vielleicht mag ein Stück väterlichen Stolzes diesem rastlosen Gefühle zu Grunde liegen. Es scheint einen Teil meines Wesens auszumachen. Es hat mich auch in dieses Haus hereingeführt, und es wird mit mir hinausgehen. Ist es zu meinem Verderben oder zu meinem Segen? Ich kann es nicht sagen.

Die erste Nacht, die ich in meinem neuen Heim schlief, sagte ich zu mir selbst: Sie haben mich genommen, damit ich ihre Magd sei; ich will mehr sein, als das; sie sollen mich am Ende als ihr Kind betrachten. Ehe eine Woche verging, war ich, während der Mann seinen Geschäften oblag, die stete und liebste Begleiterin der Frau. Sie war sehr unterrichtet, ihrem Manne an Bildung weit überlegen, und zu ihrem Unglück auch an Jahren. Liebe war nur auf ihrer Seite. Mit Ausnahme einiger Fälle, wo er ihre Eifersucht erregte, lebten sie auf ziemlich freundschaftlichem Fuß. Sie war eine der vielen Frauen, welche sich darein ergeben, von ihren Männern getäuscht zu werden; und er war einer von den vielen Männern, welche nie wissen, wie ihre Frauen ihnen gegenüber eigentlich empfinden. Ein großes Vergnügen fand sie darin, mich zu unterrichten. Ich war eine eifrige Schülerin und machte rasche Fortschritte. Bei der Lenksamkeit meines jugendlichen Alters nahm ich bald die Feinheit in Sprache und Benehmen an, die meine Herrin kennzeichneten. Es ist nur die Wahrheit, wenn ich sage, dass die Bildung, die mich befähigte, eine Dame vorzustellen, einzig und allein ihr Werk ist.

Drei glückliche Jahre verlebte ich so unter diesem freundlichen Dache. Ich war inzwischen fünfzehn und sechzehn Jahre alt, als das verhängnisvolle Erbe meiner Mutter zum erstenmale seinen

Schatten auf mein Leben warf. An einem unseligen Tage verwandelte sich die mütterliche Liebe der Frau mit einem Male in eifersüchtigen, unversöhnlichen Groll gegen mich. Können Sie den Grund erraten? Der Mann hatte sich in mich verliebt.

Ich war unschuldig; ich konnte nichts dafür. Er selbst bekannte dies dem Geistlichen, der an seinem Sterbebette stand. Aber zu der Zeit waren bereits Jahre darüber hingegangen — es war zu spät, um mich zu rechtfertigen.

Er stand, als ich mich unter seiner Obsorge befand, schon in einem Alter, in welchem Männer, wie man gewöhnlich annimmt, Frauen nur mit Ruhe, wenn nicht gar mit Gleichgültigkeit betrachten. Ich hatte mich seit Jahren daran gewöhnt, ihn als meinen zweiten Vater anzusehen. In unschuldiger Unwissenheit über die Art des Gefühles, das ihn beherrschte, gestattete ich ihm kleine väterliche Vertraulichkeiten, die seine strafbare Leidenschaft noch erhöhten. Seine Frau entdeckte es — nicht ich. Es ist nicht zu beschreiben, mit welchem Staunen und Entsetzen ich den ersten Ausbruch ihrer Entrüstung vernahm, der mir die Kenntnis der Wahrheit aufdrängte. Auf meinen Knien beteuerte ich meine Unschuld; beschwor ich sie, meiner Reinheit und Jugend Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sonst die sanfteste, rücksichtsvollste aller Frauen, ward sie durch die Eifersucht zu einer Rasenden. Sie beschuldigte mich, ihn absichtlich angelockt zu haben; und drohte, mich mit eigenen Händen aus dem Hause zu stoßen. Wie in vielen gleichmütigen Menschen schlummerte auch in ihm der Zorn, und es war gefährlich, diesen zu reizen. Als seine Frau die Hand gegen mich erhob, verlor er seine ganze Beherrschung. Er erklärte ihr gerade heraus, dass ihm ohne mich das Leben wertlos sei, und dass, wenn ich ginge, er mit mir das Haus verlasse. Die fast wahnsinnige Frau erfasste ihn beim Arme — das sah ich, dann nichts mehr. Ich lief, entsetzt vor Schrecken, auf die Straße hinaus. Eben kam ein Cab vorbei, ich stieg ein, ehe er die Haustür öffnen konnte, und fuhr nach dem einzigen Zufluchtsort, den ich kannte — einem kleinen Laden, den die verwitwete Schwester eines unserer Dienstmädchen besaß. Hier erhielt ich ein Obdach für die Nacht. Am folgenden Tage fand er

heraus, wo ich mich aufhielt. Er machte mir niedrige Anträge, bot mir sein ganzes Vermögen und erklärte seinen Entschluss, was ich auch dagegen sagen mochte, am nächsten Tag wieder zu kommen. In der Nacht ward ich mit Hilfe der braven Frau, die sich meiner angenommen hatte — im Schutze der Dunkelheit, als ob ich etwas verbrochen hätte! — heimlich nach East End von London gebracht und dem Schutze einer vertrauenswürdigen Person übergeben, die sich kümmerlich durch Vermieten von Wohnungen ernährte.

Hier, in einer kleinen Dachkammer des Hauses, war ich nun abermals in die Welt hinausgeworfen — dazu in einem Alter, wo es für mich doppelt gefährlich war, selbst mein Brot verdienen und mein Obdach suchen zu müssen.

Ich fordere — jung wie ich war und vor die Wahl gestellt, zwischen dem mühelosen Weg des Lasters und dem mühevollen der Tugend — keine Achtung für mein Handeln. Jeder Mann flößte mir geradezu Entsetzen ein; mein natürliches Gefühl trieb mich ihm zu entfliehen. Aber vergessen Sie nicht, ehe ich auf den traurigsten Abschnitt meines traurigen Lebens übergehe, dass ich unschuldig und wenigstens nicht strafbar war.

Verzeihen Sie, dass ich bei meinen ersten Jugendjahren so lange verweilte. Ich bebe, von den Ereignissen zu sprechen, die mir noch bevorstanden.

Mit der Achtung meiner ersten Wohltäterin hatte ich in meiner Verlassenheit allen Halt verloren, um ein ehrliches Leben zu führen — mit Ausnahme des einen schwachen Haltes der Arbeit. Das einzige Zeugnis, über das ich jetzt verfügen konnte, war die Empfehlung einer Hauswirtin an ein Geschäft, das arbeitskundige Näherinnen in großer Zahl beschäftigte. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie elend solche Arbeit bezahlt wird — Sie haben davon in Zeitungen gelesen. So lange ich gesund war, dachte ich, ohne Schulden zu leben und zu bleiben. Einige Mädchen hätten den langsam vergiftenden Einflüssen vollgedrängter Arbeitsräume, ungenügender Nahrung und fast gänzlicher Entbehrung der körperlichen Bewegung so lange Widerstand geleistet, wie ich dies getan. Als Kind lebte ich in der freien Luft — dies half meine von

Haus aus harte und von allen erblichen Krankheiten freie Konstitution noch stärken. Aber endlich kam auch an mich die Reihe. Unter der bitteren Not, die ich leiden musste, brach meine Gesundheit zusammen. Ein schleichendes Fieber warf mich darnieder, und meine Stubengenossinnen sprachen über mich das Urteil: »Ach, das arme Ding, sie wird bald ausgelitten haben!«

Diese Prophezeiung wäre vielleicht wahr geworden — ich hätte vielleicht nie Irrtümer begangen und die Qualen späterer Jahre erdulden müssen — wäre ich in einem anderen Hause krank geworden.

Aber zu meinem Glück — oder zu meinem Unglück — ich weiß nicht — interessierte sich für mich die Schauspielerin eines Vorstadttheaters, die unter mir wohnte. Nur ihre Bühnenverpflichtungen führten sie des Abends für drei bis vier Stunden von mir fort; sonst verließ dies edle Geschöpf keinen Augenblick mein Krankenlager. So schwer es ihr wurde, zahlte sie doch, während ich hilflos dalag, die unvermeidlichen Auslagen, die ich verursachte. Die Hauswirtin, durch ihr Beispiel angeregt, ließ sich nur die Hälfte der Miete für mein Zimmer zahlen. Der Arzt, die christliche Barmherzigkeit seines Berufes übend, wollte kein Honorar nehmen. So wurde auf mich alles verwendet, was die zärtliche Sorge nur vermochte; das übrige tat meine Jugend und meine Konstitution. Ich ward allmählich wieder gesund — und griff dann — wieder zur Nadel.

Es wird Sie vielleicht überraschen, dass ich, bei meiner innigen Freundschaft mit einer Schauspielerin nicht die mir zu Gebote stehenden Mittel gebraucht habe, um mich auf der Bühne einführen zu lassen — umsomehr, als ich durch meine erste Erziehung, in bescheidenem Maß allerdings, mit der Kunst etwas vertraut geworden war.

Es war nur ein Grund, weshalb ich vor dem Auftreten auf dem Theater zurückschrak; aber der eine Grund war gewichtig genug, um mich alles andere, gleichviel wie trostlos es sein mochte, eher ergreifen zu lassen, als das. Zeigte ich mich öffentlich auf der Bühne, so war meine Entdeckung durch den Mann, dem ich

entflohen war, nur eine Frage der Zeit. Ich wusste, dass er von jeher ein eifriger Besucher des Theaters und Abonnent einer Theaterzeitung war. Ich hatte ihn selbst von dem Theater, welchem meine Freundin angehörte, sprechen und es vorteilhaft vor anderen weit höher stehenden Vergnügungsorten erwähnen hören. Trat ich der Gesellschaft bei, so würde er früher oder später sicherlich einmal kommen, um die neue Schauspielerin zu sehen. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit söhnte mich mit dem Entschluss aus, zur Nadel zurückzukehren. Da ich anfangs noch nicht kräftig genug war, um die Luft in dem vollgedrängten Arbeitszimmer zu ertragen, so erhielt ich die Erlaubnis, als eine Begünstigung, meine Beschäftigung bei mir zu Hause wieder aufzunehmen.

Meine Wahl war sicherlich die eines tugendhaften Mädchens. Und doch ward der Tag, an dem ich wieder zur Nadel griff, für mich der verhängnisvollste meines Lebens.

Ich hatte jetzt nicht bloß für die laufenden Bedürfnisse zu sorgen — ich hatte auch noch meine Schulden zu bezahlen. Das verlangte noch angestrengtere Arbeit und noch dürftigeres Leben. Bald musste ich dafür büßen, dass ich bei meinem geschwächten Zustand ein solches Leben führte. Eines Abends wurde mir plötzlich schwindelig; mein Herz klopfte heftig. Ich öffnete das Fenster, um frische Luft einzulassen; und darauf fühlte ich mich wohler. Aber ich war noch nicht im Stande, meine Nadel einzufädeln. Da dachte ich mir, wenn ich für eine halbe Stunde ausginge, würde mir die Bewegung gut tun. Ich konnte nicht mehr als zehn Minuten aus gewesen sein, als sich der Anfall, den ich auf meinem Zimmer gehabt, wiederholte. Es war kein Laden in der Nähe, in den ich mich hätte flüchten können. Ich wollte an der nächsten Haustür die Glocke ziehen, allein ehe ich sie erreichen konnte, lag ich ohnmächtig auf der Straße.

Wie lange ich da vor Hunger und Schwäche gelegen haben mochte, bis mich der erste vorübergehende Fremde fand, kann ich nicht sagen.

Als ich teilweise zum Bewusstsein gelangte, fand ich mich irgendwo unter Dach und sah einen Mann vor mir, der mir ein

Weinglas mit irgend einem stärkenden Getränk an die Lippen hielt. Ich schluckte etwas davon — ob viel oder wenig, weiß ich nicht. Das Mittel hatte auf mich eine sehr eigentümliche Wirkung. Zuerst belebte es mich, dann ward ich betäubt, und endlich verlor ich abermals das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, war es Tagesanbruch. Ich lag im Bette, in einem fremden Zimmer. Ein namenloser Schrecken erfasste mich. Ich rief laut, darauf hin erschienen drei oder vier Frauen, deren Gesichter selbst meinem unerfahrenen Auge verrieten, welch ein schändliches Leben sie führten. Ich fuhr im Bette in die Höhe und beschwor sie, mir zu sagen, wo ich sei, und was geschehen sei.

Ersparen Sie mir das Weitere! Ich kann nicht mehr sagen. Sie haben erst kürzlich Miss Roseberry mich eine Verworfenne nennen hören. Jetzt wissen Sie — Gott ist mein Richter, dass ich die Wahrheit spreche! — wie ich es geworden bin und in welchem Maß ich meine Schmach verdient habe.«

Zum erstenmale versagte ihr die Stimme und wich ihre Entschlossenheit.

»Gönnen Sie mir einige Minuten«, sprach sie mit leisem, bittendem Ton. »Wenn ich jetzt fortfahre, fürchte ich, muss ich weinen.«

Sie ließ sich auf dem Stuhl nieder, den Julian für sie hingestellt hatte und wandte ihr Gesicht ab, dass es keiner der beiden Männer sehen konnte. Eine Hand hatte sie auf die Brust gedrückt, die andere hing nachlässig an der Seite herab.

Julian verließ den Platz, den er bisher innegehabt hatte; Horace regte sich nicht und sprach kein Wort. Sein Kopf war auf die Brust gesunken; Spuren von Tränen auf seinen Wangen verrieten stumm, dass sie sein Herz bewegt hatte. Würde er ihr vergeben? Julian ging vorbei und näherte sich Mercy.

Schweigend ergriff er die Hand, die an der Seite niederhing. Schweigend zog er sie empor und küsste sie. Sie zuckte zusammen, aber sie blickte nicht auf. Eine sonderbare Furcht vor Entdeckung schien sie zu erfüllen. »Horace?« flüsterte sie schüchtern. Julian antwortete nicht. Er kehrte zu seinem Platz zurück und ließ sie bei

dem Glauben, es sei Horace gewesen.

Das Opfer war groß — bei dem Gefühle, das er für sie empfand — des Mannes, der es brachte, würdig.

Sie hatte nur einige Minuten verlangt. Dann wandte sie sich wieder zu ihnen. Ihre weiche Stimme hatte wieder ihre Festigkeit gewonnen; ihre Augen haften sanft auf Horace, als sie fortfuhr.

»Was sollte ich, verlassen wie ich war, nun beginnen, als mir die tiefe Schmach meiner Lage klar wurde?

Wären mir nahe und liebevolle Verwandte schützend und ratend zur Seite gestanden, so hätte die Nichtswürdigen, in deren Hände ich gefallen war, vielleicht die Strafe des Gesetzes ereilt. Sie werden mir sagen, dass es für mich noch eine andere Hilfe gab; dass ich in Wohltätigkeitsanstalten aufgenommen und unterstützt worden wäre, hätte ich dort meinen Fall vorgebracht. Allein ich wusste von den Wohltätigkeitsanstalten nicht mehr als vom Gesetz. Aber wenigstens hätte ich dann zu den ehrlichen Leuten zurückkehren sollten, bei denen ich früher gelebt? Als ich nach einigen Tagen wieder freigelassen wurde, schämte ich mich, ehrlichen Leuten vor die Augen zu treten. So ward ich hilflos und verzweifelnd, ohne selbst das Vergehen verschuldet oder frei gewählt zu haben, gleich Taufenden meines Gleichen, von einem Leben mit fortgerissen, das mich für den Rest meiner Tage brandmarkte.

Wunden Sie sich über die Unwissenheit, welche dieses Bekenntnis enthüllt?

Sie haben Ihre Rechtskundigen, die Ihnen die Hilfsmittel des Gesetzes vorzählen, Sie haben Zeitungen, Rundschreiben, tätige Freunde, die beständig das Lob so wohltätiger Einrichtungen singen — Sie genießen alle diese Vorteile und haben darum keine Ahnung davon, welche Unwissenheit da draußen herrscht, wo Ihre verlorenen Mitmenschen leben. Diese, mit Ausnahme der Schurken, denen es zur Gewohnheit geworden, die Gesellschaft auszubeuten, wissen nichts von Ihren mildtätigen Unternehmungen, welche ihnen aufhelfen sollen. Der Zweck solcher Vereine und der Weg, um dahin zu gelangen und sich an diese wenden zu können, sollte an jeder Straßenecke angeschlagen stehen. Was wissen wir von den

Volksküchen, von eindringlichen Predigten und sauber gedruckten Rundschreiben? Hie und da liest man in der Zeitung von irgendeinem unglücklichen Geschöpf — gewöhnlich sind es Frauen — welches sich vielleicht in geringer Entfernung von einem solchen Asyl, wo es Aufnahme gefunden hätte, ums Leben gebracht hat; das macht für den Augenblick einen unangenehmen, schmerzlichen Eindruck; dann ist es bald wieder vergessen. Würden alle die Bemühungen, welche man mit Hilfe des Geldes darauf verwendet, um ein neues Theaterstück, ein neues Journal oder eine neue Arznei unter den Leuten bekannt zu machen, ohne den Aufwand solcher Geldmittel der Bekanntmachung von Wohltätigkeitsanstalten und Asylen gewidmet, so blieben gar viele solcher Verlorenen dem Leben erhalten, die jetzt zugrunde gehen müssen.

Sie werden mir es doch erlassen und begreiflich finden, wenn ich nicht weiter von diesem Abschnitt meines Lebens spreche. Lassen Sie mich darauf übergehen, wie ein Ereignis in meiner Laufbahn mich zum zweitenmale vor die Schranken des Gerichtes brachte und mich damit in der Öffentlichkeit bekannt machte.

So traurig meine Erfahrung gewesen, den guten Glauben an die menschliche Natur hatte sie mir nicht zu nehmen vermocht. Ich hatte in meinen früheren Drangsalen freundliche Herzen gefunden, die Mitgefühl für mich empfanden; und so schlossen sich auch jetzt unter meinen Unglücksschwestern Freundinnen — treue, selbstverleugnende, großmütige Freundinnen — mir an. Eine dieser Armen — sie ist Gottlob aus der bösen Welt, in der sie so viel Übles erfahren, schon geschieden — erweckte ganz besonderes meine Zuneigung. Sie war das sanfteste, selbstloseste Geschöpf, das ich je gekannt. Wir lebten zusammen wie Schwestern. Mehr als einmal, wenn in trüben Stunden der Gedanke an Selbstvernichtung das verzweifelnde Weib überkam, war es das Bild meiner armen, hingebenden, zu einsamen Leiden verurteilten Freundin, das in meiner Seele aufstieg und mich zurückhielt. Sie werden es kaum begreifen, dass auch wir Tage des Glückes genossen. Hatte eine von uns beiden ein paar Shillings erübrigt, so pflegten wir einander kleine Geschenke zu machen und konnten uns über das einfache

Vergnügen des Gebens und Empfangens so herzlich freuen, als wären wir vollkommen unbescholten.

Eines Tages ging ich mit meiner Freundin in einen Laden, um ihr ein Band zu kaufen — nur zu einer Schleife für ihr Kleid. Sie sollte wählen und ich wollte es bezahlen; und zwar sollte es das hübscheste Band sein, das um Geld zu bekommen war.

Der Laden war voll; wir mussten ein wenig warten, bis man uns bedienen konnte.

Neben mir, als ich mit meiner Begleiterin am Ladentische stand, war eine bunt gekleidete Frau mit dem Auswählen von Taschentüchern beschäftigt. Trotz der schönen Stickerei auf denselben schien die geputzte Dame sie doch nicht nach ihrem Geschmacke zu finden. Sie warf verächtlich alle auf einen Haufen zusammen und verlangte andere Muster aus dem Warenvorrat des Ladens zu sehen. Beim Glätten und Forträumen der Taschentücher bemerkte plötzlich der Ladendiener, dass ihm ein Tuch fehlte. Er war seiner Sache darum ganz gewiss, weil die eigenartige Stickerei des einen es ebenso besonders kenntlich machte. Ich war ärmlich gekleidet und stand den Tüchern zunächst. Er warf einen Blick auf mich und schrie dann dem Oberaufseher zu: »Schließen Sie die Tür! Ein Dieb ist hier im Laden!«

Es geschah, die Tür wurde zugemacht; das Taschentuch fand sich nirgends vor, weder auf dem Ladentisch noch auf dem Fußboden. Es musste gestohlen worden sein und ich wurde als Diebin angeklagt.

Was ich dabei gefühlt, davon will ich gar nicht reden. — Sie sollen nur hören, was weiter geschah.

Ich wurde durchsucht und das Taschentuch bei mir gefunden. Ohne Zweifel hatte es die Person, die mir zur Seite stand, in dem Augenblicke, als ihr die Entdeckung drohte, rasch in meine Tasche geschoben. Nur eine vollendete Diebin konnte auf diese Art den Verdacht von sich ablenken, ohne dass ich selbst etwas gemerkt hatte. Aber der Tatsache gegenüber meine Unschuld beteuern zu wollen, wäre vergebliche Mühe gewesen. Ich besaß keine Stellung, auf die ich mich hätte berufen können. So versuchte es meine

Freundin, für mich zu sprechen! Allein, war sie etwas anderes? Auch nur eine Verlorene, wie ich selbst. Das Zeugnis, welches meine Hauswirtin über meine Ehrlichkeit abgab, hatte keine Wirkung; es warf ein schlechtes Licht auf sie, dass sie an Personen meines Standes ihre Wohnungen vermietete. Ich wurde gerichtlich belangt und schuldig befunden. Damit, Mister Holmcroft, habe ich Ihnen nun meine volle Schmach erzählt. Gleichviel, ob ich unschuldig war oder nicht; die Schande blieb dieselbe — ich bin wegen Diebstahl im Gefängnis gewesen.

Die dortige Hausmutter war die erste, die sich in dieser Zeit meiner annahm. Sie erstattete den Vorgesetzten günstigen Bericht über mein Betragen, und als ich meine Zeit abgedient hatte, wie wir unter uns zu sagen pflegten, entließ sie mich mit einem Brief an die gütige Freundin und Beschützerin meiner späteren Jahre — an die Frau, die binnen kurzem hier sein wird, um mich mit sich in das Besserungshaus zurückzunehmen.

Von da an ist mein Leben kaum mehr, als das beständige, vergebliche Ringen eines Weibes, um seinen Platz in der Welt wieder einzunehmen.

Als die Hausmutter mich im Besserungshause aufnahm, bekannte sie offen, dass sich mir arge Hindernisse entgegenstellten. Allein, sie sah mein aufrichtiges Bestreben und fühlte, als eine Frau von gutem Herzen, Teilnahme und Mitleid mit mir. Ich selbst schrak nicht davor zurück, den langen, dornenvollen Weg zu einem neuen, unbescholtenen Lebenswandel von der niedersten Stufe — vom häuslichen Dienen an — zu beschreiten. Zuerst gründete ich mir die Möglichkeit einer neuen Stellung durch mein Verhalten in der Besserungsanstalt, und dann trat ich zur Probe in ein anständiges Haus ein. Ich musste schwer arbeiten und tat es, ohne zu klagen; allein das Vermächtnis meiner Mutter hatte mir von allem Anfange an nur Schaden gebracht. Meine äußere Erscheinung gab Anlass zu Bemerkungen; mein Wesen und Benehmen war anders als das jener Personen, unter die mich mein Los verschlagen hatte. Ich trat von einer Stelle in die andere — immer mit demselben Ergebnis. Verdacht und Eifersucht konnte ich ertragen; aber der gegen mich

anstürmenden Neugierde stand ich ohne Waffen gegenüber. Früher oder später konnten die Nachforschungen die Wahrheit aufdecken. Zuweilen drohten die Dienstleute insgesamt meinetwegen zu kündigen — da musste ich dann fort. Dann kam es wieder vor, wenn irgendwo ein junger Mann in der Familie war, dass man mich mit ihm ins Gerede brachte — und ich musste aus dem Hause. Wenn Ihnen darum zu tun ist, so kann Miss Roseberry Ihnen die Geschichte jener traurigen Tage mitteilen. Ihr habe ich sie in jener denkwürdigen Nacht erzählt, als wir im französischen Häuschen zusammentrafen; aber sie jetzt wiederholen, habe ich nicht den Mut. Allmählich brach ich unter diesen hoffnungslosen Kämpfen zusammen. Die Verzweiflung erfasste mich — ich verlor das Vertrauen auf Gott und seine Gnade. Gar oft ging ich nach einer oder der anderen Brücke, blickte über die Rampe in den Fluss und sprach zu mir selbst: »Andere haben es getan, warum sollte ich es nicht auch tun?«

Damals haben Sie mich gerettet, Mister Gray — wie Sie mich auch später gerettet haben. Ich war mit unter der Versammlung, an die Sie in der Kapelle des Besserungshauses Ihre Predigt richteten. Sie haben außer mir noch manch Andere mit der schweren Pilgerfahrt unseres Lebens versöhnt; im Namen jener, wie in meinem Namen danke ich Ihnen dafür.

Ich weiß nicht mehr, wie lange es nach diesem glücklichen Tage war, an dem Sie uns getröstet und aufgerichtet hatten, als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland zum Ausbruch kam. Aber ich werde nie vergessen, wie eines Abends die Hausmutter mich auf ihr Zimmer rufen ließ und zu mir sprach: »Teures Kind, Ihr Leben hier ist zwecklos. Wenn Sie noch so viel Mut besitzen, um es anderswie zu verwerten, so kann ich Ihnen Gelegenheit geben.«

Einen Monat hindurch wurde ich in einem Londoner Spital geschult; eine Woche später trug ich bereits das rote Kreuz der Genfer Konvention — ich war als Krankenpflegerin einer französischen Ambulanz zugeteilt. Als Sie mich zum erstenmale sahen, Mister Holmcroft, war ich noch in meiner Wärterinnentracht; aber ein grauer Mantel verhüllte sie Ihrem und jedem anderen Auge.

Sie wissen, was zunächst darauf folgte; Sie wissen, wie ich hier in

dieses Haus gelangte.

Ich habe bei dieser Schilderung meines Lebens die Prüfungen und Drangsale nicht in ihrer ganzen Furchtbarkeit darzustellen versucht; ich habe damals ein treues Bild davon entworfen, als ich mit Miss Roseberry jene Nacht zubrachte — es war ein Leben ohne Hoffnung. Mögen Sie nie die Versuchung fühlen, die an mich herantrat, als die Granate im französischen Häuschen ihr Opfer zu Boden schlug — Da lag sie — tot! Ihr Name war makellos. Ihre Zukunft verhieß mir den Lohn, der dem ehrlichen Bestreben einer reumütigen Sünderin verweigert war. Ich konnte meinen Platz in der Welt wieder einnehmen, er bot sich mir dar, wenn ich mich dazu herbeiließ, ihn durch einen Betrug zu gewinnen. Für mich gab es keine Aussichten, auf die ich hätte hinblicken können; mir stand kein Freund zur Seite, der mir geraten, mich gerettet hätte; die schönsten Jahre meines Lebens waren in dem fruchtlosen Ringen nach der Wiedererlangung meines früheren guten Namens dahingegangen. In dieser Lage trat mir zum erstenmale die Möglichkeit, mich für Miss Roseberry auszugeben, lebhaft vor die Seele. Willenlos, gedankenlos — wenn Sie wollen in sträflicher Leichtfertigkeit — ließ ich es geschehen, dass Sie mich unter dem Namen Miss Roseberrys durch die deutschen Linien führten. Bei meiner Ankunft in England machte ich, da ich inzwischen Zeit zum Nachdenken gehabt, die erste und letzte Anstrengung zur Rückkehr, ehe es zu spät war. Ich ging nach dem Besserungshause und blieb auf der anderen Seite der Straße, dem Gebäude gegenüber, stehen, den Blick auf seine Mauern gerichtet. Das alte, hoffnungslose Leben voll unauslöschlicher Schmach stand vor mir, als sich meine Augen auf die wohlbekannte Tür hefteten; das Entsetzen vor der Rückkehr zu dieser Existenz überstieg meine Kraft im Erdulden. In dem Augenblicke fuhr ein leerer Wagen vorbei. Der Kutscher hielt die Hand in die Höhe. In gänzlicher Verzweiflung ließ ich ihn halten; und als er fragte »wohin?« — gab ich ebenso zur Antwort »Nach Mablethorpe-House.«

Was ich im Geheimen gelitten, seitdem ich durch meinen eigenen, erfolgreichen Betrug unter den Schutz Lady Janets gestellt war, will

ich unbesprochen lassen. Ihnen werden jetzt so manche unerklärliche Dinge in meinem Benehmen auf einmal klar geworden sein. Sie müssen längst erkannt haben, dass ich nicht glücklich war. Jetzt wissen Sie, warum ich es nicht war.

Mein Bekenntnis ist zu Ende; endlich hat das Gewissen gesprochen. Ich gebe Ihnen Ihr Versprechen zurück — Sie sind frei. Mister Julian Gray gebührt der Dank dafür, dass ich als meine eigene Anklägerin wegen der begangenen Kränkung hier vor dem Manne stehe, gegen den ich mich vergangen habe.«

23.

Der Urteilsspruch

Es war geschehen. Die letzten Laute ihrer Stimme gingen allmählich in dem tiefen Schweigen der drei Personen unter.

Julian erhob sich und blickte sie an.

Ihre Augen hafteten noch auf Horace. Konnte er nach dem, was er gehört, diesem sanften, bittenden Blick widerstehen? Würde er ihr verzeihen? Schweigend war er ihrer Erzählung vom Anfang bis zum Ende gefolgt; auch jetzt schwieg er.

Zum letztenmale — an dem Wendepunkt ihres Lebens — sprach Julian für sie. Seine Liebe zu ihr war nie mächtiger gewesen, als gerade in jenem Augenblicke; es war jetzt selbst für seine große Seele eine schwere Probe, sie Horace zuzuführen und damit von sich für ewig zu trennen. Allein, er hatte ihr, ohne Rückhalt die kräftigste Hilfe versprochen, die ein wahrer Freund ihr bieten konnte. Treu und männlich hielt er Wort.

»Horace!« rief er.

Horace blickte langsam empor. Julian fuhr fort:

»Sie sagte Ihnen, mir gebühre der Dank dafür, dass ihr Gewissen gesprochen. Danken Sie vielmehr dem edlen Kern ihres Inneren, der meiner Ermahnung zugänglich war! Erkennen Sie den unschätzbaren Wert eines Wesens, das die Wahrheit sprechen kann. Ihre tiefe, wahrhafte Reue erweckt Freude im Himmel; sollte sie da nicht ihr eigener Fürbitter auf Erden sein? Als Christ müssen Sie sie ehren! Als Mensch müssen Sie für sie fühlen!«

Er wartete. Horace antwortete nicht.

Mercy wendete ihre tränenvollen Augen nach Julian. In seinem Herzen fand sie Teilnahme! In seinen Worten Trost und Verzeihung! Als sie wieder auf Horace hinblickte, geschah es mit Anstrengung. Ihn hielt nichts mehr an ihr fest. Da regte sich auch in ihrem tiefsten

Inneren unwillkürlich der Gedanke — der nicht zu unterdrückende Gedanke — »habe ich den Mann auch wirklich jemals lieben können?«

Sie näherte sich ihm einen Schritt; die Vergangenheit lebte auch jetzt noch in ihr fort; es war nicht möglich, sie zu vergessen. Sie hielt ihm die Hand entgegen.

Er erhob sich — ohne sie anzublicken.

»Wollen Sie mir«, sprach sie zu ihm, »ehe wir auf ewig voneinander scheiden, die Hand reichen, zum Zeichen, dass Sie mir vergeben?«

Er zögerte. Er hob die Hand halb empor. Im nächsten Augenblicke war die edle Regung seines Inneren vorbei. Dafür trat eine niedrige Furcht an ihre Stelle, dass das Gefährliche, Bestrickende ihrer Berührung ihm nachteilig werden könnte. Die Hand fiel an der Seite hernieder; er wandte sich rasch ab.

»Ich kann ihr nicht verzeihen!« sagte er.

Mit diesem furchtbaren Ausspruch, ohne selbst einen letzten Blick auf sie, verließ er das Zimmer.

In dem Augenblicke, als er die Tür öffnete, brach die Verachtung, welche Julian für ihn empfand, rückhaltslos hervor.

»Horace«, rief er, »Sie sind nur zu beklagen!«

Kaum waren die Worte über seine Lippen, so wandte er seinen Blick zurück auf Mercy. Sie stand von beiden abgekehrt in einem Winkel des Zimmers. Das erstere bittere Vorgefühl dessen, was ihr bei dem Rücktritt in die Welt bevorstand, hatte Horace in ihr erregt! Kraft und Mut, die sie bisher gestützt, brachen jetzt, angesichts der furchtbaren — für eine Frau doppelt furchtbaren — Zukunft, voll Schande und Verachtung, in ihr zusammen. Sie fiel vor einem kleinen Diwan in der äußersten Zimmerecke auf die Knie nieder und betete: »O Christus, habe Erbarmen mit mir!« — Mehr konnte sie nicht hervorbringen.

Julian kam zu ihr. Er wartete einen Augenblick. Dann berührte er sie freundlich mit der Hand; der Ton seiner Stimme schlug liebevoll tröstend an ihr Ohr.

»Erhebe dich, du armes, wundes Her, schöne, gereinigte Seele, die Engel Gottes jauchzen über dich! Tritt ein in die Reihen der edelsten Geschöpfe unseres Herrn!«

Indem er so sprach, zog er sie empor. Ihr ganzes Wesen gab sich ihm hin. Sie ergriff seine Hand — sie drückte sie an ihre Brust und drückte sie an ihre Lippen — plötzlich ließ sie sie wieder los und stand zitternd wie ein erschrockenes Kind vor ihm.

»Verzeihen Sie!« war alles, was sie sagen konnte. »Ich fühle mich so elend und verlassen — und Sie sind so gut gegen mich!«

Sie wollte fort von ihm. Vergebens — ihre Kraft war dahin; sie griff nach der Lehne des Diwans, um sich zu stützen. Er blickte sie an. Das Geständnis seiner Liebe drängte über seine Lippen — noch ein Blick auf sie und er bezwang sich. Nein, jetzt nicht; nicht in diesem Augenblicke der Hilflosigkeit und Beschämung; nicht, wenn sie aus Schwäche einem Gefühle Raum gab, das sie späterhin bereute. Sein edles Herz hatte sie von Anbeginn geschont und für sie statt ihrer gefühlt; so schonte er sie auch jetzt.

Er wollte sie nun verlassen — aber er ging nicht ohne ein Wort des Trostes.

»Denken Sie noch nicht an Ihr weiteres Leben«, sprach er milde. »Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, wenn Sie nur erst wieder beruhigt und gesammelt sind.« Er öffnete die nächstliegende Tür — in das Speisezimmer — und schritt hinaus.

Die Diener, welche damit beschäftigt waren, die Tafel vollends für die Mahlzeit herzurichten, bemerkten, als Mister Julian in das Zimmer trat, dass seine Augen mehr als je glänzten. »Er sah so aus«, meinten sie, »als erwartete er eine angenehme Nachricht.« Sie waren geneigt zu glauben — obgleich er dafür noch sehr jung war — dass dem Neffen ihrer Herrin irgend eine Beförderung in seinem kirchlichen Amte bevorstehe.

Mercy ließ sich auf dem Diwan nieder.

Der physische Organismus des Menschen vermag Schmerzen nur bis zu einem gewissen Grade zu ertragen. Haben die Leiden diesen höchsten Punkt erreicht, so stumpft sich am Ende die nervöse Empfindlichkeit ab. Diese Regel in der Natur bewahrheitet sich aber

nicht bloß an körperlich Kranken, sondern auch an Kranken der Seele. Kummer, Zorn, Schrecken haben auch ihre bestimmten Grenzen. Die Empfindlichkeit der Seele erreicht in gleicher Weise wie jene der Nerven den Grad gänzlicher Erschöpfung, wo sie nichts mehr fühlt.

Die Fähigkeit zu leiden, hatte in Mercy ihr Ende erreicht. Sie war allein im Bibliothekszimmer und fühlte nur das eine, das Wohltätige der Ruhe; kaum dass sie sich der letzten Worte entsann, die Julian im Fortgehen zu ihr gesprochen, und über deren Sinn sie nicht recht klar war. — Mehr war sie nicht im Stande zu denken.

Eine Weile verging — eine kurze Weile ungestörter Ruhe.

Sie hatte sich hinreichend erholt, um auf ihre Uhr zu sehen und danach zu bemessen, wie lange sie noch auf Julians versprochene Rückkehr zu warten habe. Während sich ihre Gedanken langsam und matt in dieser Richtung bewegten, wurde plötzlich draußen in der Vorhalle die Glocke gezogen, welche die in diesem Teile des Hauses beschäftigten Diener herbeizurufen pflegte. Horace hatte das Zimmer durch die Tür verlassen, welche in die Vorhalle führte und sie dabei zu schließen vergessen. Sie hörte die Glocke ganz deutlich — und im nächsten Augenblick noch deutlicher die Stimme Lady Janets!

Sie sprang empor. Der Brief von Lady Janet steckte noch in ihrer Tasche — der Brief, in welchem sie ihr entschieden befahl, das Bekenntnis aufzugeben, das ihre Lippen nun bereits gesprochen!

Es war bald Essenszeit; im Bibliothekszimmer liebte es die Herrin des Hauses, sich mit ihren Gästen um diese Stunde zu versammeln. Es blieb kein Zweifel, Lady Janet hatte sich nur auf dem Weg in das Zimmer, in der Vorhalle aufgehalten.

Für Mercy blieb jetzt nur noch die Wahl, entweder sich rasch durch die Tür des Speisezimmers zu entfernen — oder hier an ihrem Platze zu bleiben, auf die Gefahr hin, über kurz oder lang eingestehen zu müssen, dass sie mit Vorbedacht ihrer Wohltäterin ungehorsam gewesen war. Die jüngsten Leiden hatten ihre Kraft erschöpft; und so stand sie zitternd, unschlüssig, welchen von beiden Wegen sie einschlagen sollte.

Die Stimme Lady Janets drang hell und entschieden in das Zimmer herein. Sie gab dem Diener, der auf den Ruf der Glocke erschienen war, einen Verweis.

»Haben Sie sich nicht in meinem Hause um die Lampen zu kümmern?«

»Ja, Mylady.«

»Habe ich Ihnen nicht auch Ihren Lohn zu bezahlen?«

»Wenn es Ihnen so beliebt, Mylady.«

»Nun denn, weshalb finde ich das Licht hier in der Halle düster brennen und den Docht dort in der Lampe rauchen? Vernachlässige ich meine Pflicht Ihnen gegenüber nicht, so fordere ich auch, dass Sie die Ihre pünktlich erfüllen.«

So streng hatte für Mercy Lady Janets Stimme noch nie geklungen. Sprach sie in diesem Tone zu dem Diener, der eine Lampe schlecht versorgt, was konnte da ihre Pflegetochter erwarten, die ihrem dringenden Zureden und ihren Befehlen in gleicher Weise Trotz geboten hatte?

Doch mit jenem Verweise hatte Lady Janet ihr Gespräch mit dem Diener nicht beendet. Sie richtete noch eine Frage an ihn.

»Wo ist Miss Roseberry?«

»Im Bibliothekszimmer, Mylady.«

Mercy kehrte zum Diwan zurück. Sie konnte nicht mehr länger stehen; nicht einmal so viel Kraft war ihr geblieben, um ihre Augen nach der Tür zu wenden.

Rascher als sonst trat Lady Janet herein. Sie näherte sich dem Diwan und klopfte mit ihrem Finger Mercy scherzhaft auf die Wange.

»Wie säumig Sie sind, liebes Kind! Noch nicht zu Tische angezogen? O pfui, pfui.«

Das klang so scherzhaft liebevoll, wie es die Bewegung gewesen, die diese Worte begleitet hatte. In sprachlosem Erstaunen blickte Mercy zu ihr auf.

Lady Janet war in ihrem Anzug stets durch Geschmack und Pracht hervorragend; aber bei dieser Gelegenheit hatte sie sich selbst übertroffen. Da stand sie im reichen Samtkleid, mit ihren

kostbarsten Juwelen, ihren schönsten Spitzen geschmückt — und doch wurde niemand zum Mittagstisch erwartet, außer dem gewöhnlichen kleinen Kreise von Mablethorpe-House. Mercy gewährte dies mit Befremden; und bald bemerkte sie, dass zum ersten Male, seit sie sich kannten, Lady Janet es vermied, ihren Augen zu begegnen. Die alte Dame ließ sich freundschaftlich auf dem Diwan nieder; sie verspottete mit anmutigem Scherz das glatte, jeder Verzierung bare Kleid ihres »säumigen Kindes«, schlang ihren Arm liebevoll um Mercys Taille und brachte eigenhändig ihre verwirrten Locken in Ordnung — aber in dem Augenblicke, als Mercy sie ansah, entdeckte Lady Janet auf einmal etwas besonders Interessantes in den wohlbekanntem Gegenständen, welche die Wände des Zimmers rings umgaben.

Was hatten diese Veränderungen in ihrem Benehmen zu bedeuten? Auf was erlaubten sie zu schließen?

Wäre Julian gegenwärtig gewesen, so hätte seine tiefere Kenntnis der menschlichen Natur den Schlüssel zu diesem Geheimnis gegeben. Er hätte erkannt, so unglaublich es war, dass die Scheu, welche Mercy vor Lady Janet empfand, nicht minder diese Mercy gegenüber erfüllte. So war es auch. Die Frau, welche mit unerschütterlicher Fassung die ärgste Frechheit Grace Roseberrys in der Stunde ihres Triumphes besiegt — die Frau welche, ohne einen Augenblick zu wanken, um jeden Preis Mercys wahre Stellung im Hause mit dem Schleier des Geheimnisses, bedecken wollte — sie verlor jetzt zum ersten Male den Mut, als sie dem Wesen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, dem zuliebe sie so viel gelitten, so viel geopfert hatte. Sie war vor dem Zusammentreffen mit Mercy ebenso zurückgeschreckt, wie diese selbst. Die Pracht ihres Anzuges hatte nur dazu gedient, um, nachdem alle Gründe, die Begegnung zu verzögern, erschöpft waren, in einem langen umständlichen Ankleiden eine Entschuldigung zu finden. Selbst der dem Diener gegebene Verweis war nur ein weiteres Auskunftsmittel, um das Wiedersehen mit Mercy möglichst lang hinauszuschieben. Das eilige Betreten des Zimmers, die nervöse Scherzhaftigkeit ihrer Sprache und ihres Wesens, der ausweichende, unstete Blick ihrer

Augen, alles entsprang demselben Gefühl. In Gegenwart von anderem hatte Lady Janet erfolgreich den Widerspruch ihres innersten Zartgeföhles, ihres angeborenen Ehrgeföhles zum Schweigen gebracht. In Mercys Gegenwart, an der sie mit mütterlicher Liebe hing — in Mercys Gegenwart, für die sie sich zu absichtlichem Verbergen der Wahrheit entschließen konnte — drängte alles, was Hohes, Edles in ihrer Seele lag, hervor und schalt sie für ihr Betragen. Was soll die Tochter meiner Wahl, das erste und letzte Kind meiner mütterlichen Liebe von mir denken, wenn ich nun die Mitschuldige eines Betrages bin, dessen sie sich schämt? Wie kann ich ihr ins Auge blicken, nachdem ich, aus selbstsüchtiger Rücksicht für meine eigene Ruhe nicht gezögert, ihr das offene Geständnis der Wahrheit zu verbieten, welches sie sich aus feinerem Pflichtgeföhle freiwillig auferlegt hatte? Diese quälenden Fragen beschäftigten die Gedanken Lady Janets, indes ihr Arm Mercy liebevoll umschlungen hielt, und ihre Finger zutraulich Mercys Haar glatt strichen. Daraus, nur daraus entsprang die innere Regung, welche mit dem Unbehagen einer erkünstelten Leichtfertigkeit alle erdenklichen Gesprächsstoffe berührte, so lange sie die Zukunft betrafen und alles vermieden wurde, was auf die Gegenwart und Vergangenheit Bezug hatte.

»Der Winter hier ist unerträglich«, begann Lady Janet. »Ich habe darüber nachgedacht, Grace, ob sich nicht da etwas Besseres finden ließe.«

Mercy stutzte. Lady Janet hatte sie »Grace« genannt; sie tat also noch immer, als wenn sie nichts von der Wahrheit ahnte.

»Nein«, fuhr Lady Janet fort, indem sie Mercys Bewegung absichtlich falsch verstand, »Sie sollen jetzt nicht gehen, um sich anzukleiden. Es ist dazu keine Zeit mehr, und ich will Sie gerne entschuldigen. Sie dienen mir wahrlich als Folie, liebes Kind. Ihr Anzug ist ein Muster von Ärmlichkeit. Ach! Ich erinnere mich, als auch ich so meine Grillen und Liebhabereien hatte und in jedem Kleide gut aussah, trug ich mich gerade so wie Sie. Genug davon. Wie gesagt, ich dachte eben und überlegte, was wir eigentlich tun könnten. Hier zu bleiben, ist wirklich unmöglich. Einen Tag kalt, den

nächsten warm — ist das ein Klima! An der Gesellschaft verlieren wir auch nichts, wenn wir fortgehen. So etwas, wie die jetzige Gesellschaft, gibt es gar nicht mehr. Ein geputzter Pöbel macht sich einander Besuche, da zerreißen sie sich dann gegenseitig die Kleider und treten sich auf die Füße. Sind sie besonders glücklich, so können Sie auf der Treppe sitzen, bekommen laues Eis zu essen und hören ringsherum schales Geschwätz in verlogener Rede. Das ist die moderne Gesellschaft. Hätten wir noch eine gute Oper, so verlohnte es sich, in London zu bleiben. Lesen Sie nur dort auf dem Tische das Programm für diese Monate — da wird auf dem Papier alles Mögliche versprochen und auf der Bühne dann nichts aufgeführt. Immer dieselben Stücke, von denselben Sängern demselben dummen Publikum vorgetragen, und das ein Jahr wie das andere — mit einem Worte, es sind die unerquicklichsten musikalischen Genüsse, die man in Europa finden kann. Nein! Je mehr ich daran denke, desto klarer wird es mir, dass uns nur eine Wahl übrig bleibt: wir müssen verreisen. Strengen Sie einmal den hübschen, kleinen Kopf an; wählen Sie Nord oder Süd, Ost oder West; mir ist es einerlei. Wohin sollen wir gehen?«

Mercy blickte sie bei dieser Frage ruhig an.

Doch Lady Janet war noch rascher und blickte weg auf das Opernprogramm. Noch immer der traurige, falsche Schein! Noch immer die grausame, nutzlose Verzögerung! Unfähig, die ihr aufgedrängte Lage noch länger zu ertragen, griff Mercy in die Tasche und holte den Brief Lady Janets hervor.

»Werden Sie mir vergeben, Lady Janet«, begann sie mit schwacher, unsicherer Stimme, »wenn ich einen peinlichen Gegenstand zu berühren wage? Ich habe kaum den Mut, zu gestehen.« — Trotz ihrer festen Entschlossenheit, frei heraus zu sprechen, war doch die Erinnerung an frühere Liebe und Güte zu mächtig in ihr; die nächsten Worte erstarben auf ihren Lippen. Sie konnte nur den Brief emporhalten.

Lady Janet wollte den Brief nicht sehen. Sie war nun plötzlich ganz in ihre Armbänder vertieft.

»Ich weiß, was Sie sich zu gestehen scheuen, kleine Närrin!« rief

sie aus. »Sie wollen nicht sagen, dass Ihnen dieses düstere Haus zuwider ist. Liebes Herz! Ich bin ganz ihrer Meinung — ich bin meiner eigenen Pracht überdrüssig; ich sehne mich förmlich danach, in einem behaglichen, kleinen Zimmer zu wohnen mit einer einzigen Magd zu meiner Bedienung. Wissen Sie, was wir tun wollen? Zuerst gehen wir nach Paris. Mein prächtiger Miglione, der König aller Kuriere, soll allein uns begleiten. Er nimmt in einem der uneleganten Teile der Stadt eine Wohnung für uns. Wir wollen einmal nicht vornehm sein, Grace, bloß wegen der Abwechslung. Wir wollen, wie man sagt, ein Zigeunerleben führen. Ich kenne eine Menge Schriftsteller, Maler und Schauspieler in Paris — das ist die lebhafteste Gesellschaft von der Welt, bis man sie satt hat. Wir werden im Restaurant speisen, ins Theater gehen und in kleinen, schäbigen Mietwagen umher fahren. Und wird uns das Leben dort zu eintönig, was nur zu wahrscheinlich ist, so breiten wir unsere Flügel aus und fliegen nach Italien und bringen uns auf diese Art um den Winter. Das ist etwas für Sie! Miglione wohnt in der Stadt. Ich schicke heute Abend noch nach ihm, und morgen reisen wir ab.«

Mercy machte einen erneuten Versuch.

»Ich flehe zu Ihnen, Lady Janet, um Ihre Verzeihung«, begann sie wieder. »Ich habe Ihnen ernste Dinge zu sagen. Ich fürchte —«

»O, ich verstehe, was Sie meinen! Sie fürchten sich, den Kanal zu passieren und wollen es nicht gerne gestehen. O, die Überfahrt dauert ja kaum zwei Stunden; wir bleiben in einer Privatkabine. Aber ich will gleich fortschicken, der Kurier könnte vielleicht verhindert sein. Ziehen Sie die Glocke.«

»Lady Janet, ich muss mich in mein schweres Schicksal fügen. Ich habe keine Hoffnung, in irgendwelche Pläne für die Zukunft wieder mitverflochten zu werden —«

»Was! Sie fürchten sich vor unserem Zigeunerleben in Paris? Bedenken Sie doch, Grace. Nichts hasse ich mehr als einen alten Kopf auf jungen Schultern. Weiter sage ich nichts. Ziehen Sie die Glocke.«

»Es kann nicht so fortgehen, Lady Janet! Es gibt dafür keine Worte, wie unwürdig Ihrer Güte ich mich fühle, wie ich beschämt

bin.«

»Auf meine Ehre, liebes Kind, ich stimme mit Ihnen überein. Sie sollten sich schämen, in Ihrem Alter mich zu zwingen, dass ich aufstehe, um die Glocke zu ziehen.«

Ihre Hartnäckigkeit war unbeugsam; sie machte einen Versuch, vom Diwan aufzustehen. Aber ein Mittel stand Mercy zu Gebot. Sie kam Lady Janet zuvor und zog die Glocke.

Der Diener erschien. Er hielt einen kleinen Präsentierteller in der Hand; darauf lag eine Karte und außerdem noch ein Blatt Papier, das wie ein offener Brief aussah.

»Wissen Sie, wo mein Kurier in London wohnt?« fragte Lady Janet.

»Ja, Mylady.«

»Einer der Reitknechte soll zu Pferd zu ihm; es hat Eile. Der Kurier soll ganz gewiss morgen früh hier sein, ehe der Zug nach Paris abgeht. Haben Sie verstanden?«

»Ja, Mylady.«

»Was haben Sie da? Etwas für mich?«

»Für Miss Roseberry, Mylady.«

Bei diesen Worten übergab der Diener Mercy die Karte und den offenen Brief.

»Die Dame wartet im Frühstückszimmer, Miss. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, dass Sie in der Zeit nicht gedrängt ist und warten kann, wenn Sie noch nicht fertig sind.«

Nachdem der Diener seine Botschaft ausgerichtet, verschwand er wieder.

Mercy las den Namen auf der Karte, die Hausmutter war da! Dann sah sie in den Brief. Es schien ein gedrucktes Rundschreiben zu sein, welchem auf der leeren Seite einige Zeilen mit Bleistift zugefügt waren. Die gedruckten und geschriebenen Worte schwammen ihr vor den Augen. Sie fühlte mehr als sie es sah, dass die Aufmerksamkeit Lady Janets fest auf sie gerichtet war. Mit der Ankunft der Hausmutter hatten nun die kleinlichen falschen Vorwände und die grausame Verzögerung ihr Ende erreicht.

»Ist es eine Ihrer Freundinnen, mein Kind?«

»Ja, Lady Janet.«

»Kenne ich sie?«

»Ich glaube nicht, Lady Janet.«

»Sie sehen aufgeregt aus. Bringt Ihnen dieser Besuch etwa unangenehme Nachrichten? Kann ich Ihnen da helfen?«

»Sie können zu Ihrer bisherigen Güte gegen mich viel, unberechenbar viel hinzufügen, wenn Sie nur mit mir tragen und mir vergeben wollen.«

»Mit Ihnen tragen und Ihnen vergeben? Ich verstehe Sie nicht.«

»Vielleicht kann ich es Ihnen erklären. Denken Sie über mich, wie Sie wollen, Lady Janet, nur halten Sie mich, um Gottes willen, nicht für undankbar!«

Lady Janet erhob die Hand dagegen.

»Ich hasse alle Erklärungen«, sprach sie in scharfem Tone. »Niemand sollte dies besser wissen als gerade Sie. Vielleicht gibt der Brief jener Dame statt Ihrer die Auskunft. Weshalb haben Sie ihn noch nicht angesehen?«

»Ich bin in großer Verwirrung, Lady Janet, wie Sie eben selbst bemerkten.«

»Haben Sie einen Grund, mir den Namen Ihres Besuches zu verschweigen?«

»Nein, Lady Janet.«

»Nun, so zeigen Sie mir die Karte.«

Mercy gab ihr jetzt die Karte der Hausmutter, wie sie vorhin Horace deren Telegramm gegeben hatte.

Lady Janet las den Namen darauf, überlegte, fand ihn völlig unbekannt, und sah dann nach der Adresse: »Western District, Besserungshaus, Milburn Road.«

»Eine Dame im Zusammenhange mit einem Besserungshaus«, sprach sie zu sich selbst; »und sie erscheint hier, weil sie bestellt ist, wenn ich die Botschaft des Dieners so recht verstanden habe. Wahrhaftig, eine ungewöhnliche Stunde, um Beiträge zu sammeln!«

Sie hielt inne. Sie runzelte die Stirn; ihre Züge nahmen einen

harten Ausdruck an. Ein Wort von ihrer Seite hätte jetzt genügt, um die Unterredung ihrem unvermeidliche Ende zuzuführen; aber sie sprach das Wort nicht aus. Bis zuletzt blieb sie dabei, die Wahrheit nicht sehen zu wollen. Sie schob die Karte neben sich auf den Diwan, und deutete mit ihrem langen, gelblich-weißen Zeigefinger auf den gedruckten Brief, der neben dem ihrigen in Mercys Schoß lag.

»Wollen Sie ihn lesen oder nicht?« fragte sie.

Mercy hob die Augen zu ihr empor, sie füllten sich sogleich mit Tränen.

»Dürfte ich Sie bitten, Lady Janet, mir ihn vorzulesen?« sagte sie — und dabei reichte sie ihr den Brief der Hausmutter hin.

Es war ein gedruckter Bogen, in welchem die Besserungsanstalt eine neue Erweiterung ihrer Tätigkeit ankündigte. Die Spender von Beiträgen sollten davon in Kenntnis gesetzt werden, dass das Asyl und Erziehungshaus, welches bisher nur Frauen aufnahm, erweitert wurde, um nunmehr auch verwahrloste, in den Straßen aufgegriffene Kinder unterzubringen. Was die Anzahl der kleinen Wesen betraf, die auf solche Weise gerettet und geschützt werden sollten, so hing das natürlich von der Güte der Freunde des Unternehmens ab. Die Erhaltungskosten jedes einzelnen Kindes sollten so gering als möglich sein. Zum Schluss ward dem Rundschreiben noch eine Liste einflussreicher Personen beigegeben, welche durch Erhöhung ihres Beitrages die Kosten gedeckt hatten und weiter ein kurzer Überblick über die gedeihlichen Fortschritte des Instituts.

Die mit Bleistift geschriebenen Zeilen von der Hand der Hausmutter standen auf der freien Seite:

»Ihr Brief, meine Teure, sagt mir, dass Sie — in Erinnerung an Ihre eigene Kindheit — bei Ihrer bevorstehenden Rückkehr in unsere Mitte sich der Rettung armer, verwahrloster Kinder widmen möchten. Der beifolgende Bogen wird Ihnen zeigen, dass ich Ihren Wunsch befriedigen kann. Das Geschäft, welches mich heute Abend in Ihre Nähe führte, war eben, mich eines armen Kindes, eines kleinen Mädchens anzunehmen, das in trostloser Lage unseres Schutzes bedarf. Ich habe es gewagt, sie mit hierher zu bringen, in der

Hoffnung, dass das kleine Wesen Ihnen den schweren Schritt erleichtern werde. Wir beide erwarten Sie, um Sie mit uns in die frühere Heimatstätte zurückzunehmen. Ich schreibe dies, anstatt es Ihnen zu sagen, weil ich vom Diener gehört habe, dass Sie nicht allein sind, und ich mich als Fremde nicht bei der Dame des Hauses eindringen will.«

Lady Janet hatte diese geschriebenen, wie die gedruckten Zeilen laut vorgelesen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, legte sie den Brief, wohin sie die Karte gelegt; dann erhob sie sich und stand einen Augenblick in starrem Schweigen vor Mercy, den Blick auf sie gerichtet. Die plötzliche Veränderung, welche der Brief an ihr hervorgebracht, war, so ruhig sie sich vollzogen hatte — schrecklich anzusehen. In der gerunzelten Stirn, dem flammenden Blick, den zusammengepressten Lippen sah geschmähte Liebe, beleidigter Stolz auf die Verlorene herab und sprach, wie mit deutlichen Worten: Sie haben es endlich dahin gebracht.

»Wenn dieser Brief etwas sagen soll«, sprach sie, »so ist es, dass Sie im Begriffe stehen, mein Haus zu verlassen. Dass Sie diesen Schritt tun wollen, kann aber nur einen Grund haben.«

»Es ist die einzige Sühne, Lady Janet, die mir übrig bleibt.«

»Ich sehe da vor Ihnen einen zweiten Brief. Ist das der meine?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn gelesen?«

»Ja, ich habe ihn gelesen.«

»Haben Sie Horace Holmcraft gesehen?«

»Ja.«

»Haben Sie es ihm gesagt —«

»O, Lady Janet!«

»Unterbrechen Sie mich nicht. Haben Sie Horace Holmcraft gesagt, was ich Ihnen in meinem Briefe verboten habe, ihm oder irgend einem lebenden Wesen mitzuteilen? Ich verlange keine Vorstellungen und Entschuldigungen. Antworten Sie mir sofort; und mit einem Wort — Ja oder Nein.«

Selbst diese hochmütige Sprache, dieser erbarmungslose Ton

vermochten nicht, in Mercy das geheiligte Andenken an die einstige Güte und Liebe zu vernichten. Sie fiel auf die Knie — ihre ausgestreckten Arme berührten Lady Janets Kleid, diese zog ihr Kleid rasch zurück und wiederholte finster ihre letzten Worte.

»Ja oder Nein?«

»Ja.«

Sie hatte es endlich gestanden! Dafür also war Lady Janet gegen Grace Roseberry nachgiebig gewesen; dafür hatte sie Horace Holmcroft beleidigt; dafür hatte sie sich zum ersten Male zu entwürdigendem Versteckenspielen und einem Vergleiche herbeigelassen, über den sie Scham empfinden musste. Für all ihre Leiden und Opfer hatte sie jetzt nichts, als den Anblick eines Wesens, das, im Bewusstsein der Übertretung eines Gebotes, hier vor ihr auf den Knien lag, das ihre Gefühle mit Füßen trat und ihr das Haus verödete! Und wer war diejenige, die das getan? Es war dieselbe, welche den Betrug begangen und darin verharrt hatte, bis ihre Wohltäterin ihre Mitschuldige geworden war. Dann, erst dann hatte sie es plötzlich als ihre heilige Pflicht erkannt, die Wahrheit zu bekennen!

In stolzem Schweigen empfing die große Dame den Schlag, der sie getroffen; in stolzem Schweigen kehrte sie ihrer Pfliegerin den Rücken und schritt nach der Tür.

Mercy wandte sich noch einmal flehend an die gütige Freundin, die sie gekränkt — an die zweite Mutter, die sie geliebt hatte.



»Lady Janet! Lady Janet! Gehen Sie nicht fort von mir, ohne ein

Wort des Abschiedes. O, haben Sie nur ein wenig Mitleid mit mir! Ich kehre in ein Leben voller Demütigung zurück — der Schatten einer früheren Schmach deckt mich von neuem. Wir werden uns niemals wiedersehen. Wenn ich es auch nicht verdient habe, lassen Sie sich von meiner Reue bewegen! Sagen Sie, dass Sie mir verzeihen!«

Lady Janet wandte sich auf der Schwelle um.

»Undank verzeihe ich nie«, sprach sie. »Gehen Sie zurück in das Besserungshaus.«

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss. Mercy war allein. Ohne Verzeihung von Horace, ohne Verzeihung von Lady Janet! Sie presste die Hände an ihre brennende Stirn — und versuchte zu denken. O, die kühle Nachtluft! Das freundliche Obdach des Besserungshauses! Das war nur das Sehnen in ihrer Brust; denken konnte sie nicht.

Sie zog die Glocke — und fuhr erschrocken zusammen, als sie es getan. Hatte sie noch ein Recht, sich diese Freiheit zu erlauben? Daran hätte sie vorher denken sollen. Gewohnheit — alles Gewohnheit. Wie viel hundertmal hatte Sie in Mablethorpe-House die Glocke gezogen!

Der Diener trat ein. Sie setzte ihn in Erstaunen — sie sprach so furchtsam zu ihm; ja entschuldigte sich, dass sie ihn bemühte!

»Es tut mir leid, dass ich Ihnen unbequem sein muss. Wollen Sie so gut sein, der Dame zu sagen, dass ich für sie bereit bin?«

»Warten Sie noch mit dem Ausrichten dieses Auftrages«, sprach eine Stimme hinter ihnen, »bis Ihnen wieder geklingelt wird.«

Mercy blickte erstaunt empor. Julian war durch die Tür des Speisezimmers wieder hereingetreten.

24.

Die letzte Prüfung

Der Diener verschwand und ließ sie allein beisammen. Mercy sprach zuerst.

»Mister Gray!« rief sie aus, »weshalb haben Sie meinen Auftrag auszurichten verschoben? Wüssten Sie alles, was ich weiß, Sie würden erkennen, dass es nicht gütig von Ihnen gehandelt ist, mich hier zurückzuhalten.«

Er trat näher an sie heran — ihre Worte überraschten, ihr Blick beunruhigte ihn.

»Ist in meiner Abwesenheit jemand hier gewesen?« fragte er.

»Lady Janet war hier. Ich kann nicht sprechen — mein Herz ist zermalmt — ich kann nichts mehr ertragen. Lassen Sie mich gehen!«

So kurz die Antwort gewesen, sie hatte Julian genug gesagt. Wie er Lady Janets Charakter kannte, wusste er jetzt, was geschehen war. Sein Gesicht verriet unverhohlene Enttäuschung und Betrübniß.

»Ich hatte gehofft, bei Ihnen zu sein, wenn Sie mit Lady Janet zusammentreffen und wollten den Auftritt verhindern«, sprach er. »Glauben Sie mir, sie wird alles, was sie jetzt Hartes und Voreiliges getan, wieder gut machen, sobald sie nur erst Zeit gehabt hat, nachzudenken. Versuchen Sie, milde darüber zu urteilen, dass sie Ihnen Ihr schweres Opfer noch schwerer gemacht hat. Sie sind dadurch nur noch höher gestiegen — vor mir sind Sie nun noch edler, mir noch teurer geworden. Verzeihen Sie, wenn ich dies so in klaren Worten bekenne. Ich kann mich nicht zurückhalten — mein Gefühl ist zu mächtig.«

Sonst würde Mercy wohl das hervordrängende Geständniß in seiner Stimme gehört, in seinen Augen gelesen haben. Jetzt war ihre Einsicht betäubt, ihr Scharfblick abgestumpft. Sie hielt ihm die

Hand hin, als fühlte sie unbestimmt, dass er gütiger als je gegen sie sei — aber mehr fühlte sie nicht.

»Zum letztenmale muss ich Ihnen danken«, sprach sie. »So lange ich lebe, wird auch die Dankbarkeit in mir fortleben. Lassen Sie mich gehen. So lange ich mich noch in der Gewalt habe, lassen Sie mich gehen!«

Sie wollte von ihm fort und an der Glocke ziehen. Er hielt sie fest bei der Hand und zog sie näher an sich.

»In das Besserungshaus?« fragte er.

»Ja!« sagte sie. »Wieder nach Hause!«

»Sprechen Sie nicht so!« rief er aus. »Ich kann es nicht hören. Nennen Sie das Besserungshaus nicht Ihr Heim!«

»Wo ist es sonst? Wohin kann ich sonst gehen?«

»Deswegen bin ich gekommen, um Ihnen das zu sagen. Erinnern Sie sich, ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen?«

Sie fühlte den glühenden Druck seiner Hand; sie sah, wie das aufsteigende Entzücken in seinen Augen flammte. Ihr müder Geist richtete sich ein wenig auf. Sie begann zu zittern unter dem magnetischen Einfluss seiner Berührung.

»Einen Vorschlag machen?« wiederholte sie. »Was kann man da vorschlagen?«

»Lassen Sie mich meinerseits eine Frage an Sie stellen. Was haben Sie heute getan?«

»Sie wissen, was ich getan — es ist Ihr Werk«, antwortete sie demütig. »Warum kommen Sie jetzt darauf zurück?«

»Ich komme zum letztenmale darauf zurück; und dies in einer Absicht, die Sie bald begreifen werden. Sie haben Ihre Heirat aufgegeben; Sie haben die Liebe Lady Janets verscherzt; alle Ihre Aussichten für ein Fortkommen in der Welt sind zerstört — Sie kehren jetzt voll Selbstverleugnung in ein Leben zurück, das Sie selbst als ein hoffnungsloses geschildert haben. Und das alles haben Sie freiwillig getan — in einem Augenblicke, wo Ihre Stellung hier im Hause eine vollständig gesicherte war — nur um der Wahrheit willen. Sagen Sie mir, kann ein Weib, das dieses Opfer zu

bringen im Stande ist, sich als des Vertrauens unwürdig erweisen, das ein Mann mit der Übertragung seiner Ehre und seines Namens in sie setzt?«

Endlich verstand sie ihn. Mit einem Aufschrei riss sie sich von ihm los. Die Hände zusammenschlagen stand sie zitternd, den Blick auf ihn gerichtet, da.

Er ließ ihr keine Zeit zu denken. Ohne dass er sich selbst eines Wollens oder auch nur einer besonderen Tat bewusst wurde, flossen ihm die Worte von den Lippen.

»Mercy, vom ersten Augenblicke an, als ich Sie sah, habe ich Sie geliebt! Sie sind frei; ich darf es gestehen; ich darf Sie fragen: Wollen Sie meine Frau sein?«

Weiter und weiter zog sie sich vor ihm zurück, die Hand mit einer milden, flehenden Gebärde gegen ihn erhebend.

»Nein! Nein!« rief sie. »Bedenken Sie, was Sie sagen! Bedenken Sie das Opfer, das Sie brächten! Es kann, es darf nicht sein.«

Auf sein Gesicht lagerte sich der Schatten einer plötzlich aufgestiegenen Befürchtung. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken; und seine Stimme klang so leise, dass Mercy sie kaum hören konnte.

»Ich hatte etwas vergessen«, sprach er. »Sie haben mich daran erinnert.«

Sie wagte sich wieder mehr in seine Nähe. »Habe ich Ihnen wehe getan?«

Er lächelte traurig. »Sie haben mich aufgeklärt. Ich hatte vergessen, dass Liebe für Sie noch kein Grund sei, um Ihrerseits ein gleiches Gefühl für mich zur Folge zu haben. Sagen Sie, dass dem so ist, Mercy, und ich gehe.«

Ein schwacher Schimmer von Rot bedeckte ihr Gesicht — verschwand dann wieder und machte einer tiefen Blässe Platz. Ihre Augen hefteten sich unter seinem erregten Blick schüchtern auf den Boden.

»Wie kann ich das?« antwortete sie einfach. »Welches Weibes Herz könnte in meiner Lage Ihnen widerstehen?«

Er trat erregt vor, in atemlosem, sprachlosem Jubel streckte er ihr die Arme entgegen. Sie zog sich abermals vor ihm zurück, mit einem Blicke, der ihn mit Entsetzen erfüllte — einem Blicke reiner Verzweiflung.

»Kann ich Ihre Frau werden?« fragte sie. »Muss ich Sie daran erinnern, was Sie Ihrer hohen Stellung, Ihrer makellosen Reinheit, Ihrem geachteten Namen schuldig sind? Bedenken Sie, was alles Sie für mich getan haben und welch schmählicher Undank es wäre, wollte ich durch meine Einwilligung zu einer Verbindung mit Ihnen Ihre Existenz für ewige Zeit zerstören — wollte ich in grausamer, leichtfertiger Selbstsucht Sie mit auf die Stufe hinabziehen, auf der ich stehe.«

»Ich hebe Sie auf meine Stufe empor, wenn ich Sie zu meiner Frau mache«, antwortete er. »Um des Himmelswillen, seien Sie gerecht! Reden Sie mir nicht von der Welt und ihrer Meinung. Bei Ihnen, einzig und allein, bei Ihnen steht es, mich elend oder glücklich zu machen. Die Welt! Guter Gott! Welchen Ersatz kann mir die Welt für Sie gewähren?«

Flehend schlug sie die Hände zusammen; die Tränen rollten ihr über die Wangen herab.

»O, haben Sie Mitleid mit meiner Schwächer!« rief sie. »Gütigster, bester aller Menschen, helfen Sie mir, dass ich meine schwere Pflicht gegen Sie erfülle! Sie ist so schwer, nach allem, was ich gelitten — mein Herz schmachtet nach Frieden, Glück und Liebe!« Sie bezwang sich, von Schauder ergriffen über die Worte, die ihr entschlüpft waren. »Erinnern Sie sich, wie Mister Holmcraft mich behandelt hat, wie Lady Janet von mir gegangen ist! Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen von meinem Leben erzählt habe! Von jedem, der Sie kennt, würde um meinetwillen Hohn und Schmach Sie treffen. Nein! Nein! Nein! Kein Wort mehr. Schonen — bemitleiden — verlassen Sie mich!«

Die Stimme versagte ihr, sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Er sprang auf und nahm sie in seine Arme. Sie war unfähig, ihm Widerstand zu leisten; allein nicht freiwillige Hingabe war es, die es geschehen ließ. Ihr Kopf lag an seiner Brust, leblos —

furchtbar leblos, wie der Kopf einer Leiche.

»Mercy! Mein Liebling! Wir wollen fort — aus England fort — unter fremden Menschen, in einer neuen Welt Zuflucht suchen — ich will den Namen wechseln — mit Verwandten, Freunden, mit jedermann brechen. Alles, alles, nur Sie nicht verlieren!«

Sie hob langsam den Kopf empor und blickte ihn an.

Plötzlich ließ er sie los; wie von einem Schläge getroffen, taumelte er zurück und fiel in einen Stuhl. Ehe sie noch ein Wort gesprochen, las er den furchtbaren Entschluss in ihren Zügen — lieber den Tod, als ihrer Schwäche nachgeben und Schmach über ihn bringen.

So stand sie, die Hände leicht vor sich geschlossen. Ihr schöner Kopf war emporgerichtet; ihre sanften, grauen Augen blickten wieder unverhüllt. Die Tränen waren getrocknet; der Sturm hatte sie gerüttelt und war nun vorbei. Eine traurige Gelassenheit lag auf ihrem Gesichte; sanfte Ergebung in ihrer Stimme. Es war die Ruhe einer Märtyrerin, die aus ihren letzten Worten zu ihm sprach:

»Ein Weib, das mein Leben gelebt, das gelitten, was ich gelitten habe, darf Sie lieben — wie ich Sie liebe — aber sie kann nicht Ihre Frau sein. Dieser Platz ist zu hoch über ihr. Jeder andere ist zu tief unter ihr und zu tief unter Ihnen.«

Sie hielt inne; sich der Glocke nähernd, gab sie das Zeichen, dass der Augenblick der Trennung gekommen sei. Dann lenkte sie ihre Schritte langsam zurück, bis sie neben Julian stand.

Zärtlich bog sie seinen Kopf zurück und lehnte ihn für einen Augenblick an ihre Brust. Schweigend neigte sie sich darauf herab und berührte seine Stirne mit ihren Lippen. Die ganze Dankbarkeit, welche ihr Herz erfüllte, die ganze Größe des Opfers, das ihr Herz zerriss, lag in diesen beiden so bescheidenen und so zärtlichen Bewegungen! Als ihre Hand mit einem letzten, schwachen Druck die seine losließ, brach Julian in Tränen aus.

Der Diener erschien auf den Ruf der Glocke. In dem Augenblicke, als er die Tür öffnete, hörte man draußen in der Vorhalle eine weibliche Stimme, welche zu ihm sprach:

»Lassen Sie die Kleine hineingehen«, sagte die Stimme. »Ich will hier warten.«

Das Kind trat ein — es war dasselbe verlassene, kleine Geschöpf, welches damals, als Mercy mit Horace Holmcroft den Spaziergang machte, die Erinnerung an ihre eigene frühe Kindheit in ihr wachgerufen hatte.

Dieses Kind besaß nicht Schönheit; das alltäglich Grauenvolle seines Lebens erhielt nicht durch einen Schein von Romantik Glanz und Bedeutung. Beinahe kriechend vor Ehrfurcht trat sie in das Zimmer und starrte ausdruckslos all die Pracht an, inmitten deren sie sich jetzt befand — sie, die Straßentochter Londons. Eine Kreatur der Volkswirtschaftsgesetze! Das verwilderte und schreckliche Produkt eines abgenützten Regierungssystems, einer bis in ihr Mark faulen Zivilisation! Zum erstenmale in ihrem Leben gereinigt; zum erstenmale in ihrem Leben ausreichend gespeist; zum erstenmale in Kleider statt in Lumpen gehüllt, schlich die Unglücksschwester Mercys furchtsam über den schönen Teppich hin und blieb, starr vor Bewunderung, vor dem Marmor eines eingelegten Tisches stehen — sie war ein Schmutzfleck auf der Pracht des Zimmers.

Mercy wandte sich von Julian ab, der Kleinen zu. In der entsetzlichen Vereinsamung ihres Herzens schmachtete sie nach eine Gegenstand, den sie harmlos lieben konnte, und begrüßte deshalb das gerettete, herrenlose Geschöpf der Straßen als eine ihr von Gott gesandte Tröstung. Sie hob das verdutzte kleine Ding in ihren Armen empor und flüsterte in der alles vergessenden Seelenangst dieses Augenblickes: »Küsse mich, nenne mich Schwester!« Das Kind starrte sie gedankenlos an. Für sie war Schwester nur der Begriff eines älteren Mädchens, das Kraft genug besaß, um sie zu schlagen.

Sie stellte das Kind wieder zur Erde und wandte sich, mit einem letzten Blicke nach ihm zu sehen, dessen Glück sie vernichtet hatte — aus Mitleid für ihn.

Er saß noch immer unbeweglich. Sein Kopf hing tief herab; sein Gesicht war verhüllt. Sie trat einige Schritte näher zu ihm.

»Die Anderen sind ohne ein freundliches Wort von mir gegangen. Können Sie mir vergeben?«

Ohne aufzublicken, hielt er ihr die Hand hin. Sie hatte ihn tief

verwundet, allein sein edler Sinn verstand sie. Er war von Anfang an wahr gegen sie gewesen; er war es auch jetzt.«

»Gott segne und stärke Sie«, sagte er mit gebrochener Stimme.
»Die Erde trägt kein edleres Weib als Sie.«

Sie kniete nieder und presste die gütige Hand, die zum letztenmale die ihre drückte, an ihre Lippen.

»Es ist nicht das Ende, das wir auf dieser Erde erleben«, flüsterte sie, »eine bessere Welt steht uns bevor!« Dann erhob sie sich und kehrte zu der Kleinen zurück. Hand in Hand schritten die beiden Bürgerinnen im Reiche Gottes — Verworfene im Reiche der Menschen — langsam die Länge des Zimmers hinab — hinaus in die Halle — und hinaus in die Nacht. Der laute Schall der zufallenden Haustür verkündete ihren Austritt. Sie waren fort.

Allein die regelmäßige Hausordnung — unerbittlich wie der Tod — nahm ihren Fortgang. Als die Uhr die Stunde schlug, wurde die Speiseglocke geläutet. Eine minutenlange Pause verstrich; das war die Grenze für eine Verspätung. Der Tafeldecker erschien an der Tür des Speisezimmers.

»Es ist aufgetragen, Sir.«

Julian blickte empor. Das leere Zimmer begegnete seinem Auge. Da lag etwas Weißes neben ihm auf dem Teppich. Es war ihr Taschentuch — von ihren Tränen feucht. Er nahm es auf und presste es an seine Lippen. Sollte dies die letzte Reliquie von ihr sein? War sie für ewig von ihm gegangen?

Im Vorgefühle der Macht der Liebe loderte die angeborene Energie seines Wesens von neuem in ihm empor. Nein! So lange sich noch Leben in ihm regte, so lange noch Zeit vor ihm lag, war die Hoffnung, sie zu gewinnen, nicht verloren!

Er wandte sich an den Diener, unbekümmert, ob der Ausdruck seines Gesichtes ihn verraten konnte.

»Wo ist Lady Janet?«

»Im Speisezimmer, Sir.«

Er überlegte einen Augenblick. Sein eigener Entschluss besaß keine Macht. Durch wen sonst durfte er hoffen, sie zu erreichen? Als

die Frage in ihm aufstieg, ward es ihm plötzlich klar. Er sah den Weg zu ihr vor sich — durch den Einfluss Lady Janets.

»Die Lady erwartet Sie.«

Julian trat ins Speisezimmer.

Nachschrift.

eine Auswahl von Briefen enthaltend, welche zwischen Miss Grace Roseberry und Mister Horace Holmcroft gewechselt wurden, mit Anschluss eines Auszuges aus dem Tagebuche des hochwürdigen Mister Julian Gray.

I.

Mister Horace Holmcroft an Miss Roseberry

»Ich eile, Ihnen für Ihren letzten, lieben Brief zu danken, Miss Roseberry, welchen ich mit der gestrigen Post von Kanada erhalten habe. Seien Sie überzeugt, dass ich es sehr zu schätzen weiß, wie großmütig und bereitwillig Sie die rauhen Worte vergeben und vergessen wollen, welche ich damals, als mich die Kunstgriffe einer Abenteurerin gegen die Wahrheit völlig blind gemacht, Ihnen gegenüber gebraucht habe. Ich erkenne in der Huld, die mir verzeiht, das angeborene Rechtsgefühl der wahrhaften Dame. Geburt und Erziehung werden stets ihren Platz in der Welt behaupten; ich halte, dem Himmel sei Dank, jetzt wieder mehr, als je daran fest.

Sie verlangen von mir weitere Nachrichten über die Art und Weise, wie Julian Grays Betörung fortschreitet und welchen Weg er in seinem Verhalten gegen Mercy Merrick einschlägt.

Wären Sie nicht so gütig gewesen, mich hierüber aufzuklären, so hätte es mich wahrlich nicht wenig überrascht, dass eine Dame in Ihrer Stellung eine solche Bitte an mich richtet. Allein so sind die Gründe, welche Sie dazu treiben, völlig unanfechtbar. Die bürgerliche Gesellschaft wird, wie Sie ganz richtig bemerken, durch das jetzige beklagenswerte Übergreifen der liberalen Ideen im ganzen Lande ernstlich in ihrem Bestande bedroht. Es bleibt uns da nur die Hoffnung, als Schutzmaßregel gegen Betrüger, welche aus Interesse unter Personen unseres Standes eine Stellung zu gewinnen suchen, uns, so unangenehm dies auch sein mag, in gewisser Beziehung mit den Mitteln vertraut zu machen, durch welche jene so leicht ihr Ziel erreichen. Wollen wir wissen, bis zu welcher verwegenen Höhe die Schlaueit emporsteigt, bis zu welcher bedauerlichen Selbsttäuschung die Leichtgläubigkeit sich hinreißen lässt, so müssen wir, selbst wenn wir davor zurückschrecken, die Schritte einer Mercy Merrick und eines Julian Gray verfolgen.

Ich nehme nun meine Erzählung da wieder auf, wo sie in meinem letzten Brief abbricht; dabei muss ich jedoch einen Punkt berichtigen.

Gewisse Äußerungen, die Ihrer Feder entschlüpft sind, sagen mir, dass Sie Julian Gray deshalb tadeln, weil er einen von Lady Janet am Tage, nachdem Mercy Merrick ihr Haus verlassen, im Besserungshause gemachten Besuch veranlasst habe. Das ist nicht ganz richtig. Julian hat, wie Sie gleich sehen werden, genug zu verantworten, auch ohne dass er für Verirrungen zur Rechenschaft gezogen werde, an welchen er nicht teilnahm. Lady Janet, so sagte sie mir selbst, ging aus freiem Antrieb in das Besserungshaus, um wegen der Sprache, welche sie tags zuvor Mercy Merrick gegenüber gebraucht, diese um Verzeihung zu bitten. »Ich brachte eine Nacht voll unbeschreiblichen Elends zu« — dies waren, wie ich Sie versichern kann, der Lady eigene Worte — »überdachte ich, was ich in empörendem Stolz, in meiner Selbstsucht und Hartnäckigkeit gesagt und getan hatte. Auf die Knie wäre ich gesunken, um sie um Verzeihung zu bitten, hätte sie es geschehen lassen. Der erste glückliche Augenblick war für mich, als sie darein willigte, mich zuweilen in Mablethorpe-House zu besuchen.«

Ich bin überzeugt, Sie stimmen mit mir darin überein, dass solche Extravaganzen eher zu bedauern als zu tadeln sind. Wie traurig ist es, die Abnahme der Geisteskräfte im Alter zu beobachten. Es ist wirklich ein Gegenstand ernster Besorgnis, wenn man bedenkt, wie lange überhaupt noch der armen Lady Janet die Führung ihrer eigenen Angelegenheiten überlassen bleiben kann. Ich werde, wenn ich ihren Anwalt wieder sehe, eine Gelegenheit ergreifen, um die Sache zart zu berühren.

Aber ich komme von meinem Gegenstande ab. Und — ist das nicht sonderbar? — Ich schreibe an Sie in so vertraulichem Tone, als wären wir alte Bekannte.

Nun zurück zu Julian Gray. Den ersten Besuch seiner Tante im Besserungshause hatte er allerdings nicht veranlasst, wohl aber vermochte er sie, ein zweites Mal hinzugehen an dem Tage, an welchem ich meinen letzten Brief an Sie abschickte. Der Zweck, den

Lady Janet dabei verfolgte, war nicht mehr und nicht weniger, als für Ihren Neffen bei Mercy Merrick demütig um ihre Hand zu werben. Stellen Sie sich nun vor eine Dame aus einer der vornehmsten Familien Englands, die im Besserungshause eine Abenteurerin auffordert, einem Geistlichen der englischen Kirche die Ehre zu erweisen, seine Frau zu werden! Was sind das für Zeiten, in denen wir leben! Meine teure Mutter hat bittere Tränen der Beschämung vergossen, als sie davon hörte. Wie würden Sie meine Mutter lieben und bewundern!

Einer früheren Verabredung gemäß speiste ich in Mablethorpe-House gerade an dem Tage, an welchem Lady Janet von ihrem entwürdigenden Gang zurückkehrte.

»Nun?« sagte ich, natürlich erst, nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte.

»Nun«, antwortete Lady Janet. »Julian hatte ganz recht.«

»Worin?«

»Als er sagte, die Erde trüge kein edleres Wesen als Mercy Merrick.«

»Hat sie ihn wieder abgewiesen?«

»Ja, wieder.«

»Gott sei Dank!« Ich empfand es warm, und sprach es auch so aus. Lady Janet legte Gabel und Messer beiseite und heftete einen entrüsteten Blick auf mich.

»Vielleicht ist es nicht Ihre Schuld, Horace«, sprach sie, »wenn Ihre Natur unfähig ist, das Große und Edle in anderen, höher angelegten Geschöpfen zu begreifen. Das Geringste aber, was Sie tun können, ist, Ihrem eigenen Urteil zu misstrauen. Behalten Sie künftighin in Fragen, die Sie nicht verstehen, Ihre Meinung bescheiden für sich. Ich habe ein zärtlicheres Gefühl für Sie um Ihres Vaters willen; und darum will ich Ihr Betragen gegen Mercy Merrick vom günstigsten Gesichtspunkte aus beurteilen, und es aus Menschenfreundlichkeit für das eines Toren ansehen.« — Ihre eigenen Worte, Miss Roseberry; ich versichere Sie nochmals. — »Aber muten Sie meiner Nachsicht nicht zu viel zu — lassen Sie nicht wieder den Gedanken laut werden, dass ein Weib, welches,

wenn diese Nacht noch aus diesem Leben abberufen, würdig wäre, in den Himmel einzugehen, nicht würdig sein sollte, die Frau meines Neffen zu werden.«

Eben vorhin habe ich Ihnen gegenüber die Überzeugung ausgesprochen, dass die arme Lady Janet kaum mehr länger fähig sein dürfte, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen. Damals werden Sie mich vielleicht für vorschnell gehalten haben? Wie denken Sie aber jetzt darüber?

Es war selbstverständlich nutzlos, auf den außerordentlichen strengen Verweis, den ich bekommen, im Ernste etwas zu erwidern. Außerdem hatte mich dies Zusammenbrechen aller Grundsätze als das unzweideutige Symptom eines Verfalles der Geisteskräfte wirklich unangenehm berührt. Ich suchte sie mit einigen ehrerbietigen Worten zu besänftigen, und wurden denn auch dafür durch einen Bericht dessen, was im Besserungshause vorgefallen war, belohnt. Meine Mutter und Schwestern widerte es an, das Nähere darüber von mir zu hören, und bei Ihnen wird wohl das Gleiche der Fall sein.

Lady Janet traf die interessante Büßerin, welche übrigens auf ihren Besuch vorbereitet war, in ihrem rührenden, häuslichen Wirkungskreis! Ein Findelkind lag schlafend auf ihrem Schoß, und einem hässlichen kleinen umherlaufenden Mädchen, dessen Bekanntschaft sie auf der Straße gemacht, bemühte sie sich eben, das Alphabet beizubringen. Es war gerade das kunstvolle tableau vivant, mit welchem eine alte Dame gewonnen werden konnte — nicht wahr?

Sie werden begreifen, was weiter geschah, als Lady Janet mit ihren Freiersonträgen hervortrat. Mercy Merrick hatte sich in ihrer Rolle vervollkommnet und, darin muss man gerecht sein, sie spielte dieselbe gut. Die hochherzigsten Gefühle flossen ihr von den Lippen. Sie erklärte, ihr ganzes, weiteres Leben dem Wohltun weihen zu wollen, wozu natürlich das Findelkind und das hässliche kleine Ding gleich als Illustration dienen mussten. Gleichviel wie sehr sie selbst darunter litt, gleichviel wie schwer es ihr ankam, ihr Gefühl zum Opfer zu bringen — merken Sie, wie geschickt das gesagt war,

damit man glauben könne, sie sei in ihn verliebt! — sie durfte von Mister Julian Gray keine Ehre annehmen, deren sie unwürdig war. Gerade die Dankbarkeit und das Interesse für ihn forderten es von ihr, dass sie nicht in eine Verbindung mit ihm willigte, seine glänzende Zukunft zerstörte und ihn selbst in den Augen aller seiner Bekannten herabsetzen musste. Sie danke ihm unter Tränen; sie danke Lady Janet — noch mehr unter Tränen; — aber, um seiner Ehre, um seines Glückes willen dürfe sie die Hand nicht annehmen, die er ihr biete. Gott segne und stärke ihn; und Gott helfe ihr das schwere Los ertragen.

Was dieser schändlichen Komödienspielerei zu Grunde liegt, ist mir wenigstens ganz klar. Sie hält so lange zurück — wie Sie wissen, ist Julian arm — bis Lady Janets Glaube an Mercy sich auch in der Bereitwilligkeit äußert, ihren Geldbeutel aufzutun. Mit einem Worte — Alles Berechnung! Wäre nicht einerseits die Sprache der Person eine so unwürdige und andererseits die Leichtgläubigkeit der armen, alten Frau so kläglich, das Ganze gäbe einen passenden Stoff ab für eine Posse.

Das Traurigste an der ganzen Sache kommt aber erst.

Allmählich wurde der Entschluss der Dame auch Julian Gray mitgeteilt. Dieser verlor darüber, scheint es, den Verstand. Können Sie es glauben? — Er hat sein Amt zurückgelegt! In einem Augenblicke, wo sich allsonntäglich die Menge in der Kirche drängt, um ihn predigen zu hören, schließt dieser Narr die Tür, und verlässt die Kanzel. Selbst Lady Janet war nicht so weit in der Torheit gegangen, um dies bei ihm zu veranlassen. Sie sprach dagegen, wie alle seine Freunde. Ganz umsonst! Er hatte auf alles, was sie sagen mochten, eine und dieselbe Antwort Meine Laufbahn ist beschlossen! Welcher Unsinn!

Sie werden, sehr begreiflich, fragen, was dieser verkehrte Mensch denn tun will. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, dass er auf Selbstmord sinnt. Bitte, erschrecken Sie nicht! Hier handelt es sich nicht um einen Selbstmord durch Pistole, Strick oder im Fluss. Julian sucht einfach den Tod — nur innerhalb der Grenzen des Gesetzes.

Es ist stark, was ich da sage, ich weiß es. Sie sollen die Tatsachen

hören und selbst urteilen.

Nachdem er sein Amt zurückgelegt, bot er einer neuen Unternehmung von Missionaren, die nach der Westküste Afrikas abgehen sollten, seine Dienste als Volontär an. Die Personen, welche an der Spitze der Mission standen, hatten zum Glück ein ganz besonderes Gefühl ihrer Verpflichtungen. Sie äußerten sich über den Wert von Julians Unterstützung in den wohlklingendsten Worten, forderten aber dessenungeachtet als Bedingung seiner Aufnahme, dass er sich einer Untersuchung durch einen verlässlichen Arzt unterziehen müsse. Nach einigem Zögern ließ er sich dazu herbei. Des Doktors Bericht war entscheidend. Bei seinem gegenwärtigen Gesundheitszustand würde er mit größter Wahrscheinlichkeit dem Klima an der Westküste von Afrika nach drei Monaten erliegen.

Als dieser erste Versuch gescheitert war, wandte er sich an eine Mission, die in London ihren Wirkungskreis hat. Hier bildete das Klima kein Hindernis und so hat er, wie ich zu meinem Bedauern sagen muss, seinen Zweck erreicht.

Da ist er jetzt tätig — mit anderen Worten: er setzt vorsätzlich sein Leben aufs Spiel — als Bekehrer in Green Anchor Fields. Die Gegend, welche unter diesem Namen bekannt ist, liegt in einem entfernten Teil Londons nahe an der Themse. Jedermann weiß, dass eben dort das elendeste, herabgekommenste Gesindel unter der ganzen großstädtischen Bevölkerung sein Unwesen treibt; und dazu ist die Gegend so dicht bewohnt, dass sie fast nie ganz frei von epidemischen Krankheiten ist. An diesem entsetzlichen Ort, inmitten dieser gefährlichen Menschen arbeitet nun Julian von Früh bis Abends. Keiner seiner alten Bekannten sieht ihn je mit einem Auge. Nicht einmal bei Lady Janet Roy hat er vorgesprochen, seitdem er in seinen neuen Wirkungskreis getreten ist.

Ich habe hiermit mein Versprechen gelöst — die Tatsachen liegen vor Ihnen. Habe ich unrecht, so düster in die Zukunft zu blicken? Ich kann nicht vergessen, dass der unglückliche Mann einst mein Freund gewesen, und ich sehe wahrhaftig keine Hoffnung für ihn! Wenn er sich absichtlich der Gewalt der Räuber und der Gefahr

ansteckender Krankheiten aussetzt, wer kann ihn da seiner argen Lage entrücken? Nur ein Wesen kann es, und die Gemeinschaft mit eben diesem Wesen richtet ihn auch wieder zugrunde — Mercy Merrick nur kann es. Der Himmel weiß, welches Unheil Ihnen in meinem nächsten Brief mitzuteilen meine peinliche Pflicht sein wird!

Sie sind so freundlich, sich nach mir und meinen Plänen zu erkundigen.

Von beiden ist nur wenig zu sagen. Nach dem, was ich gelitten — meine Gefühle mit Füßen getreten, mein Vertrauen verraten zu sehen — bin ich noch nicht recht im Stande, einen weiteren Entschluss zu fassen. Von der Rückkehr zu meinem früheren Stand — dem Militär — kann gar nicht die Rede sein, nachdem jetzt in der Armee alle auf gleicher Linie stehen, und es daher vorkommt, dass ein beliebiger Unbekannter nach überstandener Prüfung Offizier und mein Kamerad werden, ja eines Tages als mein Vorgesetzter mir befehlen kann. Wenn ich noch eine Laufbahn in Erwägung ziehe, so ist es die des Diplomaten. In diesem Zweige des Staatsdienstes sind noch Geburt und Erziehung die wichtigsten Eigenschaften. Aber bis jetzt habe ich mich noch nicht entschieden.

Meine Mutter und Schwestern tragen mir auf, Ihnen zu sagen, dass sie für den Fall Ihrer Rückkehr nach England sich sehr freuen würden, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie fühlen wie ich und können daher nicht vergessen, was auch Sie gelitten haben müssen. Ein herzliches Willkommen wartet Ihrer, wenn Sie zum ersten Male unser Haus betreten werden.

Ihr aufrichtigster

Horace Holmcraft.«

II.

Miss Grace Roseberry an Mister Horace Holmcroft

»Werter Mister Holmcroft!

Ich benutze einige freie Augenblicke, welche mir meine sonstigen Beschäftigungen übrig lassen, um Ihnen für Ihren höchst interessanten, entzückenden Brief zu danken. Wie gut Sie schildern können, wie scharf Sie urteilen. Stünde die Schriftstellerei als Handwerk etwas höher, so würde ich Ihnen beinahe raten — doch nein! Sie gehören nicht in diese Klasse; wie könnten Sie mit den Leuten, denen Sie doch wahrscheinlich dort begegnen würden, eine Gemeinschaft haben?

Unter uns gesprochen, ich fand stets, dass Mister Julian Gray überschätzt wurde. Ich will nicht sagen, dass er meine Ansicht gerechtfertigt hat; ich will nur sagen, dass ich ihn bedauern muss. Aber, Mister Holmcroft, wie können Sie mit Ihrem richtigen Urteil die beiden Dinge, zwischen welchen er jetzt zu wählen hat, auf eine Linie stellen? In Green Anchor Fields sterben oder jener Elenden in die Hände fallen — kann da ein Vergleich gezogen werden? Tausendmal besser auf dem Posten der Pflicht sterben, als eine Mercy Merrick heiraten.

Wie ich so den Namen niederschreibe, muss ich nur hinzufügen — um möglichst schnell diesen Gegenstand abgetan zu haben — dass ich voll Erwartung Ihrem nächsten Brief entgegensehe. Glauben Sie ja nicht, dass dem Neugierde zu Grunde liegt; wenn ich mich für dieses gesunkene, hinterlistige Weib interessiere, so geschieht es nur vom Standpunkte der Religion aus. Personen von meiner frommen Sinnesart ist sie ein schreckliches, warnendes Beispiel. Wenn sich dann einmal das Böse in mir regen will, so soll es mir ein heilsames Mittel sein, an Mercy Merrick zu denken!

Arme Lady Janet! Die Zeichen der Abnahme ihrer Geisteskräfte, die Sie in so gefühlvoller Weise andeuten, habe ich schon bei meiner letzten Unterredung mit ihr in Mablethorpe-House bemerkt.

Wollen Sie ihr bei Gelegenheit sagen, wie sehr ich ihr jetzt und immerdar Gutes wünsche. Und bitte, fügen Sie auch hinzu, dass ich es nicht unterlasse, ihrer im Gebete zu gedenken.

Ich habe eben jetzt Absicht, gegen Ende des Herbstes auf Besuch nach England zu kommen. Mein Schicksal hat sich, seitdem ich das letzte Mal schrieb, einigermaßen verändert. Ich bin als Vorleserin und Gesellschafterin bei einer Dame, deren Mann hier in diesem Weltteile einer unserer höchsten Gerichtsbeamten ist. Er selbst interessiert mich nicht viel; er ist ein Mann, der sozusagen, sich selbst zu dem gemacht hat, was er ist. Seine Frau gefällt mir sehr. Nicht bloß, dass ihre Geistesrichtung eine gediegene ist, überragt sie auch ihren Mann beiweitem — wie Sie selbst sehen werden, wenn ich Ihnen sage, dass sie mit den Gommerys of Pommery verwandt ist; nicht die Pommerys of Gommery, welche, wie Sie durch Ihre Kenntnis unserer vornehmen Familien wissen werden, mit der jüngeren Linie dieses alten Stammes nur verschwägert sind.

Somit fühle ich mich in meiner gegenwärtigen, feinen und fördernden Umgebung ganz glücklich; nur eine Schattenseite ist dabei. Das Klima von Kanada wirkt ungünstig auf die Gesundheit meiner gütigen Herrin, und die Ärzte raten ihr, einen Winter in London zuzubringen. In diesem Falle genieße ich das Vorrecht, sie zu begleiten. Es ist wohl kaum nötig, besonders hinzuzufügen, dass da mein erster Besuch Ihrem Hause gilt. Ich fühle mich jetzt schon mit Ihrer Mutter und Ihren Schwestern durch Sympathie verbunden. Es besteht eine Art von Freimaurerei zwischen allen Frauen von Stand — finden Sie nicht auch? Mit vielem Danke und den besten Empfehlungen bleibe ich, in freudiger Erwartung Ihres nächsten Briefes, Mister Holmcroft,

Ihre aufrichtige

Grace Roseberry.«

III.

Mister Horace Holmcraft an Miss Grace Roseberry

» Teure Miss Roseberry!

Entschuldigen Sie freundlichst mein langes Schweigen; ich habe von einer Post zur anderen gewartet, in der Hoffnung, Ihnen endlich gute Nachrichten geben zu können; allein es wäre nutzlos, nun noch länger zu warten. Meine schlimmsten Ahnungen sind eingetroffen; ich muss heute die peinliche Pflicht gegen Sie erfüllen, Ihnen Dinge zu schreiben, die Sie überraschen und auf das Unangenehmste berühren werden.

Ich will Ihnen die Ereignisse in der Reihenfolge schildern, wie sie nacheinander eintraten. Auf diese Weise nur kann ich hoffen, Sie allmählich auf das vorzubereiten, was Sie nun hören sollen.

Ungefähr drei Wochen, nachdem ich Ihnen zum letzten Male geschrieben hatte, ereilte Julian Gray die Strafe für seine voreilige Unbesonnenheit. Damit soll nicht gesagt sein, dass er von der Gewalttätigkeit der Leute zu leiden hatte, in deren Mitte er freiwillig seinen Wirkungskreis verlegt. Im Gegenteile, er hat, so unglaublich es auch scheinen mag, in günstiger Weise auf diese rohen Naturen gewirkt. Wie es mir vorkommt, flößte ihnen zuerst der Mut Achtung ein, mit dem er sich allein unter sie wagte, und schließlich sahen sie selbst ein, dass er nur auf ihr Wohl bedacht war. Dagegen ist er der zweiten Gefahr, von der ich in meinem letzten Brief sprach, zum Opfer gefallen — nämlich jener, die ihm durch die dort herrschenden Krankheiten drohte.

Schon als er seine Wirksamkeit in der Gegend kaum begonnen hatte, war dort überall Fieber ausgebrochen, und als wir hörten, dass auch Julian davon ergriffen worden sei, war es bereits zu spät, um ihn aus seiner Behausung und Umgebung fortzubringen. Ich zog sogleich, als die Nachricht uns zukam, persönliche Erkundigungen über seinen Zustand ein und erhielt von dem ihn behandelnden Arzt die Auskunft, dass er nicht für sein Leben einstehen könne.

Unter diesen aufregenden und beunruhigenden Verhältnissen bestand die arme Lady Janet — wie gewöhnlich unvernünftig und der Eingebung des Augenblicks folgende — darauf, Mablethorpe-House zu verlassen und in die Nähe ihres Neffen zu ziehen.

Es war unmöglich, sie davon zu überzeugen, dass es eine Torheit sei, in ihrem Alter die Bequemlichkeiten des eigenen Hauses ohneweiters aufzugeben, und so blieb mir nichts übrig, wollte ich meine Pflicht erfüllen, als sie zu begleiten. Wir fanden Unterkunft, wie es eben möglich war, in einem Gasthause, welches, am Flusse liegend, besonders von Schiffskapitänen und Handlungsreisenden besucht wird. Ich übernahm es, die beste ärztliche Hilfe zu verschaffen, da Lady Janet in ihrem unsinnigen Vorurteile gegen Ärzte überhaupt diesen wichtigsten Teil aller Anordnungen ganz mir überließ.

Ich will Sie nicht damit ermüden, Ihnen das Nähere über Julians Krankheit ausführlich zu erzählen.

Das Fieber nahm seinen gewöhnlichen Verlauf, wobei stets in gewissen Zwischenräumen Delirium und Erschöpfung abwechselten.

Spätere Ereignisse, die ich Ihnen leider erzählen muss, zwingen mich, wenngleich so kurz als möglich, bei dem peinlichen Gegenstände des Deliriums zu verweilen. Im Allgemeinen, sagt man mir, zeige sich in den Phantasien fieberkranker Personen eine gewisse Mannigfaltigkeit der sie erfüllenden Gegenstände; Julian jedoch blieb fort und fort bei einem und demselben. Er sprach unaufhörlich von Mercy Merrick, und seine stete flehende Bitte an die ihn wartenden Ärzte war, nach ihr zu schicken, damit sie ihn pflege. Tag und Nacht hatte er nur diesen einen Gedanken im Kopfe, diesen einen Namen auf den Lippen.

Natürlich erkundigte sich seine ärztliche Umgebung nach der Abwesenden. Ich war genötigt, im Vertrauen ihnen die Verhältnisse klar auseinander zu setzen.

Der prächtige Mensch, der Arzt, welchen ich zur Führung der Oberaufsicht über die Behandlung herbeigerufen hatte, benahm sich bewunderungswürdig. Obgleich aus einer niederen Klasse allmählich emporgestiegen, hat er doch, so sonderbar es klingt, das

feine Taktgefühl eines Gentleman. Er verstand unsere qualvolle Lage vollkommen und erkannte auch, wie wichtig es sei, das Erscheinen einer Person, wie Mercy Merrick, am Krankenbette um jeden Preis zu verhindern. Eine besänftigende Arznei, für diese Worte konnte sein Ansehen Bürge sein, sei alles, was in diesem Falle nottue. Der Doktor der Gegend andererseits, ein junger Mann und offenbar ein wütender Radikaler, erwies sich als eigensinnig und, in Anbetracht seiner Stellung, sogar dreist.

»Was kümmert mich der Charakter der Dame und Ihre Meinung darüber«, sagte er zu mir. »Meine Sache ist es nur, nach bestem Gewissen Ihnen die Mittel zu zeigen, durch welche der Kranke möglicherweise am Leben erhalten werden kann. Unsere Kunst vermag hier nichts mehr. Schicken Sie nach Mercy Merrick, gleichviel wer oder was sie sei. Es ist ganz wohl möglich — besonders wenn sie Gemüt und die Eigenschaften einer guten Wärterin besitzt — dass er, zu Ihrer aller Erstaunen, sie erkennt. Nur auf diese Art ist seine Genesung wahrscheinlich. Wenn Sie jedoch seine flehenden Bitten noch weiter unberücksichtigt lassen, wenn das Delirium noch vierundzwanzig Stunden anhält, so ist er tot.«

Lady Janet war unglücklicherweise anwesend, als diese ziemlich unverschämte Ansicht an dem Krankenbett ausgesprochen wurde.

Muss ich Ihnen sagen, was darauf folgte? Aufgefordert, nun zu wählen zwischen den Verhaltensbefehlen eines Arztes mit einem jährlichen Einkommen von fünftausend Pfund und der sicheren Aussicht auf die nächste medizinische Baronie einerseits und den unaufgefordert abgegebenen Ratschlägen eines unbekanntem medizinischen Empirikers von East End Londons, der sich im Jahre kaum auf fünfhundert Pfund steht, andererseits, muss ich Ihnen sagen, wofür sich die Lady entschied? Sie kennen Sie; und Sie werden darum nur zu gut begreifen, dass sie nichts Eiligeres zu tun hatte, als einen dritten Besuch im Besserungshause abzustatten.

Zwei Stunden später — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich nicht übertreibe — saß Mercy Merrick an Julians Krankenlager.

Die Entschuldigung dafür war natürlich, dass sie es als ihre Pflicht ansehe, durch keine selbstsüchtigen Bedenken der Rettung des

Kranken im Wege zu stehen, wenn ärztliche Autorität sich dahin ausspreche, dass sie dieselbe herbeiführen könne. Es wird Sie nicht überraschen, zu hören, dass ich mich daraufhin von dem Schauplatz zurückzog. Der erste Arzt folgte meinem Beispiel, nachdem er das besänftigende Arzneimittel verschrieben hatte und durch die Weigerung des Empirikers, dasselbe anzuwenden, gröblich beleidigt worden war. Ich kehrte im Wagen des Arztes mit ihm zurück; er sprach mit viel Empfindung und Anstand. Wenn er auch keine bestimmte Ansicht äußerte, konnte ich doch sehen, dass er die Hoffnung auf Julians Wiederherstellung gänzlich aufgab. »Wir stehen in Gottes Hand, Mister Holmcroft«, waren seine letzten Worte, als ich vor dem Hause meiner Mutter ausstieg.

Kaum habe ich jetzt den Mut, fortzufahren. Käme es nur auf meine Wünsche an, so müsste ich wohl hier die Feder fallen lassen.

Lassen Sie mich wenigstens rasch zu Ende kommen. Nach Ablauf von zwei oder drei Tagen erhielt ich die erste Mitteilung über den Kranken und seine Pflegerin. Lady Janet schrieb mir, dass er sie erkannt habe. Nach diesem war ich auf das Weitere schon vorbereitet. Der nächste Bericht meldete, dass er sich allmählich kräftiger fühle und außer Gefahr sei. Hierauf kehrte Lady Janet nach Mablethorpe-House zurück. Ich sprach vor einer Woche dort vor — und erfuhr, dass er nach der Küste gebracht worden sei. Gestern nun ging ich wieder hin — und erhielt aus der Lady eigenem Munde die neueste Mitteilung. Meine Feder vermag sie kaum niederzuschreiben: Mercy Merrick hat darein gewilligt, ihn zu heiraten.

Eine Beschimpfung der ganzen Gesellschaft — als diese betrachten meine Mutter und Schwestern das Unerhörte; und so werden auch Sie die Sache ansehen. Meine Mutter hat mit eigener Hand Julians Namen von der Liste ihrer Gäste gestrichen; und die Diener haben den Auftrag, wenn er sich einfallen lassen sollte, vorzusprechen, ihn mit »Nicht zu Hause« abzuweisen.

Ich bin leider nur zu richtig beraten, wenn ich Ihnen von dieser schmähhchen Heirat als von einer abgemachten Sache schreibe. Lady Janet ging so weit, mir die Briefe zu zeigen — einen von Julian;

einen anderen von der Person selbst. Stellen Sie sich vor, Mercy Merrick in Korrespondenz mit Lady Janet Roy! — die sie noch dazu mit »Meine teure Lady Janet!« anredet und der sie sich mit »Ihre Sie liebende« unterschreibt!

Ich hatte nicht die Geduld, einen der beiden Briefe durchzulesen. Die Art und Weise, wie Julian schreibt, ist die eines Sozialisten; nach meiner Meinung sollte sein Bischof davon in Kenntnis gesetzt werden. Was sie betrifft, so spielt sie ihre Rolle mit der Feder ebenso gut, wie sie dies mit der Zunge getan. »Ich kann mir nicht verhehlen, dass ich unrecht tue, indem ich nachgebe? Traurige Ahnungen erfüllen mich, wenn ich an die Zukunft denke... mir ist, als müsste der erste verächtliche Blick, der auf meinen Gatten fällt, mein Glück zerstören, wenn er auch ihn nicht irre macht... So lange ich von ihm getrennt war, konnte ich meine Schwäche bemeistern; konnte ich mein hartes Schicksal tragen. Aber wie soll ich ihm widerstehen, nachdem ich nun wochenlang an seinem Krankenlager gewacht; nachdem ich, ihm langsam zur Genesung verhelfend, sein erstes Lächeln gesehen, seine ersten Dankesworte gehört habe?«

In diesem Tone lautete ihr ganzer vier engbeschriebene Seiten füllender Brief voll widerlicher Demut und auf Effekt berechneter Sentimentalität. Es wäre wahrlich genug, um einem alle Frauen verabscheuungswürdig zu machen. Gott sei Dank, ich habe den Gegensatz zur Hand, um mich zu erinnern, was man den wenigen Besseren ihres Geschlechtes schuldig ist. Ich fühlte, wie meine Mutter und Schwestern mir jetzt noch einmal so wert sind. Darf ich bei diesem tröstlichen Gedanken auch noch hinzufügen, dass ich mit kaum geringerer Dankbarkeit das Vorrecht zu schätzen weiß, welches mir die Korrespondenz mit Ihnen gewährt?

Nun leben Sie wohl. Ich fühle mich in meinen tiefsten Überzeugungen zu hart getroffen, und bin zu traurig und entmutigt, um mehr schreiben zu können. Meine besten Wünsche begleiten Sie, teure Miss Roseberry, bis wir uns wiedersehen.

Ihr aufrichtigster

Horace Holmcraft.«

IV.

Auszüge aus dem Tagebuche des hochwürdigen Mister Julian Gray.

Erster Auszug

»...Heute ist es ein Monat, dass wir verheiratet sind! Da habe ich nur eines zu sagen: Ich würde gerne alles, was ich zu leiden hatte, noch einmal durchleiden, um auch diesen einen Monat nochmals durchleben zu können. Ich wusste nicht, was Glück sei, bis jetzt. Und, was noch besser ist, ich habe Mercy überzeugt, dass dies alles ihr Werk ist. Ich habe ihre Besorgnisse zerstreut; sie muss sich dem sichtbaren Beweis gegenüber fügen und eingestehen, dass sie das Glück meines Lebens ausmacht.

Morgen gehen wir zurück nach London. Sie verlässt nur ungern die ruhige Abgeschlossenheit dieses entfernten Küstenortes — sie fürchtet die Veränderung. Ich kehre mich daran nicht. So lange ich meine Frau bei mir habe, ist es mir einerlei, wohin ich gehe.«

Zweiter Auszug

»Die erste Wolke hat sich über unseren Häuptern zusammengezogen. Eben trat ich unerwartet in das Zimmer und fand sie in Tränen.

Mit nicht geringer Schwierigkeit konnte ich sie dazu bewegen, mir zu sagen, was vorgefallen war. Gibt es eine Grenze für das Unheil, das die Zunge einer törichten Frau anrichten kann? In diesem Falle war dies meine Hauswirtin. Wir hatten noch keinen bestimmten Plan für die Zukunft gefasst und kehrten darum, zum Unglück, wie die Ereignisse bewiesen haben, in die Wohnung in London zurück, welche ich als Junggeselle bewohnte hatte. Ich kann sie noch sechs Wochen hindurch benützen, und so wollte Mercy mir nicht erlauben, dass ich mich durch einen Aufenthalt im Gasthof in Unkosten stürze. Heute morgens beim Frühstück war ich so unvorsichtig, in Gegenwart meiner Frau die befriedigende Beobachtung zu machen, dass sich in meiner Abwesenheit einer geringere Anzahl Briefe und Karten, als sonst, angesammelt hatte. Nach dem Frühstück musste ich ausgehen. Von einer peinlichen Empfindsamkeit für jede Veränderung getrieben, welche möglicherweise im Zusammenhange mit meiner Verheiratung, in meiner Stellung zur großen Welt, eintreten konnte, befragte Mercy während meiner Abwesenheit die Hauswirtin um den Grund dieser verringerten Teilnahme von Seiten meiner Besucher und Korrespondenten. Die Person ergriff die Gelegenheit, um über mich und meine Angelegenheiten zu plaudern, und der rasche Blick meiner Frau zog daraus sofort den untrüglich richtigen Schluss. Meine Verheiratung hat gewisse kluge Familienhäupter veranlasst, ihre gesellschaftlichen Verbindungen mit mir abzubrechen. Die Tatsachen sprechen, unglücklicherweise, selbst für sich. Leute, welche in früheren Jahren mich zu besuchen und einzuladen pflegten — oder welche, wenn ich abwesend war, mir zu dieser Zeit zu schreiben pflegten — haben sich jetzt mit einer bemerkenswerten Einmütigkeit jedes solchen Zeichens der Teilnahme enthalten.

Es wäre in diesem Falle leere Zeitverschwendung gewesen — nicht zu reden von dem Mangel an Vertrauen gegen meine Frau, den es bewiese — hätte ich es versucht, durch ein Bekämpfen von Mercys Schlussfolgerung die Sache niederzuschlagen. Ich konnte sie nur befriedigen, dass ich ihr zeigte, wie in mir auch nicht der Schatten einer Enttäuschung oder Kränkung über das Benehmen der Gesellschaft Raum fand. Auf diese Weise ist es mir bis zu einem gewissen Grade gelungen, meinen armen kleinen Liebling zu beruhigen. Allein die Wunde ist einmal geschlagen und wird gefühlt. Diese Wirkung kann man sich nicht verhehlen. Dieser muss ich kühn ins Auge schauen.

So geringfügig dieser Vorfall auch an und für sich erscheint, hat er mich doch bereits zu einem Entschluss geführt. Wenn ich für meinen künftigen Lebenslauf einen Plan entwerfe, so will ich nunmehr nach meiner eigenen Überzeugung handeln — anstatt dem wohlgemeinten Rat jener Freunde, die mir noch geblieben, den Vorzug einzuräumen.

Der unbedeutende Erfolg, den ich im Leben gehabt, ward mir nun durch die Kanzel zuteil. Ich bin, wie man sich ausdrückt, ein populärer Prediger, allein niemals habe ich in meinem geheimsten Inneren eine übermäßige Freude wegen der Popularität meines Namens empfunden, noch eine besondere Meinung von den Mitteln gehabt, durch welche ich dazu gekommen bin. Zuerst halte ich nicht viel vom Werte der Redekunst, als einer geistigen Befähigung. Es gibt keine zweite Kunst, bei der die Bedingungen des Erfolgs so leicht erreichbar sind, und bei deren Ausübung so viel rein Oberflächliches gewohnheitsmäßig für etwas tief Durchdachtes gehalten wird. Dann wieder, wie arm ist sie in den Resultaten, die sie erzielt! Ich nehme meinen eigenen Fall. Wie oft zum Beispiel habe ich mit Leib und Seele gegen die frivole Extravaganz in der Kleidung der Frauen — gegen das Widerliche ihrer falschen Haare, ihrer Pülverchen und Schminken geeifert! Wie oft, um ein anderes Beispiel zu gebrauchen, habe ich die Käuflichkeit und materielle Richtung des jetzigen Zeitalters, die gewohnheitsmäßige Korruption und Unredlichkeit im Handel, wie sich bei Hoch und Nieder zeigt, an

den Pranger gestellt. Was habe ich damit Gutes geschaffen? Ich habe eben diejenigen entzückt, denen ich einen Verweis geben wollte. »Eine reizende Predigt! Beredter als je! Ich fürchte sonst die Predigt in der Kirche — wissen Sie, jetzt sehe ich ihr fast sehnsüchtig entgegen.« — Derart ist die Wirkung, die ich am Sonntag hervorbringe. Am Montag — da eilen die Frauen wieder in die Putzläden, um mehr als je Geld zu verschwenden; da gehen die Städter wieder ihren Geschäften nach, um dabei mehr als je Geld zu gewinnen — indes mein Kaufmann in seinem Sonntagskleid meines Lobes voll, sich am Wochentage die Ärmel aufstülpt und fröhlich, wie gewöhnlich, seinem Lieblingsprediger den Zucker verfälscht liefert!

Ich habe es oft in vergangenen Jahren gefühlt, dass sich mit diesen hier angeführten Widerwärtigkeiten dem Verfolgen meiner Laufbahn Hindernisse entgegen stellen. Ich empfand dies voll Bitterkeit in jenem Augenblicke, als ich auf das Amt eines Geistlichen verzichtete, und auch jetzt wirken sie in hohem Grade bestimmend auf mich ein.

Ich bin der leicht errungenen Erfolge auf der Kanzel überdrüssig. Die Tätigkeit unter den Unglücklichen von Green Anchor Fields flößte mir Achtung vor mir selbst, Liebe und Zuversicht in meinen Beruf ein. Aber ich kann und darf nicht dahin zurückkehren: ich habe jetzt kein Recht, mit meiner Gesundheit und meinem Leben zu spielen. Es bleibt mir keine Wahl, als mein Predigeramt wieder aufzunehmen, oder England zu verlassen. Inmitten eines ursprünglichen Volkes, wo es keine Städte gibt — im fernen, fruchtbaren Westen des großen amerikanischen Festlandes — könnte ich mit meiner Frau glücklich leben und meinen Nebenmenschen Gutes tun; in unseren Bedürfnissen durch das bescheidene, kleine Einkommen gedeckt, welches hier für mich keinen Wert hat. So male ich mir ein Leben voll Liebe, Frieden und Glück, mit Pflichten und Beschäftigungen, die eines Christen würdig sind. Was dagegen liegt vor mir, wenn ich dem Rate meiner Freunde folge und hier bleibe? Eine Tätigkeit, deren ich überdrüssig bin, weil ich schon lange aufgehört, sie zu achten; kleinliche Bosheit, die in der Person meiner Frau mich angreift und sie kränkt und demütigt,

wohin sie sich wenden mag. Hätte ich bloß an mich zu denken, so böte ich auch der ärgsten Bosheit Trotz. Aber ich muss an Mercy denken — Mercy, die mir teurer ist, als mein eigenes Leben! Die armen Frauen, sie leben nur in der Meinung anderer.

Das eine Beispiel hat mich bereits gelehrt, was meine Frau in der Nähe meiner Freunde zu leiden hätte — der Himmel verzeihe, wenn ich dieses Wort missbrauchen muss! Soll ich Sie vorsätzlich neuen Kränkungen aussetzen? — Und dies um einer Laufbahn willen, deren Lohn ich längst nicht mehr schätze? Nein! Wir wollen beide glücklich — wir wollen beide frei sein! Gott ist gnädig, die Natur freundlich, die Liebe wahr, in der neuen wie in der alten Welt. So wollen wir fort — nach der Neuen!«

Dritter Auszug

»Kaum weiß ich, ob ich recht oder unrecht getan habe. Ich erwähnte gestern gegen Lady Janet des kühlen Empfanges, der mir bei meiner Rückkehr nach London zuteil wurde und dass meine Frau dies schmerzlich empfunden habe.

Meine Tante sieht ihre Sache von ihrem eigenen Gesichtspunkt und nimmt sie dem entsprechend leicht. Sie haben nie ein Verständnis für die Gesellschaft gehabt, Julian, und werden es nie bekommen, sprach die Lady. Die armen dummen Menschen wissen einfach nicht, was sie tun sollen. Sie warten nur darauf, dass ihnen jemand Vornehmerer sagt, ob sie Ihre Heirat anerkennen sollen oder nicht. Mit kurzen Worten, sie warten darauf, dass ich ihnen den Weg zeige. Betrachten Sie es als geschehen. Ich will ihnen den Weg zeigen.

Ich dachte, meine Tante spräche im Scherz. Das heutige Ereignis hat mir bewiesen, dass sie fürchterlichen Ernst daraus macht.

Lady Janet hat für eines ihrer großen Ballfeste in Mablethorpe-House die Einladungen ergehen lassen; und sie hat veranlasst, dass überall als der Grund der Festlichkeit die Feier der Vermählung von Mister und Mistress Julian Gray genannt werde!

Ich lehnte es zuerst ab, dabei zu erscheinen. Jedoch zu meinem Erstaunen stellt sich Mercy auf die Seite meiner Tante. Sie erinnert mich daran, dass wir beide Lady Janet so viel Dank schuldig sind, und so hat sie mich überredet, meinen Sinn zu ändern. Wir gehen zu dem Ballfest — auf ausdrücklichen Wunsch meiner Frau!

Den Grund hierfür suche ich darin, dass das arme Kind noch immer von der Furcht verfolgt wird, meine Heirat habe mir in der allgemeinen Achtung geschadet. Sie will alles erdulden, alles wagen, alles glauben, um von diesem einen quälenden Zweifel — vielleicht befreit zu werden. Lady Janet prophezeit einen gesellschaftlichen Triumph, und die Verzweiflung — nicht die Überzeugung — meiner Frau lässt sie daran glauben. Was mich betrifft, so bin ich auf den Ausgang vorbereitet; er wird sein, dass wir nach der neuen Welt

ziehen und dort in Wald und Prärie die Gesellschaft in ihrer Kindheit aufsuchen. Ich will einstweilen im Stillen alles zur Abreise bereiten und zur rechten Zeit — das heißt nach dem Ballfest — mit meinen Leistungen hervortreten.«

Vierter Auszug

»Ich habe den Mann gefunden, der mir meinen Zweck fördern hilft — ein ehemaliger Universitätsfreund, jetzt Teilnehmer einer Schiffsgesellschaft, welche viel mit Auswanderern zu tun hat.

Eines ihrer Fahrzeuge segelt in vierzehn Tagen aus dem Londoner Hafen ab nach Amerika und berührt Plymouth. Durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände findet das Ballfest bei Lady Janet auch in vierzehn Tagen statt. Ich sehe nun meinen Weg vor mir.

Mit Hilfe der Güte meines Freundes habe ich Anstalt getroffen, dass, gegen eine geringe Anzahlung, eine Kabine für mich reserviert bleibt. Endet der Ball — und ich glaube, er wird dies — mit neuen Kränkungen für Mercy — so brauche ich bloß zu telegraphieren, und wir holen das Schiff in Plymouth ein. Ich weiß, welche Wirkung es haben wird, wenn ich mit dieser Nachricht hervortrete, allein mein Heilmittel dafür ist bereit. Die in vergangenen Jahren geschriebenen Blätter meines Tagebuches werden ihr deutlich zeigen, dass nicht sie es ist, die mich England den Rücken kehren lässt.

Sie wird sehen, dass sich darin mein Verlangen nach einer anderen Tätigkeit, nach einem anderen Schauplatz immer und immer wieder ausspricht, und zwar lange früher, ehe wir zum erstenmale einander begegneten.«

Fünfter Auszug

»Mercys Ballkleid — ein Geschenk der gütigen Lady Janet — ist vollendet. Ich durfte das Kunstwerk sehen, als es zum erstenmale probiert wurde. Ich verstehe mich nicht im geringsten auf den Wert von Seide und Spitzen, allein das eine weiß ich — meine Frau wird die Schönste auf dem Balle sein.

Noch am selben Tage sprach ich bei Lady Janet vor, um ihr zu danken, und hatte dabei Gelegenheit, meine Kenntnis des wunderlichen, originellen Charakters meiner lieben, alten Tante um einen neuen Zug zu bereichern.

Sie war eben im Begriffe, einen Brief zu zerreißen, als ich zu ihr in das Zimmer trat. Bei meinem Anblicke hielt sie inne und gab mir den Brief. Es war Mercys Schrift. Lady Janet deutete auf eine Stelle der letzten Seite. »Sagen Sie Ihrer Frau nebst meinen Grüßen«, sprach sie, »dass ich noch hartnäckiger bin als sie. Ich weigere mich auf das Entschiedenste zu lesen, wie ich mich weigere, zu hören, sobald sie es versucht, auf den einen Gegenstand zurückzukommen. Nun geben Sie mir den Brief wieder.« Ich tat es und sah, wie sie ihn vor meinen Augen in Stücke zerriss. Der eine Gegenstand, dessen Erwähnung sie Mercy so strenge verbietet, ist immer derselbe, dass sie sich nämlich für Grace Roseberry ausgegeben hat! Die Art und Weise, wie meine Frau darauf hinwies, hätte nicht natürlicher und zartfühlender sein können. Gleichviel. Das Lesen der ersten Zeile war genug. Lady Janet schloss die Augen und vernichtete den Brief — sie will leben und sterben, ohne die wahre Geschichte »Mercy Merricks« zu kennen. Welche unlösbare Rätsel wir Menschen sind! Ist es deshalb wunderbar, dass wir uns immer missverstehen?«

Sechster Auszug

»Der Morgen nach dem Ball.

Es ist geschehen und nun vorbei. Die Gesellschaft hat Lady Janet geschlagen. Mir fehlt Geduld und Zeit, um ausführlich darüber zu schreiben. Wir reisen mit dem Nachmittagsschnellzug nach Plymouth ab.

Wir kamen etwas spät auf den Ball. Die prächtigen Räume füllten sich rasch mit Gästen. Ich schritt an der Seite meiner Frau durch die Zimmer, als sie meine Aufmerksamkeit einem Umstande zuwandte, den ich bisher nicht bemerkt hatte. »Julian«, sagte sie, »sie dir einmal die Damen an, ob dir dabei nichts Befremdendes auffällt.« Als ich um mich blickte, begann die Musik eben einen Walzer zu spielen. Ich beobachtete, dass nur wenige Personen an uns vorbei nach dem Tanzsaal gingen. Bald sah ich, dass unter den wenigen Tänzerinnen noch weniger jung waren. Endlich wurde es mir klar. Mit einigen Ausnahmen, und diese waren so selten, dass sie eben die Regel konstituierten, fehlten die jungen Mädchen auf diesem Balle. Ich führte Mercy sofort zurück nach dem Empfangszimmer. Das Gesicht Lady Janets verriet, dass auch sie das Sonderbare dieser Erscheinung bemerkt hatte. Die Gäste kamen noch immer an. Herren mit ihren Frauen, mit ihren Müttern, ja Großmüttern wurden empfangen, aber anstatt ihrer unverheirateten Töchter brachten sie mit der kühnsten erstaunlichsten Höflichkeit weitläufige Entschuldigungen vor. Ja! Auf diese Art waren die ehrsamen Damen der vornehmen Kreise der Gefahr aus dem Wege gegangen, die in Lady Janets Hause durch eine Begegnung mit Mister und Mistress Julian Gray für ihre Töchter entstehen konnte.

Doch ich will keinem unrecht tun. Die Damen, welche anwesend waren, ließen es nicht an der schuldigen Achtung gegen ihre Wirtin fehlen. Sie taten, was ihnen zukam — nein, sie taten vielleicht sogar zu viel.

Ich hatte wirklich keinen rechten Begriff von der Rohheit und Härte, welche in neuerer Zeit in der Gesellschaft herrschend

geworden sind, bis ich den Empfang sah, der meiner Frau bereitet wurde. Die Tage der Sprödigkeit und Vorurteile sind vorbei. Überschwängliche Liebenswürdigkeit und überschwängliche Freisinnigkeit sind die zwei Pole, um welche die heutige Generation sich bewegt. Zu sehen, wie die Frauen in freisinniger Weise das Unglück meiner Frau vergessen, wie die Männer voll liebenswürdiger Beflissenheit ihren Frauen dazu noch höheren Mut einflößen wollen — zu hören, wie dieselben Redensarten in jedem Zimmer wiederholt werden: ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mistress Gray; ich bin der verehrten Lady Janet sehr verpflichtet, dass sie mir diese Gelegenheit verschaffte — Julian, alter Knabe, welche Schönheit haben Sie da erobert! Ich beneide Sie darum; auf Ehre, ich beneide Sie! — Diese Worte des Willkommens, noch gesteigert durch zudringliches Händeschütteln, ja manchmal sogar durch Küssen meiner Frau, und dann umher zu blicken unter diesen selben Menschen, von denen unter dreißigen nicht einer seine unverheiratete Tochter mit auf den Ball genommen hatte, das war wahrhaftig, in einem schlechteren Lichte konnte sich die heutige Zivilisation nicht zeigen. Mögen Enttäuschungen uns auch in der neuen Welt erwarten — ein so verächtliches Schauspiel, wie wir es diesen Abend auf dem Balle bei meiner Tante gesehen, kann uns unmöglich wieder vor die Augen treten.

Lady Janet bekundete ihr besseres Gefühl gegenüber dem Benehmen ihrer Gäste dadurch, dass sie diese ganz sich selbst überließ; die Gäste ihrerseits fühlten deshalb aber noch keine Veranlassung, das Fest zu verlassen, sondern sprachen der Tafel recht herzhaft zu. Sie alle wussten aus Erfahrung, dass es in Mablethorpe-House nicht schlecht zu essen und zu trinken gab. So leerten sie Schüsseln und Flaschen bis auf den letzten Rest.

Mercy und ich hatten, ehe wir fortgingen, in den oberen Räumen des Hauses eine Unterredung mit Lady Janet. Ich hielt es für notwendig, meinen Entschluss, England zu verlassen, offen mitzuteilen. Die Szene, welche hierauf folgte, war so peinlich, dass es mir noch nicht möglich ist, sie hier zu schildern. Meine Frau ist mit dem Gedanken an unsere Abreise ausgesöhnt; und Lady Janet

begleitet uns nach Plymouth — dies ist das Resultat. Ich fühle mich unbeschreiblich erleichtert, seitdem die Sache abgemacht ist. Und nur einen Schmerz soll ich von Englands Küste fortnehmen — den Schmerz über die Trennung von der teuren, warmfühlenden Lady Janet. In ihrem Alter ist dies eine Trennung fürs Leben.

So reißen denn die Verbindungen ab, welche mich an mein Heimatland knüpften. Mit Mercy, mir zur Seite, gehe ich der unsicheren Zukunft entgegen, im sicheren Bewusstsein, dass das Glück bei mir ist, wohin ich mich auch wenden mag. Fünfhundert solcher Abenteurer, wie wir selbst sind, treffen auf dem Auswandererschiff mit uns zusammen, sie wandern aus, weil das Vaterland keine Arbeit und keine Heimstätte für sie hat. Ihr Herren vom statistischen Büro, fügt zur Zahl der verfehlten Existenzen, welche England im Jahre des Herrn achtzehnhundert und einundsiebzig hervorgebracht, noch zwei hinzu — Julian Gray und Mercy Merrick.«

– E n d e –